This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

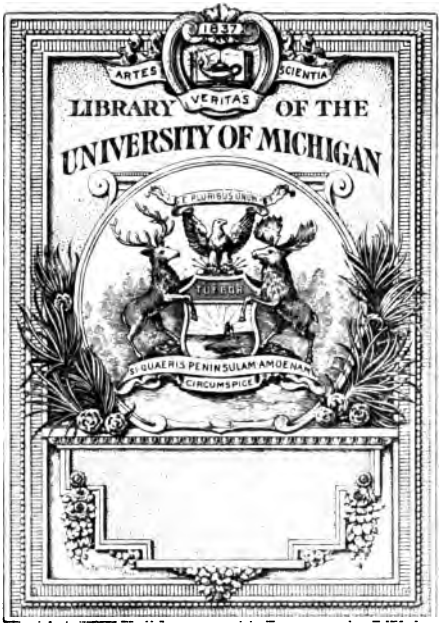
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

١٩٧١

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Eſſays und Studien

zur

Sprachgeſchichte und Volkskunde

von

Guſtav Meyer.

Zweiter Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1893.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde

von

Gustav Meyer.

Zweiter Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1893.

Ueberſetzungsrecht vorbehalten.

G. Otto's Hof-Buchdruckerei in Darmſtadt.

Inhalt.

		Seite.
I.	Franz Bopp	1
II.	Georg Curtius	12
III.	Weltſprache und Weltſprachen	23
IV.	Etruskiſches aus Aegypten	47
V.	Die Ausſprache des Griechiſchen	58
VI.	Von der ſchleſiſchen Mundart	66
VII.	Zur Charakteriſtik der indiſchen Literatur	78
	1. Allgemeine Grundlagen	78
	2. Der Veda	87
	3. Kalidaſa	97
VIII.	Zigeunerphilologie	107
IX.	Volkslieder aus Piemont	118
X.	Neugriechiſche Hochzeitsbräuche	132
XI.	Zur Volkskunde der Alpenländer	145
XII.	Finniſche Volksliteratur	163
XIII.	Das Räuberweſen auf der Balkanhalbinſel	184
XIV.	Eine Geſchichte der byzantiniſchen Literatur	208
XV.	Athen im Mittelalter	220
XVI.	Das heutige Griechenland	236
XVII.	Griechiſche Reiſemomente	270
	1. Von Korfu nach Athen	270
	2. Athen	278
	3. Im Lande der Pelopiden	287

XVIII. Zante 296
XIX. Apulische Reisetage 307
1. Von Brindisi nach Lecce 307
2. Lecce 316
3. Kalimera 326
4. Tarent 335
XX. Bei den Albanesen Italiens 345
XXI. Das Jubiläum der Universität in Bologna . . 355
Anmerkungen 365

I.

Franz Bopp.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage am 14. September 1891.

Wohl nur eine kleine Gemeinde wird heute die hundertjährige Wiederkehr des Tages feiern, an dem Franz Bopp geboren wurde. Es ist ja überhaupt nicht allzu vielen Gelehrten beschieden, daß ihr Name auf den Lippen des Volkes von Gau zu Gau und von Land zu Land getragen wird, wie der eines Künstlers oder eines Heerführers. Lebendiger war vielleicht die Theilnahme, als man sich vor sechs Jahren an den hundertjährigen Geburtstag Jakob Grimms erinnerte. Ihn trug die nationale Bedeutung seiner Persönlichkeit. Die Arbeit seines Lebens war der Erforschung deutschen Alterthums, deutscher Sitte und Sprache gewidmet; und der hervorragende Zug unserer Zeit nach Betonung nationaler Eigenthümlichkeit kam der dankbaren Anerkennung der wissenschaftlichen Verdienste des unsterblichen Mannes hülfreich entgegen. Franz Bopp und Jakob Grimm gehören zusammen, und als dritter gehört zu ihnen Wilhelm von Humboldt. Diesen dreien dankt das deutsche Volk und mit ihm die ganze Welt die Wissenschaft von der Sprache.

Bopp, Grimm und Humboldt haben ſich in wunderbarer Weiſe ergänzt. Ihre Ausgangspunkte waren ganz verſchieden, und ſchließlich trafen alle drei in dem Bemühen zuſammen, dem merkwürdigen Werkzeuge des menſchlichen Geiſtes, welches wir Sprache nennen, ſeine Geheimniſſe abzufragen. In die größte Tiefe ſtieg Humboldt. Die ganze bunte Sprachenwelt des Erdballs wollte er in weit blickender Umſchau erfaſſen und aufzeigen, warum ſie ſo verſchieden geſtaltet ſei. Noch heut iſt nicht alles, was er angeregt, zu Ende gedacht. Grimm war unter den dreien am meiſten Philolog. Er ging vom Beſonderen aus; ſeine deutſche Grammatik wurde ein Vorbild der geſchichtlichen Betrachtung einer Sprache. Von da ſtieg er auf zum Allgemeinen, ja zum Allgemeinſten, denn er hat ein Buch über den Urſprung der Sprache geſchrieben. Franz Bopp war, wie Humboldt, genährt von den Anſchauungen der philoſophiſchen Grammatik, und, wie Grimm, zunächſt in dem Gebiete einer einzelnen Sprache heimiſch. Aber das Sanskrit wies, wie von ſelbſt, über ſich hinaus, auf die Sprachen, die mit ihm eines Stammes waren. So hat Bopp das Prinzip der Vergleichung in die wiſſenſchaftliche Sprachenerforſchung eingeführt.

Vor hundert Jahren gab es weder in Deutſchland noch ſonſt irgendwo eine wirkliche Sprachwiſſenſchaft. Es gab wohl Leute, welche ſehr gut Lateiniſch und Griechiſch verſtanden, viel beſſer, als das heutzutage der Fall iſt; man trieb Hebräiſch und Arabiſch; die nicht genug zu rühmende Thätigkeit chriſtlicher Glaubensboten hatte Beſchreibungen von vielen Sprachen Aſiens und Amerikas geliefert, die noch heute zum Theil ihren Werth nicht verloren haben. Aber das Studium der Sprachen war immer nur ein Mittel zu irgend einem Zweck, niemals Selbſtzweck. Man wollte ſich an den Feinheiten des

Atticismus und der goldenen Latinität berauſchen, man wollte wohl ſelbſt ſo gut Griechiſch ſchreiben wie Platon, ſo gut Lateiniſch wie Cicero; es galt die Bücher des alten und des neuen Bundes in den Originalurkunden zu verſtehen, es galt den Heidenvölkern das Evangelium in ihren Mutterſprachen zu predigen. Niemandem fiel es ein, daß die Sprache um ihrer ſelbſt willen der wiſſenſchaftlichen Erforſchung werth ſei, als eine der bedeutſamſten Aeußerungen des menſchlichen Geiſtes und zugleich als eines der wichtigſten Mittel zu ſeiner Erziehung. Es war genug, wenn man feſtgeſtellt hatte, daß im Lateiniſchen ut mit dem Konjunktiv verbunden würde; warum das der Fall ſei, danach fragte man nicht. Die Wichtigkeit des Nachweiſes von Sprachverwandtſchaft für die Aufhellung gewiſſer vorgeſchichtlicher Zuſtände war einzelnen erleuchteten Köpfen, wie Leibniz, aufgegangen; auch hier ſollte die Sprachwiſſenſchaft nur Hülfswiſſenſchaft ſein.

So war es nicht immer geweſen. Lange vor Bopp hatte es Sprachwiſſenſchaft gegeben; aber ihre Quellen waren theils verſchüttet worden, theils unbekannt geblieben. Zweimal iſt vor unſerem Jahrhundert die Bedeutung der Sprache erkannt und gewürdigt worden, und zwei Völker haben verſucht den Aufgaben, welche ſie unſerer Erkenntniß ſtellt, näher zu treten. Dieſe zwei Völker ſind die Griechen und die Inder. Beide ſind ſo verſchieden von einander, wie nur möglich, und es kann nicht leicht etwas Ungleichartigeres gedacht werden, als die Art, wie ſie das Problem angefaßt haben. Mit einer Kühnheit des Denkens, die vor nichts zurückſchreckt, haben die Griechen zuerſt die allerſchwierigſten Fragen zu beantworten geſucht, die es auf dieſem Gebiete überhaupt giebt. Der Urſprung der Sprache, das Verhältniß des Denkens zum Sprechen, der Dinge zu ihren ſprachlichen Bezeich-

nungen, das waren die Räthsel, mit welchen sich die Philosophen Griechenlands den Kopf zerbrachen. Es ist bewundernswerth, wie viel Tiefsinniges darüber von ihnen gesagt worden ist, obwohl das Material, aus dem diese Gedanken heraus gesponnen wurden, ein so gänzlich unzulängliches war. Die Sprache war für die Griechen lediglich das Griechische. Man kann nicht genug darüber staunen, daß die große mundartliche Mannigfaltigkeit der griechischen Landschaften, die abweichenden Alterthümlichkeiten in dem ehrwürdigen nationalen Epos, die vielseitigen Handelsbeziehungen zu anders redenden Völkern nicht zum Verständniß für wirkliche Sprachgeschichte geführt haben. Ein Denker wie Platon, der uns in seinem „Kratylos" ein köstliches sprachphilosophisches Schriftchen hinterlassen hat, mußte wohl von der Verschiedenheit der Mundarten und der Sprachen betroffen werden; aber auch er hat an diese Dinge nur schüchtern und von weitem getastet. Des Aristoteles empirische Forschung aber hat sich andere Aufgaben gesucht. So ist die Sprachwissenschaft der Griechen immer nur Sprachphilosophie geblieben. Freilich, die Arbeit, die sie hier gethan haben, ist nicht verloren gewesen. Daß wir Begriffe, wie Artikel, Substantivum, Verbum, handhaben können, verdanken wir ihnen, und man darf sie nicht dafür verantwortlich machen, daß man diese Ausdrücke hinterher auf Sprachen angewendet hat, für welche sie keinen Sinn haben.

Den Griechen kann der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß der geistige Hochmuth, mit dem sie sich von den andern Völkern, den „Barbaren", abschlossen, sie gehindert hat, Schöpfer auch der wissenschaftlichen Sprachforschung zu werden. Nur einmal sind im Alterthum die äußeren Verhältnisse dafür vielleicht noch günstiger gewesen, im römischen Weltreiche. Aber die Römer gingen

in den Wissenschaften bis auf eine bekannte Ausnahme – nur die von den Griechen gewiesenen Wege; die griechischen Bezeichnungen für die grammatischen Kategorien haben in der lateinischen Umtaufung Weltbürgerrecht bekommen. Das römische Weltreich ging unter; während seines langsamen Zusammenbruches spielte sich einer der merkwürdigsten und folgenreichsten Prozesse im Sprachleben ab, die Entstehung der romanischen Sprachen. Aber niemand achtete darauf in den dunklen Jahrhunderten, die gekommen waren.

Lange vorher war im fernen Orient, in dem Wunderlande, hinter dessen verschlossene Pforten die Griechen einmal zu des Großen Alexander Zeiten einen neugierigen Blick geworfen hatten, die Sprachwissenschaft geboren worden, lange bevor die ionischen Philosophen über die Entstehung der Worte nachgrübelten. Sie war gezeugt in dem Schoße, in dem alle indische Weisheit ihren Grund hat, in der Wissenschaft vom Veda. Wie sich viel später die sehr achtungswerthen grammatischen Arbeiten der Araber an den Koran anlehnten, so ist die indische Grammatik hervorgewachsen aus der theologisch-philologischen Beschäftigung mit den heiligen Liedern der indischen Vorzeit. Auch für die Inder gab es, wie für die Griechen, nur eine Sprache, die eigene. Aber sie strebten nicht von diesem festen Boden weg in die Lüfte, sondern sie suchten erst das zu verstehen, was sie umgab; ihre eigene Sprache wollten sie kennen und begreifen und nicht die letzten Räthsel der Sprache an sich lösen. Es ist eigenartig zu sehen, wie hier die schärfste und nüchternste Beobachtung ihr Recht behält, während auf anderen Gebieten das klare Denken immer mehr von phantastischem, halb irrem Träumen überwuchert wird. Die Gebilde der Sprache, die Sätze, die Worte werden zerschnitten und

immer wieder zerſchnitten, wie ein Anatom oder Phyſiolog die Theile des Körpers zerſchneidet, um ihren Bau zu begreifen und den Geheimniſſen des Lebens nachzuſpüren. Die Griechen haben in den Zeiten, in welchen die alexandriniſche Philologie mit wenig Glück ſich auch an ſprachlichen Dingen verſuchte, von krankhaften Veränderungen, von der Pathologie der Sprache geredet. Sie mußten damit nothwendig in die Irre gehen, denn ſie kannten die Anatomie des geſunden Sprachorganismus nicht. Dieſe Wiſſenſchaft haben die Inder begründet. Und das iſt eine That, die an und für ſich nicht minder bedeutend iſt, als die Entdeckung des Blutkreislaufes oder der Umdrehung der Erde.

Ich glaube nicht, was man oft behauptet hat, daß die Eigenart der indiſchen Sprache den einheimiſchen Forſchern auf halbem Wege entgegen kam. Hätte in Griechenland ein Grammatiker gelebt, wie Pāninī oder deſſen Vorgänger, die griechiſche Sprache hätte ſich ſicherlich als ein nicht weniger dankbares Objekt für ſein Sezirmeſſer erwieſen. Vorläufig blieb jedenfalls was in Indien erſonnen war, ohne jede Wirkung auf die abendländiſche Wiſſenſchaft; und ſelbſt dann, als das ferne Land allmählich dem Weltverkehr erſchloſſen worden war, wurde die Sprachwiſſenſchaft zunächſt in ganz anderer Weiſe von dort aus befruchtet, als durch die indiſche Grammatik. Die indiſche Sprache ſelbſt, das ehrwürdige Sanskrit, war es, welches hier neue Anregungen ſchuf. Bald, nachdem man mit ihr bekannt geworden war, fiel Einzelnen die Aehnlichkeit vieler ihrer Wörter und Formen mit denen der europäiſchen Hauptſprachen auf. Indiſche Handſchriften kamen nach England und wurden dort herausgegeben; die Anfänge einer indiſchen Philologie in Europa regten ſich. Dann kam Friedrich Schlegel's geiſtvolles

Büchlein über Sprache und Weisheit der Inder mit einer Fülle neuer, überraschender Thatsachen und Gedanken. Und dann kam Franz Bopp mit seinem 1816 erschienenen Erstlingswerke.

Bopp hat mit der von ihm vorgenommenen Zergliederung der Sprachformen dasselbe gethan, was die Inder vor ihm gethan hatten. Aber er hat mehr gethan. Er hat die Verwandtschaft und den gemeinsamen Ursprung derjenigen Sprachen, welche wir jetzt die indogermanischen zu nennen gewohnt sind, zuerst in umfassender Weise mit wissenschaftlichen Mitteln nachgewiesen. Und er hat über die Entstehung der grammatischen Formen dieser Sprachen eine eigene Ansicht aufgestellt und dieselbe wissenschaftlich zu begründen versucht. Das ist Bopp's Lebenswerk und das ist seine Größe. Wie groß seine That war, ermißt man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, unter welchen mangelhaften Vorbedingungen sie gethan wurde. Als Bopp sein „Conjugationssystem" schrieb, und auch später noch, als er die erste Ausgabe seiner „Vergleichenden Grammatik" verfaßte, war vom Sanskrit nicht allzu viel bekannt, noch weniger von der Sprache des Zendvolkes; die persischen Inschriften waren noch nicht gedeutet, die belehrende Mannigfaltigkeit der griechischen Mundarten war unzugänglich; das älteste Latein war noch zum größten Theil vom Boden Italiens bedeckt und die iguvischen Tafeln standen unentziffert in einem kleinen Provinzialmuseum Umbriens. Das alte Kirchenslavisch hatten slavische Gelehrte eben angefangen in seiner Bedeutung zu würdigen; gänzlich unzureichend waren die Hülfsmittel für das verwandte Litauisch, das erst viel später von Schleicher der Wissenschaft erobert werden sollte; den stolzen Bau der germanischen Grammatik begann der gleichaltrige Grimm

eben erst aufzuführen. Ich rede nicht von den keltischen Sprachen, deren Zugehörigkeit zu unserem Sprachstamme selbst Bopp damals noch nicht erkannte, nicht vom Albanischen, in dessen Gebiet er später einen nicht ganz glücklichen Streifzug unternahm. Und trotz der Unzulänglichkeit aller dieser Hülfsmittel hat er es verstanden, auf diesem weiten Gebiete in den großen Hauptsachen überall das Richtige zu treffen, das Gemeinsame aufzuzeigen, das Besondere zu erklären; er hat es vermocht, in Wirklichkeit den Bau einer vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen zu errichten, ohne daß von einer einzigen dieser Sprachen ihm eine wirklich ausreichende Grammatik vorgelegen hätte. Hier kam ihm vielleicht selbst ein Mangel seiner Anlage zu Hülfe. Neben seiner hervorragend sprachwissenschaftlichen Begabung war die philologische etwas verkümmert. Das liebevolle Eingehen auf die kleinen und kleinsten Erscheinungen des Sprachlebens, wie es nur durch langdauernde und mühevolle Beschäftigung mit den Literaturdenkmälern einer Sprache gezeitigt wird, der feine Blick auch für das Kleinleben einer Sprache, der alles, was Jakob Grimm geschrieben hat, so köstlich macht, war Bopp versagt; und man darf es getrost aussprechen, daß ihn dies auf seinem Wege nur gehindert hätte. Hier galt es die Besitzergreifung ungeheurer Gebiete, in denen sich wohnlich einzurichten der Zukunft überlassen werden mußte; es galt breite Hauptstraßen durch den Wald zu hauen, zu denen sich sorglicher gepflegte Nebenwege später finden mochten. Bopp's Werk ist die That eines erobernden Genius, ein Werk aus einem vollen Gusse, von dem selbst seine Fehler nicht wegzudenken sind, ohne daß es dem Eindrucke des Ganzen schaden würde.

Denn Bopp's „Vergleichende Grammatik" ist nicht

blos die Arbeit eines Gelehrten; sie ist auch ein Kunstwerk. Man hat häufig die Sanskritgrammatik Pāṇini's das größte grammatische Kunstwerk genannt. Ich kann, unbeschadet meiner großen Verehrung vor dem indischen Gelehrten, in ihrer formalen Seite nichts anderes sehen, als ein großes Kunststück. Die denkbar vollständigste Grammatik einer der reichsten Sprachen ist hier mittelst eines erschreckend verwickelten Systems von Formeln und Abkürzungen auf einen ungemein kleinen Raum zusammengedrängt. Das hat etwa denselben Werth, wie die Versuche, Dante's „Hölle" auf eine Postkarte zu schreiben, und ähnliches. Damit darf Bopp's großes Werk nicht verglichen werden. Seine Darstellung ist von größter Einfachheit, aber von vollendeter Kunst. Wer überhaupt dem Reize eines so trockenen Gegenstandes, wie Grammatik zu sein scheint, zugänglich ist, der liest diese in behaglicher Breite dahin strömenden Erörterungen wie ein Epos. Schleicher's bekanntes späteres Handbuch nimmt sich dagegen wie eine Gesetzsammlung aus. Die jungen Sprachforscher sollten Bopp's Grammatik viel mehr lesen, als es zu geschehen pflegt. Sie hat einen ähnlichen Reiz, wie die älteren Reisewerke über die ersten Entdeckungsfahrten in unbekannte Länder, von denen wir jetzt viel genauere und zuverlässigere Beschreibungen haben.

Die von Bopp begründete Wissenschaft würde ja diesen Namen nicht verdienen, wenn sein Buch nicht, was seinen thatsächlichen Inhalt betrifft, heute veraltet wäre. Man verzeihe den Ausdruck, der nicht pietätlos sein soll. Daß dies rascher eingetreten ist, als vielleicht sonst, ist nur ein gutes Zeichen für die Lebenskraft und Entwickelungsfähigkeit von Bopp's Schöpfung. Die Methode sprachwissenschaftlicher Untersuchung hat sich verfeinert und befestigt. Bopp hatte keine eigentliche Methode; aber er

hatte mehr, er hatte Genie. Ein Genie, ſagt man, macht wohl Fehler, aber keine Dummheiten. Bopp hat, eben infolge ſeines Mangels einer ſicher arbeitenden Methode, große Fehler gemacht, beſonders als er es unternahm, die gänzlich unverwandten kaukaſiſchen und malaiiſch-polyneſiſchen Sprachen als Glieder der indogermaniſchen Familie zu erweiſen. Heutzutage iſt Methode eine Krücke, mit der auch die Lahmen gehen können. Sie machen keine genialen Fehler, dafür aber um ſo mehr recht ungeniale Dummheiten. Die Durchforſchung der einzelnen Sprachen hat ungeheure Fortſchritte gemacht; aus Stein- und Papierurkunden ſind uns neue Sprachen und Mundarten erſchloſſen worden, und von der menſchlichen Rede, wie ſie auf den Lippen noch lebender Geſchlechter erklingt, ſucht man von Tage zu Tage mehr zu lernen. Das iſt vielleicht der wichtigſte Fortſchritt. Wir haben erkannt, daß die Sprache nicht getrennt gedacht werden kann von dem ſprechenden Einzelweſen. So haben ſich Phyſiologie, Pſychologie und Sprachwiſſenſchaft unlöslich verbunden. An den lebenden Sprachen lernen wir die todten immer beſſer verſtehen. Vielleicht geſchieht hier des Guten manchmal ſogar zu viel. Man möchte in vorgeſchichtlichen Perioden unſerer Sprachen Feinheiten belauſchen, die uns wohl für immer ein Geheimniß bleiben werden. Es giebt Leute, die hier das Gras wachſen hören wollen; das iſt ſchwer in einem lebendigen Walde, geſchweige denn in einem, der uns blos in Verſteinerungen vorliegt. Ich fürchte, gerade die Jüngſten bauen allzu oft Kartenhäuſer, die am nächſten Tage der Hauch eines Mundes umbläſt.

Man hat wohl geſagt, es ſei in den letzten zwei Jahrzehnten in der indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft eine Revolution ausgebrochen, welche den ganzen von Bopp aufgeführten Bau niedergeriſſen habe. Ich kann das nicht

finden. Ich ſehe von Bopp bis heute nur eine nothwendige und folgerichtige Entwickelung. Sie iſt bald langſamer vor ſich gegangen und bald raſcher, zeitweiſe vielleicht etwas überſtürzt; das Gebäude Bopp's iſt theilweiſe umgebaut worden, vielfach neu eingerichtet, aber die Grundſteine ſind nicht verrückt. Man hat Bopp's Erklärung der grammatiſchen Formen aus Zuſammenſetzung urſprünglich ſelbſtändiger Elemente vielfach angefochten, und es iſt gewiß, daß er in der Erklärung von Einzelheiten nicht ſelten geirrt hat. Aber im Ganzen iſt ſeine Hypotheſe nicht widerlegt worden; und je mehr ſich unſere Kenntniß verſchieden gearteter Sprachen der Erde erweitert, umſomehr zeigt ſich, daß ſie die einzig mögliche iſt. Auch hier hat ſein genialer Blick etwas geſehen, für das der genaue Nachweis von den ſpäter Gekommenen erſt in mühſamer Arbeit erbracht werden muß. Es kam ein Geſchlecht jüngerer Sprachforſcher, dem die älteren, durchaus nicht um ihm zu ſchmeicheln, den Namen Junggrammatiker beilegten. Zornige Schlachtrufe erſchollen eine Zeit lang hüben und drüben; und wenn man ängſtlichen Gemüthern glauben durfte, ſo war ein Maſſenaustritt aus der Bopp'ſchen Gemeinde erfolgt, und ein unheilbares Schisma zerklüftete die bis dahin einmüthigen Bekenner. Der Lärm iſt verhallt, und man konnte ſehen, daß er recht überflüſſig war. Verſchiedenheiten der Meinungen giebt es überall, und gerade da am meiſten, wo man ernſthaft die Wahrheit ſucht. Aber das Widerwärtige perſönlichen Gezänkes, welches die von den Brüdern Grimm begründete Wiſſenſchaft der deutſchen Philologie ſo lange Zeit hindurch geſchändet und geſchädigt hat, iſt der indogermaniſchen Sprachwiſſenſchaft erſpart geblieben. Es giebt keinen unter ihren Jüngern, der ſich am heutigen Tage nicht freudig bewußt wäre, daß wir alle unter dem Zeichen Franz Bopp's kämpfen. Er bleibt uns allen Führer, Herr und Meiſter!

II.

Georg Curtius.

(1885.)

Wer den Grabhügel von Georg Curtius mit einer Reliefplatte schmücken wollte, der müßte darstellen, wie die beiden Wissenschaften der klassischen Philologie und der vergleichenden Sprachforschung Hand in Hand daher schreiten, den Manen des Hingeschiedenen ein Todtenopfer zu bringen. Herangebildet in jener, durch die formelle Umgrenzung seines Lehrberufes sein Lebenlang nach außen hin ihr Vertreter, erscheint er seiner schriftstellerischen Thätigkeit nach doch viel mehr als Linguist denn als Philologe. „Indem ich", so sagte er in seiner Leipziger Antrittsvorlesung (1862), „von der Verbindung der Philologie und Sprachforschung redete, habe ich Ihnen damit das besondere Ziel bezeichnet, das ich mir zur wissenschaftlichen Aufgabe meines Lebens gesetzt habe, die klassische Philologie, welche zu lehren und zu fördern mir obliegt, mit der allgemeineren Sprachforschung in lebendige Wechselwirkung zu setzen." Damit hat Curtius im Wesentlichen richtig selbst seine wissenschaftliche Individualität gekennzeichnet; damit ist ausgesprochen, worin seine unvergängliche Bedeutung für das geistige Leben unseres Jahrhunderts liegt.

Die Wende des vorigen Jahrhunderts zum neun-

zehnten, in so mannichfacher Hinsicht eine Frühlingsepoche im geistigen Leben der Menschheit, hatte auch die wissenschaftliche Sprachforschung neu geboren. In das trübe Spekuliren über das Wesen und die Uranfänge menschlichen Sprechens war plötzlich durch das Bekanntwerden der Sanskritsprache ein heller Schein gefallen. Man konnte mit dem Finger auf die wunderbarsten Uebereinstimmungen zwischen Indisch und Deutsch, Lateinisch u. s. w. hinweisen; es eröffnete sich eine höchst bedeutsame Fernsicht in weit zurückliegende Zeiträume der Völkergeschichte. Nach manchem unsicheren Tasten und Rathen stellte der großartige Wurf der Bopp'schen Grammatik die neue Wissenschaft auf feste Füße. Vergleichende Methode war das Schlagwort, das nicht blos die grammatische Forschung damals neu belebte. Allmählich stellten sich die Zusammenhänge der großen Sprachenfamilie dar, welche wir die indogermanische zu nennen gewohnt sind. Indisch, Persisch, Griechisch, Lateinisch, Albanesisch, Slavisch, Litauisch, Germanisch, Keltisch, mit ihren Kindern und Kindeskindern, erwiesen sich als die Abkömmlinge einer und derselben Mutter. So ungleich auch verschiedenartige Begabung und bunte Lebensschicksale der Völker die einzelnen Sprachen gestaltet hatten, dem immer schärfer werdenden Auge des Forschers erschlossen sich immer zahlreicher die niemals verwischten verwandtschaftlichen Züge.

Gleichzeitig legte Wilhelm v. Humboldt's philosophisch durchgebildete Weltanschauung, vereint mit seinem weiten Rundblick über einen Kreis der verschiedenartigsten Sprachen des Erdballs, die wissenschaftlichen Grundlagen für die Betrachtung der allgemeinen Gesetze des Sprachlebens und der Sprachentwicklung. Abseits von Beiden führte Jakob Grimm den stolzen Riesenbau der deutschen Grammatik auf, für alle Zeiten das unerreichte Muster liebevollster

Versenkung in die Eigenart einer einzelnen Sprache, zugleich der vielversprechende Anfang historischer Sprachbetrachtung. Die drei Richtungen Bopp's, Humboldt's und Grimm's ergaben in ihrer Vereinigung die moderne Linguistik.

Es war nur natürlich, daß so mächtige Anregungen allenthalben neues Leben schufen, wo man sich der Erforschung von Sprachen hingab. Jakob Grimm hat freudig die von der vergleichenden Richtung Bopp's gebotene Förderung anerkannt und selbst nach Kräften gestrebt, sich in Sanskrit und Sprachvergleichung hineinzuarbeiten. Die slavische Sprachforschung stand von Anfang an auf dem Boden der komparativen Methode; das Aufblühen der romanischen Sprachstudien in Deutschland war auf engerem Gebiete eine Wiederholung des Bopp'schen Werkes. Nur die klassische Philologie stand ablehnend beiseite. Sie spöttelte über diejenigen, welche vom Ganges her die griechische Sprache aufklären wollten, und fuhr unbekümmert fort, die Wort- und Formforschung in den beiden klassischen Sprachen mit einer seit den Zeiten der alexandrinischen und byzantinischen Philologie unverändert gebliebenen Methodelosigkeit zu betreiben. Thorheiten und Widersinnigkeiten, welche durch jahrhundertelange Tradition geheiligt waren, wurden nach wie vor im Schulunterrichte fortgepflanzt, obwohl die richtige Erkenntniß von der Sprachwissenschaft längst gefunden war.

Vielleicht darf man die Philologie wegen dieser ablehnenden Haltung nicht einmal allzu sehr tadeln. Ein nicht geringer Theil des Verschuldens trifft die Linguistik selber. Bei dem Eroberungszuge in das ausgedehnte Gebiet der indogermanischen Sprachenwelt mußte es naturgemäß zunächst etwas stürmisch zugehen. Es wurde von einer Anzahl Hauptpositionen Besitz ergriffen; viele Klein-

arbeit blieb nothwendig vorläufig ungethan. Die minutiöse Akribie der Quellenforschung, die blendende Sauberkeit der Ausführung, Dinge, die dem Philologen — und mit Recht — ans Herz gewachsen waren, vermißte er hier. Bopp selbst war kein streng geschulter Philologe; seine Arbeiten auf dem Gebiete der Sanskrit-Philologie lassen diesen Mangel mitunter fühlbar hervortreten. Auch seine älteren Schüler waren es nicht, besonders die beiden, welche zunächst die neue Wissenschaft in besondere Berührung mit Griechisch und Lateinisch setzten, Pott und Benfey. Der erstere ist sein Lebenlang ein unerhörter Stylist geblieben; die Form seiner durch eine eminente Gelehrsamkeit ausgezeichneten Schriften ist ein abschreckendes Unikum. Der andere, später ein hervorragender Sanskritist, machte ziemlich früh den directen Versuch, den gesammten griechischen Wortschatz etymologisch zu zergliedern. Sein Buch war wüst und unerfreulich selbst für die damalige Zeit. Es wimmelt von den unbewiesensten und unbeweisbarsten Annahmen; die strenge Zügelung der kombinatorischen Phantasie durch die Norm fester Lautgesetze fehlte gänzlich. Noch immer mußte dem Philologen die Etymologie als eine Pseudo-Wissenschaft erscheinen, in welcher nach dem alten Witzworte die Vokale nichts und die Konsonanten noch weniger bedeuteten.

Hier nun setzte die Thätigkeit von Georg Curtius ein. Er verband die streng philologische Schulung durch Boeckh und Lachmann frühzeitig mit einer Hinneigung zu sprachwissenschaftlicher Beschäftigung. Seine Erstlingsschrift über die Bildung der griechischen Nomina ist Franz Bopp gewidmet. Schon hier tritt klar die Richtung seiner Lebensaufgabe zu Tage. Sie steht auf ihrer Höhe in den „Grundzügen der griechischen Etymologie". Dieses Buch ist von dem weittragendsten und tiefgreifendsten Ein-

fluſſe auf die klaſſiſche Philologie wie auf die vergleichende Sprachwiſſenſchaft geweſen. Es hat die beiden ſo lange im Antagonismus verharrenden Schweſtern ausgeſöhnt und zu ſchöner gemeinſamer Arbeit angeeifert, es hat aber auch jede von beiden mächtig angeregt und gefördert. Mit einer ſeltenen Meiſterſchaft in poſitiv ſchaffender Kritik war hier der ſichere Gewinn verzeichnet, welchen die neue Lehre für die Erforſchung und das Verſtändniß des griechiſchen Wortvorrathes ergeben hatte. Mit dem willkürlichen Rathen und blinden Vergleichen war es nun für alle Zeit vorbei, klar und deutlich wurde die Forderung nach dem Aufſuchen von Lautgeſetzen aufgeſtellt, welche die Laute und Wörter der verſchiedenen Sprachen in regelmäßiger Entſprechung und Vertretung erſcheinen ließen. Damit kämpfte Curtius an der Seite des früh geſtorbenen Schleicher, der ebenſo wie er eine zeitlang der Prager Hochſchule angehörte. Wenn heute die geſammte Sprachwiſſenſchaft weſentlich auf die Lautgeſchichte geſtellt iſt, ſo iſt das zum größten Theile Curtius' Verdienſt. Er hat überhaupt ungemein viel dazu beigetragen, prinzipielle Erörterungen anzuregen und in weitere Kreiſe zu tragen. Klarheit der Auffaſſung und Durchſichtigkeit der Darſtellung unterſtützten ihn dabei in hervorragendſtem Maße, dabei ein feiner natürlicher Takt im Vermeiden von Extravaganzen und Gewaltſamkeiten. Wie ſein Bruder, hat er von den Griechen das Schönſte gelernt, was man von ihnen lernen kann, die Sophroſyne, das edle Maß in Allem und Jedem, auch in Wort und Schrift. Seine Polemik iſt zu aller Zeit eine ruhige, leidenſchaftsloſe, verſöhnliche geweſen, ſelbſt weniger geſchmackvollen Angriffen gegenüber, wie dem des Graeciſten Nauck in Petersburg. Er war eine im beſten Sinne des Wortes vornehme Natur.

Selbst gewagteren Problemen der Sprachwissenschaft gegenüber hat Curtius seine Umsicht und Besonnenheit niemals verleugnet. So, als er in seiner Abhandlung „Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung" es unternahm, Vorgänge einer weit vor aller geschichtlichen Erkenntniß liegenden Sprachepoche zu erschließen und zu zeigen, wie das indogermanische Formensystem nicht auf einmal, sondern schichtenweise entstanden sei. Auch wer nicht geneigt ist, den hier entwickelten Ansichten von Curtius beizutreten, wird nicht umhin können, die Richtigkeit der Grundanschauung anzuerkennen und die Sauberkeit und Konsequenz seiner Ausführungen zu bewundern. Vielleicht hat gerade diese Scheu vor jedem Zuviel Curtius gehindert, schöpferischer in der Wissenschaft aufzutreten, als es der Fall war. Ein eigentlicher Bahnbrecher und Pfadfinder in neuen, unentdeckten Gebieten ist er nicht gewesen. Das Parta tueri war vielmehr sein Wahlspruch. Wie nothwendig und wohlthätig das ist, sind jüngere Streiter allzu leicht geneigt, zu vergessen. Jede Wissenschaft bedarf ebenso sehr des Zügels als des Sporns.

Das richtige Gefühl für das Mögliche und Wahrscheinliche ersetzte bei Curtius vielfach den Mangel an ausgebreiteten Kenntnissen auf dem Gebiete sämmtlicher indogermanischer Sprachen. Denn trotz aller Exkursionen in das allgemeine indogermanische Gebiet blieben die beiden klassischen Sprachen immer der Mittelpunkt seiner Studien. Er hat den Philologen gezeigt, wie man an der Erkenntniß des herrlichsten Geistesproduktes, das uns die alten Völker hinterlassen haben, ihrer Sprache, wissenschaftliche Freude empfinden und thätig mitarbeiten könne, ohne Sanskritist oder Sprachvergleicher von Beruf zu sein. Besonders seine Wirksamkeit an der Leipziger Universität war diesem Ziele gewidmet. Er hat derselben fast ein

Vierteljahrhundert angehört und neben Ritschl, leider nicht durchaus in frohem Zusammenwirken mit diesem, den glänzendsten Anziehungspunkt dieser Hochschule gebildet. Zahlreiche Schüler, unter ihnen mancher Name von trefflichem Klange, haben durch ihn die Anregung zu ihrer Lebensarbeit bekommen. Aus fernen Ländern, über den Ozean herüber, zog sein Ruhm Studirende in seine Vorlesungen; besonders die jüngere linguistische Schule Italiens zählt eine Anzahl seiner begeistertsten Anhänger. Ich vermag nicht aus eigener Erfahrung ein Bild von seiner Lehre zu zeichnen, denn ich bin nie in dem Sinne sein Schüler gewesen, daß es mir vergönnt war, das lebendige Wort seiner Vorlesungen zu hören. Aber gern bekenne auch ich, wie unendlich Vieles und Ausschlaggebendes ich der Anregung seiner Schriften verdanke. Als vor neun Jahren Curtius' fünfundzwanzigjähriges Professoren-Jubiläum gefeiert wurde, da fand der warme Dank seiner zahlreichen Schüler in Nah und Fern einen schönen Ausdruck in den reichen Beiträgen zur „Curtius-Stiftung".

Naturgemäß leitete Curtius seine Schüler vorzugsweise zur Arbeit auf dem Gebiete an, in welchem er selbst am meisten heimisch war. Seine grammatische Gesellschaft hat hier besonders segensreich gewirkt; Alle, welche das Glück hatten, daran theilnehmen zu können, haben ihr die dankbarste Erinnerung bewahrt. Zahlreiche, zum Theil treffliche Monographien über einzelne Partien der griechischen und lateinischen Grammatik sind daraus hervorgegangen; die reichen inschriftlichen Funde der letzten zwanzig Jahre sind häufig hier zuerst verwerthet und für unsere Kenntniß mundartlicher Besonderheiten besonders der griechischen Sprache fruchtbar gemacht worden.

Und hier darf eine That von Curtius nicht vergessen werden, unscheinbar vielleicht in ihrer äußern Erscheinung,

aber doch von der größten Tragweite in den davon betroffenen Kreisen. Ich meine seine griechische Schulgrammatik, welche er noch als Professor in Prag verfaßte. Sie ist es, welche seinen Namen am meisten populär gemacht hat; leider ist es ja den Verfassern von Schulbüchern nicht immer beschieden, bei Allen, die sie gebrauchen mußten, im besten Andenken zu stehen. In ihr ward zum erstenmale der Versuch gemacht, eine Anzahl von sicheren Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft auch dem griechischen Unterricht dienstbar zu machen. Er ist gleich auf den ersten Wurf in überraschendster Weise gelungen; alle später von Anderen in derselben Richtung unternommenen Arbeiten sind nicht im Stande gewesen, die Vortrefflichkeit der Curtius'schen Leistung in Schatten zu stellen. Die Auswahl des Stoffes, die Klarheit in seiner Anordnung und das pädagogische Verständniß für das richtige Maß in der Aufnahme neuer Auffassungen sind gleich bewunderungswürdig. Die jüngere Generation, welche nach Curtius Griechisch gelernt hat, kann kaum mehr beurtheilen, welch großer Schritt von den Grammatiken eines Buttmann oder Rost zu der von Curtius war. Ihr ist eine Fülle von sprachlichen Thatsachen von vornherein in der richtigen Beleuchtung vermittelt worden, die wir Aelteren uns erst durch die Korrektur falscher Ansichten selbst schaffen mußten. Die Einführung dieses Buches in den Unterricht bedeutete einen Bruch mit der Vergangenheit, der, zur Ehre der damaligen österreichischen Unterrichtsverwaltung sei es gesagt, in Oesterreich viel eher sanktionirt wurde als in Deutschland.

Den letzten Lebensjahren von Curtius blieben manche Bitternisse nicht erspart. Es wiederholte sich an ihm, was dem Ausgange mancher wissenschaftlichen Größe einen fast tragischen Anstrich gibt. Einige seiner besten Schüler,

in seinem Sinne weiter arbeitend, arbeiteten über ihn hinaus. Die Mehrzahl der jüngeren Sprachforscher, mit einem übelwollenden und unpassenden Namen „Junggrammatiker" genannt, stellte Grundsätze der Forschung auf, welche Curtius nicht mehr die seinen heißen wollte. Unbesonnenheit, von mancher Seite vielleicht selbst Böswilligkeit, machte den Gegensatz schroffer, als er in der That war. In Wirklichkeit war es nichts absolut Neues, was Curtius sich gegenüber sah; es war nur ein folgerichtiges Fortschreiten auf den Bahnen, die er selbst gewiesen hatte. Die von ihm zuerst und nachdrücklich eingeschärfte Strenge in der Beobachtung der Lautvertretung wurde immer rigoroser gefaßt und zuletzt in dem mannigfach umstrittenen Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze formulirt. Der Einfluß psychologischer Faktoren auf die Gestaltung der Sprache, von Curtius selbst in einzelnen Fällen wiederholt zugegeben, wurde in den Vordergrund geschoben und zu einem Hauptprinzipe der Erklärung gemacht. Ueber die Lautzustände der indogermanischen Ursprache gelangte man zu Ansichten, die zum Theil wohl bereits als sicher bewiesen gelten dürfen und nun auch die Vorstellungen über die Lautverhältnisse der Einzelsprachen bedeutend änderten, zum Beispiel das Verhältniß des griechischen zum indischen Vokalismus geradezu umkehrten. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der einzelnen indogermanischen Sprachen, die Möglichkeit sicherer Einsicht in die Probleme der Wort- und Formenschöpfung wurden mit einem Negativismus betrachtet, der weit über Curtius' eigenen Skeptizismus hinausging. Curtius verhielt sich gegen das Meiste, was die neuere linguistische Schule leistete, ablehnend. Nicht aus Eigensinn oder starrem Unfehlbarkeitsdünkel — der war seinem Wesen durchaus fremd; er war einfach nicht überzeugt.

Wer wollte deshalb dem Dahingeschiedenen einen Vorwurf machen? Er ist dem Lebenden mitunter nicht erspart worden, hie und da in einer Form, die ich niemals gebilligt habe. Mir, der ich im großen Ganzen zu den Grundsätzen der modernen Schule mich bekenne, ist es stets eine sehr große Freude gewesen, mit Curtius trotz mancher wissenschaftlicher Differenzen persönlich in den besten und wohlthuendsten Beziehungen zu bleiben. „An Ihrer Rezension über mein Buch," schrieb er mir im Mai dieses Jahres, „weiß ich die weitherzige Art, wie Sie über Ansichten sprechen, die wenigstens zum Theil mit den Ihrigen nicht zusammenstimmen, sehr zu schätzen". Auch ich habe niemals etwas Anderes von ihm sagen können.

So ist es zuletzt recht einsam um ihn geworden. Seine letzte Schrift: „Zur Kritik der neuesten Sprachforschung", die im Anfange dieses Jahres erschien, ist einer Auseinandersetzung mit den neuen Ansichten gewidmet. Sie ist von demselben Geiste versöhnlicher Milde durchleuchtet, der auch seine früheren polemischen Arbeiten kennzeichnet, hie und da durch vornehme Ironie gewürzt; aber sie geht, wie mir scheint, den Schwierigkeiten der Probleme mehr aus dem Wege, anstatt sie herzhaft anzufassen. Vielleicht ist es zu hart, wenn einer seiner Gegner sagt, Curtius habe noch nicht gesehen, wo der Kernpunkt der ganzen Meinungsverschiedenheiten liege. Aber in der That vermißt man in dieser letzten Schrift das scharfe Erfassen und Beleuchten der Grundlagen und Voraussetzungen, aus denen die Differenzen erwachsen sind und in denen sie schließlich ihre Ausgleichung finden werden. Uns kann in der Trauer über Curtius' plötzlichen und vorzeitigen Tod — und diese Trauer wird eine große und allgemeine sein — der Gedanke trösten, daß ihm das,

was seines Lebens Ziel und Aufgabe war, ganz und voll zu erreichen und auszugestalten beschieden war. Da ist kein jäher Abbruch eines vielversprechenden Wirkens, keine zerstörte Hoffnung auf begonnene oder noch zu erwartende Leistungen. Seine Schriften bleiben der Sprachforschung als ein Gut für alle Zeit, sein Name einer der glänzendsten Gelehrtennamen für alle Zukunft.

III.

Weltſprache und Weltſprachen.

(1891.)

Daß am Ende des nunmehr bald abrollenden Jahrhunderts die Idee einer Weltſprache und die Verſuche zur Schöpfung einer ſolchen zu wiederholten Malen aufgetaucht ſind und es zum Theil vermocht haben, ſelbſt breiteren Schichten des Volkes bei uns und anderwärts ein wenn auch nur flüchtiges Intereſſe einzuflößen, iſt eine eigenthümliche Erſcheinung. Die ähnlichen Beſtrebungen, von denen wir aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts wiſſen, erklären ſich viel einfacher und natürlicher. Das damalige Zeitalter war kosmopolitiſch, international, von großen und ſchönen Humanitätsgedanken durchtränkt; die Beſten aller Völker nährten ſich und die freudig aufhorchende Jugend mit dem Gedanken eines brüderlichen, nach Freiheit ringenden Zuſammenlebens der verſchiedenen Nationen. Dazu kam, daß die ſprachwiſſenſchaftliche Thätigkeit jener Zeit auf das Allgemeine und Theoretiſche hinzielte. In Indien war das Sanskrit entdeckt worden, in Ägypten hatte Napoleon's Feldzug in dem dreiſprachigen Stein von Roſette den Schlüſſel zur Entzifferung der Hieroglyphenſchrift zugänglich gemacht. Träume von der urſprünglichen Einheit des Menſchen-

geſchlechtes und ſeiner Sprache gewannen durch dieſe merkwürdigen Dinge neue Nahrung, der philoſophiſche Zug der Zeit förderte die Liebhabereien der ſogenannten allgemeinen oder philoſophiſchen Grammatik, welche das Weſen der Sprache ergründen zu können vermeinte, ohne die Sprachen der Erde in irgend ausreichender Weiſe zu kennen. Jetzt, hundert Jahre ſpäter, liegen die Dinge anders. Unſere Zeit iſt nicht international, ſondern in hervorragendem Maße national. Noch nie ſind Schlagwörter, wie Arier und Semiten, oder Germanen und Slawen mit ſo entſchiedener Betonung erklungen wie gerade jetzt. Die großen Völker ſtehen ſich in eiſerner Rüſtung, die Hand am Schwerte, gegenüber; die kleinen gefallen ſich wenigſtens in leidenſchaftlichen Deklamationen über Berechtigung und Zukunft ihrer Nationalität. Durch erbitterte Kämpfe um Nationalität und, was man für das wichtigſte derſelben hält, um Sprache wird ſeit vielen Jahren die Kulturarbeit eines großen und mächtigen Staates lahm gelegt. Und auch die gegenwärtige Richtung der Sprachwiſſenſchaft kommt den weltſprachlichen Beſtrebungen nicht anregend entgegen. Sie hat ſich, mehr als es der erſprießlichen Löſung auch ihrer engeren Aufgaben gut iſt, faſt durchaus in die Erforſchung des Speziellen und Speziellſten vergraben; ſie weicht der Erörterung allgemeiner Fragen meiſtens ängſtlich aus — die Satzungen einer geachteten ſprachwiſſenſchaftlichen Geſellſchaft des Auslandes haben Unterſuchungen über den Urſprung der Sprache geradezu verboten — und iſt mitunter in Gefahr, in der Durchſtöberung des Einzelnen den großen Zuſammenhang mit dem Ganzen zu vergeſſen und den weiten Ausblick ins Allgemeine zu verlieren.

Es liegt auf der Hand, daß die Liebhaberei für den Gedanken einer Weltſprache in unſerer Zeit an einem

anderen Punkte angesetzt hat. Das ist der gegen früher ins völlig Ungeahnte gesteigerte und sich immer noch mehr steigernde Weltverkehr. Das Reisen wird durch die von Jahr zu Jahr zunehmende Erweiterung der Eisenbahnnetze und durch die Vervielfältigung der Dampferlinien immer leichter und wird durch die in verschiedenen Ländern begonnene Preisherabsetzung immer weiteren Kreisen zugänglich; der Briefverkehr gewinnt immer mehr an Ausdehnung und Telegraph und Telephon lassen die ungeheuersten Entfernungen auf ein Nichts zusammenschrumpfen. Freilich ist auch hier noch immer dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wer von Konstantinopel nach Paris reist, muß unterwegs genau sechs Mal seinen Koffer auf- und zuschließen, und da der Ozean die alte Welt von der neuen nicht mehr trennt, sondern sie im Gegentheil immer enger verbindet, sucht die Mac-Kinley-Bill und die geplante Zollunion der amerikanischen Staaten zwischen beiden eine chinesische Mauer zu ziehen. Trotzdem ist es nicht zu verwundern, wenn an so auffallende und greifbare Fortschritte auf dem Gebiete des Völkerverkehrs sich Utopien knüpfen, welche das mit einem Schlage erobern möchten, was nur eine allmähliche Entwickelung zu geben vermag. Und wie die katholische Kirche trotz aller Enttäuschungen und Verluste immer noch an der Hoffnung festhält, dereinst die gesammte Menschheit als eine Heerde unter einem Hirten zu vereinigen, so drängt sich vielfach mit mehr Bestimmtheit als früher der Gedanke hervor, die unter anderem durch die ungeheure Vielheit der Sprachen getrennte Menschheit durch das Band einer gemeinsamen Sprache zu einigen. Menadé bal pükí bal, Einer Menschheit Eine Sprache! so lautet der Wahlspruch der Volapükisten.

Unter den sehr zahlreichen Versuchen zur Aufstellung

einer Weltſprache, die nicht alle, vielleicht nicht einmal dem Namen nach, zu meiner Kenntniß gekommen ſind, iſt ja ohne Zweifel Volapük der bekannteſte geworden. Dieſe „Weltſprache“ — genau das ſoll der Name bedeuten — war in der glücklichen Lage, nach langer Pauſe als erſte auf den Plan zu treten; ihr Erfinder konnte, was den Erfindern des vorigen Jahrhunderts verſagt war, die mannichfaltigen und weit tragenden Mittel unſerer modernen Publiziſtik in den Dienſt ſeiner Sache ſtellen, und eine ungewöhnlich regſame, zum größten Theil gewiß von wirklicher Ueberzeugung und Begeiſterung getragene Jüngerſchaar brachte es fertig, in allen möglichen Landen der Erde Vereine und Zeitſchriften zu gründen, Verſammlungen abzuhalten, Vorträge ins Werk zu ſetzen und durch eine mit unleugbarem Geſchick durchgeführte Reklame wenigſtens dem Namen der neuen Sprache eine unerwartete Popularität zu geben. Eine Zeitlang konnte man keine Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf eine Rede des Geographen Alfred Kirchhoff in Halle zu ſtoßen, der einer der eifrigſten Wanderprediger für Volapük war, übrigens in Deutſchland der einzige bekanntere Name, den die Volapükiſten zu den Ihrigen zählen. Gegenwärtig ſcheint die Bewegung ihren Höhepunkt überſchritten zu haben, und obwohl Prophezeien eine mißliche Sache iſt, gebe ich doch meiner beſcheidenen und unmaßgeblichen Meinung Ausdruck, daß, wenn Ehidher, der ewig Junge, in zehn Jahren deſſelbigen Weges fahren ſollte, er wenige Trümmer dieſes einſt ſo hoffnungsvoll begonnenen Baues finden wird.

Bei einem Urtheil über Volapük muß man, wie in einer guten Predigt, drei Fragen ſorgfältig von einander trennen. Iſt eine Weltſprache wünſchenswerth? Iſt eine künſtliche Weltſprache möglich? Entſpricht Volapük den

Bedürfnissen und Anforderungen einer solchen? Wenn man die beiden ersten vorläufig einmal mit Ja beantwortet, so scheint die dritte gegen Volapük entschieden zu sein. Es sind im Schoße der Volapükgemeinde selbst so viele Dissidenten erstanden, daß dadurch ein etwa möglicher Erfolg des Volapük entschieden unmöglich geworden ist. Der Abfall gerade einiger der anfangs begeistertsten Anhänger hat der Sache das Todesurtheil gesprochen. Zu ihnen gehört unter anderen Julius Lott in Wien, der noch im Jahre 1887 eine Einladung zu einer Prüfung in Volapük als „Weltsprache-Oberlehrer" mit unterzeichnete, einer Prüfung, welche den Beweis liefern sollte, „daß neun Lektionen vollkommen genügen, um in Volapük sich verständigen zu können", und der bereits im Jahre 1888 eine Flugschrift versandte, in welcher der Beweis versucht wird, daß Volapük „nicht das einfachste und natürlichste Verkehrsmittel sei", in welcher der Satz steht: „Wenn Schleyer deklamirt: Einer Menschheit Eine Sprache, so ist das einfach nur Reklame", und in welcher mitgetheilt wird, daß „selbst hervorragende Volapükisten nach jahrelangem Mühen die Fähigkeit noch nicht besitzen, einen Diskurs in ihrem Ideal-Idiome zu führen". Herr Lott hat dann selbst eine „Kompromißsprache" als Ersatz des Volapük vorgeschlagen und ihre Grundzüge entworfen. Schwerer noch ist die Schleyer'sche Weltsprache durch den Abfall des französischen Volapükisten Kerckhoff, Professors an der Handelsakademie in Paris, geschädigt worden, der auf eigene Hand im Jahre 1888 einen Volapükistenkongreß nach Paris berief. Schleyer hat gegen dessen Beschlüsse feierlich Verwahrung eingelegt. Er hat vollkommen Recht damit gehabt. Volapük soll sein, wie es ist, oder es soll nicht sein. Die Bewegung war durch energisches Erfassen einer Idee und durch begeisterte Parteinahme

dafür in Fluß gebracht worden. Nur unbedingter Glaube an sich selbst und blinde, fanatische Unterwerfung kann einer solchen Idee zum Siege über die Welt verhelfen. Durch das Schisma hat sie sich selbst gerichtet. Volapük ist nicht mehr, was es war, und damit ist für sein Nichtsein entschieden.

Ich kann mir eine Kritik dieses Versuches einer Weltsprache ersparen. Sie ist mehrfach von andern besorgt worden, am besten, gründlichsten und vorurtheilsfreiesten von Herrn Oberlehrer Dr. Beermann in einer Abhandlung „Studien zu Schleyer's Weltsprache Volapük", welche im Programm des Gymnasiums in Ratibor vom Jahre 1890 gedruckt ist. Die Arbeit zeugt von ernsthafter Beschäftigung mit dem Gegenstande und von tüchtiger sprachwissenschaftlicher Bildung; der Verfasser ist, wenn ich nicht irre, Schüler des verstorbenen Georg Curtius in Leipzig gewesen: Herr Beermann zieht die Summe seiner auf alle Seiten dieser Weltsprache sich erstreckenden Erörterungen selbst mit folgenden Worten: „Volapük in seiner jetzigen Gestalt ist allenfalls für den schriftlichen Handelsverkehr geeignet, bei entsprechender Ergänzung seines Lexikons würde es sich auf allen Gebieten verwenden lassen, bei denen es sich um einen schriftlichen Gedankenaustausch über rein verstandesmäßige Angelegenheiten handelt; in der Poesie sowie überall da, wo es auf Schönheit der Darstellung ankommt, hat es keine Statt; für den mündlichen Verkehr ist es unbrauchbar. Seine Erlernbarkeit ist nicht leichter als die der meisten Culturſprachen; denn was durch die Regelmäßigkeit seiner Lautbezeichnung und seiner Flexion gewonnen wird, geht durch die Unregelmäßigkeit seiner Wortbildung wieder verloren. Die einzigen Vorzüge, welche Volapük vor den Naturſprachen hat, sind seine theilweise auf Kosten der Deutlichkeit erlangte Kürze und

seine Internationalität, wenn letztere auch in der Hauptsache sich als nur scheinbar erweist, da sie nur das Aeußere, nicht aber den Geist betrifft."

Die Volapükisten haben sich von Anfang an heftig über die gleichgültige oder ablehnende Haltung der sprachwissenschaftlichen Fachmänner, der „Zunft", beklagt. Dieser letztere Ausdruck ist natürlich durchaus nicht in anerkennendem oder liebenswürdigem Sinne zu verstehen. Man hört ihn regelmäßig, wenn wohlmeinende und gut gesinnte Dilettanten sich an die Lösung von Aufgaben machen, die nun einmal eine ordentliche, meinetwegen handwerksmäßige Schulung und eine gewisse Summe von Kenntnissen verlangen, und wenn sie hinterher von der Wissenschaft zurecht gewiesen und auf den gänzlichen Mangel eines Befähigungsnachweises aufmerksam gemacht werden. Ich gebe ja, obwohl oder weil ich selbst der gelehrten „Zunft" angehöre, gern zu, daß in derselben unendlich viel Anmaßung, kleinliche Eifersucht und widerwärtiges Kliquenwesen herrscht, daß man sich häufig allzu ängstlich gegen jeden frischen Luftzug von außen absperrt und daß man oft allzu geneigt ist, sein höchsteigenes Persönchen und sein eigenes Wissenschäftchen für den Mittelpunkt des gesammten Weltalls zu halten. Das hängt zum Theil damit zusammen, daß bei uns die wissenschaftliche Thätigkeit fast ausschließlich an den akademischen Betrieb an Universitäten geknüpft ist. Aber es gibt Gott sei Dank bei uns auch eine große Anzahl hochdenkender und weitblickender Gelehrten, und das Bild, welches der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" von dem deutschen Professor entworfen hat, ist ein widerwärtiges und unrichtiges Zerrbild, gegen welches nicht scharf genug Verwahrung eingelegt werden kann. Leistungen von echter und wirklicher wissenschaftlicher Bedeutung werden darum nicht

todt geschwiegen, weil sie keinen Professor zum Urheber haben. Der große, ja epochemachende Werth des bekannten Buches von Victor Hehn über Kulturpflanzen und Hausthiere ist gleich beim ersten Erscheinen desselben von der gesammten wissenschaftlichen Welt freudig anerkannt worden, obwohl der Verfasser ein Privatgelehrter war, und Schliemann's Entdeckungen haben, nachdem einmal die erste Verblüffung vorüber war, die ungetheilte Bewunderung der archäologischen Fachmänner gefunden, wenn diese auch gewisse Wunderlichkeiten des gänzlich autodidaktisch gebildeten Mannes bis an dessen Lebensende mit in den Kauf nehmen mußten.

Ich will hier vorläufig einmal unerörtert lassen, ob das Volapük und überhaupt das Problem einer Weltsprache die Sprachwissenschaft etwas angehe oder nicht. Für Volapük war es sehr wahrscheinlich ein Glück, daß eine eingehende wissenschaftliche Kritik, wie die Beermann'sche, nicht früher an ihm geübt wurde; der blutlose Schatten wäre dann gewiß weit früher in die Unterwelt zurückgetaucht, als es jetzt der Fall sein wird. In den Veröffentlichungen der letzten Jahre prunken nun die Volapükisten mit den Namen dreier hervorragender Sprachforscher, welche sich für ihre Sache ausgesprochen haben sollen. Das sind Alexander Ellis, Max Müller und Hugo Schuchardt. Es lohnt sich, die Stimmzettel, welche diese drei Herren für Volapük abgegeben haben, sich einmal in der Nähe zu betrachten.

Ellis ist ein hervorragender englischer Phonetiker, dessen eigene Gedanken sich schon früher mit einer allgemeinen Schrift und einer allgemeinen Sprache beschäftigt hatten. Er hat in der Philologischen Gesellschaft in London ein Gutachten über Volapük abgegeben, in welchem er mannigfaltige und schwere Mängel dieses Versuches

nicht verschweigt, aber schließlich die Ansicht vertritt, man müsse trotzdem, wolle man zu einer Weltsprache kommen, Volapük annehmen, weil die Bewegung dafür im Flusse sei und bereits gewisse Erfolge erzielt habe. Das ist der Standpunkt, auf welchem auch der Erfinder Schleyer steht und den ich oben — die Haltbarkeit der Voraussetzungen einmal zugegeben — als den einzig richtigen bezeichnet habe. Der Name Max Müller's ist unter den drei angeführten wohl der bekannteste, weniger durch die große, von ihm zuerst unternommene und in einem Vierteljahrhundert zu Ende geführte Ausgabe des ehrwürdigsten Denkmals der altindischen Literatur, des Rigveda, oder durch seine fortgesetzten Bemühungen auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte, als durch seine von geistreicher Auffassung und gewandter Darstellung getragenen Versuche, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zu populariſiren. Man wird das einem Stoffe gegenüber, der sich der Anpassung für weitere Kreise ganz besonders spröde erweist, nicht genug anerkennen dürfen, und seine „Vorlesungen" und „Essays" verdienen auch jetzt noch die hervorragende Beachtung, welche ihnen bei ihrem ersten Erscheinen zu Theil wurde. Dabei kann man aber nicht leugnen, daß der Eindruck, welchen gewisse Schriften Max Müller's im größeren Publikum gemacht haben, bei diesem eine Ueberschätzung der wissenschaftlichen Bedeutung ihres Verfassers gezeitigt haben, die von den näher betheiligten Fachkreisen nicht getheilt werden kann. Diese werden sich nicht verhehlen dürfen, daß die glatte und leicht verständliche Form der Müller'schen Schriften zum Theil mit einem gewissen Verzicht auf die Durchdringung und Vertiefung der Probleme erkauft ist, und daß besonders seine letzten Arbeiten auf allgemein sprachwissenschaftlichem Gebiete einigermaßen hinter den höchsten Anforderungen, wie man

ſie heut ſtellen muß, zurückzubleiben ſcheinen. Jedenfalls ſind es Uebertreibungen der Autorität Max Müller's, gegen die er ſelbſt gewiß zuerſt Verwahrung einlegen wird, wenn es in einem neueren Buche über eine „Gemeinſprache der Kulturvölker" beiſpielsweiſe heißt, er ſei „der allgemeinen Meinung nach die höchſte Autorität in dieſem Zweige des menſchlichen Wiſſens". Seine Ausſprüche werden von ſolchen Leuten geradezu als Orakel angeſehen, und man kann vielleicht zugeben, daß ſie wirklich in der Form etwas Orakelhaftes haben. Mir ſind über Volapük zwei ſolche Ausſprüche Max Müllers bekannt; der eine lautet: „Die Schleyerſche Weltſprache iſt mir bekannt und ich ſtimme den Prinzipien, auf welchen ſie beruht, vollkommen bei"; der andere: „Daß Volapük Fortſchritte macht, freut mich; auch dieſes hilft die Feſſeln der Sprache etwas lockern". Wer möchte entſcheiden, wie viel bei dieſen Urtheilen auf Rechnung der perſönlichen Liebenswürdigkeit Müller's kommt? Wenigſtens hat er dem Verfaſſer eines Buches, das auf den Trümmern des Volapük eine ganz andere „Gemeinſprache der Kulturvölker" zu errichten trachtet, geſchrieben: „Ich glaube, daß eine Gemeinſprache wie die Ihrige für den Verkehr ſehr nützlich ſein wird — wird ſie jedoch je den Platz einer wirklichen lebenden Sprache einnehmen? Ich bezweifle es, in Anbetracht der menſchlichen Natur, doch wenn es jemals möglich ſein ſollte, Millionen von Köpfen unter eine Haube zu bringen, ſo glaube ich, daß Ihr Vorſchlag die beſte Ausſicht auf Erfolg hat." Immerhin dürfte es gut ſein, wenn Jemand, der mit Beſtimmtheit erwarten muß, daß ſeine Ausſprüche gedruckt und zu Reklamezwecken benützt werden, ſich ſelbſt ein Verzeichniß derſelben anlegte; er hätte dann, als er an Herrn Liptay ſchrieb, nicht vergeſſen, daß er vor kurzem auch dem Volapük ſeinen Segen geſpendet hatte.

Von ganz anderer Art und anderem Werthe ist die Schrift Hugo Schuchardt's, welche die Volapükisten zu ihren Gunsten anzuführen pflegen*. Es ist eine sehr geistvolle und gedankenreiche Abhandlung, die sich, eben „auf Anlaß des Volapüks" (ich hätte vorgezogen „aus Anlaß" oder „auf Veranlassung"), mit einer Anzahl von Fragen, die zum Theil mit jener Weltsprache nur einen entfernten Zusammenhang haben, in frischer und origineller Weise auseinandersetzt. Schuchardt ist durchaus kein Vertheidiger des Volapük, mit dem er sich, so viel ich weiß, eingehender nie beschäftigt hat; er erkennt viele der erhobenen Einwendungen als berechtigt an, er glaubt, daß größere Einfachheit und innigerer Zusammenhang zu erzielen gewesen wären, „obwohl schließlich auch hier das Bessere der Feind des Guten sein mag". Aber er vertheidigt die Möglichkeit einer künstlichen Sprache, ja er hält eine Weltsprache für ein wissenschaftliches Desiderat. Damit sind wir bei einer allgemeineren und wichtigeren Frage angelangt als die über die Aussichten der Erfindung des Pfarrers Schleyer ist.

Schuchardt's Ausführungen knüpfen an ein Problem an, dessen Verständniß er selbst in dem letzten Dezennium durch seine wissenschaftlichen Untersuchungen mächtig gefördert hat, an die Mischsprachen, wie sie sich besonders in den außereuropäischen Welttheilen durch die Berührung arisch, meistens romanisch oder germanisch, sprechender Ansiedler mit der gänzlich unverwandten Redeweise der Eingeborenen gebildet haben, wie z. B. das in Indien und auf den Sundainseln einst weit verbreitete, auch heute noch in großem Umfange herrschende verdorbene Portugiesisch, oder das sogenannte Pidgin-Englisch, das allen

* Auf Anlaß des Volapüks. Von Hugo Schuchardt. Berlin 1888. 48 Seiten.

Ernſtes einmal als eine Art neuer Weltſprache bezeichnet worden iſt. „Die Portugieſen, welche an Indiens Geſtaden landeten, kamen als Volapükiſten; ohne jede andere Rückſicht als die auf leichte Verſtändigung brachen und flickten ſie ihre Sprache für die Eingeborenen zurecht.“ „Das Volapük würde ſich von ſolchen Neuſprachen, auf welche Weiſe ſie ſich auch weiter entwickelt haben mögen, nur durch die breitere Grundlage und den durchdachten Plan unterſcheiden.“ Und es wird Einſpruch erhoben gegen „das lächerliche Bild von der künſtlichen Sprache als einem Homunkulus“.

Ich weiß nicht, wer dieſes Bild vom Homunkulus auf das Volapük oder eine andere der neuen Kunſtſprachen angewendet hat. Aber meines Erachtens kann es gar kein zutreffenderes geben. Der Homunkulus iſt ein ohne das Zuſammenwirken zweier menſchlicher Einzelweſen erzeugtes Geſchöpf, ein Produkt der wiſſenſchaftlichen Bemühungen eines Einzelnen. Ganz ebenſo das Volapük. Die Sprache iſt allerdings kein Organismus, ſondern als Thätigkeit an die Sprechenden gebunden. Aber die Sprache, ihre Entſtehung und ihre Fortbildung iſt durchaus an die Berührung zweier Individuen geknüpft. Wäre der erſte Menſch immer allein geblieben, ſo hätte er niemals geſprochen; erſt die Geſellſchaft hat das Bedürfniß der Mittheilung und damit unter anderem auch die Lautſprache erzeugt. Lebte ein Menſch, der bereits ſprechen gelernt hat, ſein Leben lang allein auf einer abgeſchiedenen Inſel, er würde ſicherlich die Sprache theilweiſe, wahrſcheinlich ganz verlernen. Gewiß kann man künſtlich, das heißt willkürlich neue Sprachen erzeugen, aber in der Weiſe, wie Darwin neue Arten erzeugt hat. Man bringe, gänzlich entrückt von anderen Einflüſſen, zwei verſchieden ſprechende Menſchen in dauernde Berührung, und das Er-

gebniß wird eine neue Sprache sein, welche die Züge der Sprechweise des einen und des anderen trägt; ein Schweizer und ein Niederdeutscher, auf einer Insel ausgesetzt, werden schließlich ein aus oberdeutschen und niederdeutschen Elementen gemischtes Deutsch reden, und ein Hottentotte und ein Eskimo werden in gleicher Lage zu einer Sprache gelangen, die dem Sprachforscher wahrscheinlich sehr interessant sein dürfte. Die Portugiesen, welche in Indien landeten, brachten kein Volapük mit, sondern ihr Portugiesisch, das sie so schlecht und so recht sprachen, als es ihnen gegeben war; mit den Eingeborenen radebrechten sie es nicht, wie Schuchardt sagt, sondern sie redeten mit ihnen, wie man mit Kindern redet, ihren Bedürfnissen und ihrem Verständniß mit mehr oder weniger Geschicklichkeit entgegenkommend. Die Eingeborenen assimilirten das Fremde nach Thunlichkeit ihren Sprachgewohnheiten, ebenso mit Beziehung auf das Aeußere, Lautliche und Flexivische, wie auf die innere Sprachform. Beide Sprachen gaben einander und beide Sprachen nahmen von einander. Mit mathematischen Formeln läßt sich das Verhältniß nicht ausdrücken; der Vorgang ist ein im letzten Grunde geheimnißvoller, wie der alles natürlichen Werdens. Volapük aber ist nicht in der lebendigen Umarmung zweier Sprachen gezeugt, sondern auf dem Studirtisch in kühler Berechnung ausgeklügelt. Leben und Wachsthum, zwei Begriffe, die man mit Recht auf die Sprache übertragen hat, sind für Volapük unmöglich, weil kein Blut in seinem Körper rollt, wie es nur die natürliche Zeugung gibt. Es ist ein lebensschwaches Geschöpf mit altklugem Gesicht, dem der frühe Tod auf der Stirn geschrieben steht; es ist ein Homunkulus.

Der wissenschaftliche Idealismus meines verehrten Collegen hat ihn noch weiter geführt. „Ich möchte von

allem Praktiſchen abſehen", ſagt er, „um zu behaupten, daß das Problem nicht nur durchaus lösbar iſt, ſondern daß uns ſeine Löſung auf das Lebhafteſte anlockt und innerliche Befriedigung verheißt. Die ungeheure, bunte Welt der Sprachen ſuchen wir in immer höhere Einheiten zu ordnen; können wir die konvergirenden Strahlen nicht nach rückwärts in einem Punkte ſammeln, wie man einſt hoffte, warum nicht nach vorwärts? Warum nicht eine Urſprache erſinnen, wenn ſich keine erweiſen läßt?" Vielleicht habe ich den Gedanken des Verfaſſers nicht richtig erfaßt, weil ich die Stellung der Frage nicht ganz verſtehe. Man hat geglaubt, und manche glauben es vielleicht noch, daß es der Wiſſenſchaft gelingen könne, die Urſprache des Menſchengeſchlechts nachzuweiſen. Wer an den Urſprung der Menſchen von einem Paare glaubt, der wird geneigt ſein, eine einzige Urſprache anzunehmen, obwohl auch dieſer nicht dazu gezwungen iſt, denn das erſte Menſchenpaar kann ſich immerhin auch ohne Lautſprache verſtändigt haben. Wer ſelbſtändige und unabhängige Entſtehung von Menſchen an verſchiedenen Punkten der Erde für wahrſcheinlicher hält, für den fällt die Veranlaſſung zu jener Annahme natürlich fort. Dieſe Urſprache oder dieſe Urſprachen aufzuzeigen, kann uns im Laufe der Zeit mit wiſſenſchaftlichen Mitteln vielleicht gelingen; wenigſtens läßt ſich von vornherein nichts dagegen ſagen, daß, wenn wir einmal alle Sprachen der Erde genau beſchrieben und verglichen, die Familientypen alle feſtgeſtellt, die älteſten Formen der einzelnen überall herausgeſchält haben, wir ſchließlich auch dazu gelangen können, die letzten Einheiten, beziehungsweiſe die einzige letzte Einheit, herauszurechnen. Aber die Vielheit der Sprachen in einem in der Zukunft liegenden Punkte zu einer Einheit zu ſammeln, alſo — nicht eine Urſprache, wie Schuchardt

ſagt, ſondern — eine Endſprache oder Schlußſprache, wenn ich ſo ſagen darf, zu erſinnen, dazu hat die Sprachwiſſenſchaft keinerlei Mittel. Denn die Sprache iſt ja kein ſelbſtändiger Organismus, der nur ſeinen eigenen, ihm innewohnenden Entwickelungsgeſetzen folgt, ſondern ſie iſt an die vielen Millionen von Individuen gebunden, welche auf der Erde leben. Mit der Entwicklung dieſer iſt die Entwicklung der Einzelſprachen und ihre Einwirkung auf einander unlöslich verbunden; und wie ſich im Laufe der Jahrtauſende dieſe Entwickelung geſtalten wird, darüber können wir ja vielleicht allgemeine Vermuthungen haben, aber wir können kein Problem daraus machen, welches einer wiſſenſchaftlichen Löſung zugänglich wäre. Eine ſolche, die ganze Sprachentwickelung abſchließende Allſprache iſt eine Träumerei, und ich mag die Luſt an Träumereien Niemandem verkümmern; ſie iſt eine Utopie, wie Bellamy's Gemälde von der zukünftigen geſellſchaftlichen Geſtaltung der menſchlichen Verhältniſſe. Utopien aber ſchafft nur der Poet, und der Gelehrte nur dann, wenn er ein Dichter iſt.

Ich habe damit eigentlich ſchon genügend angedeutet, wie ich mir die Löſung des Problems einer Welt- oder Gemeinſprache denke. Sie muß ein Ergebniß der natürlichen Entwickelung der Menſchheitsgeſchichte ſein, und darum vermag heut Niemand zu ſagen, wie ſie dereinſt ausſehen wird; ja man kann denjenigen nicht widerlegen, welcher bezweifelt, daß überhaupt die Geſchicke der Menſchheit dieſem Ziele zutreiben. Aber man kann durch Analogien aus der Sprachengeſchichte eine ſolche Annahme ſtützen. Wie es eine Aufeinanderfolge von Weltmonarchien gegeben hat, welche noch jüngſt Ferdinand Gregorovius in einem gedankenreichen Vortrage gezeichnet hat, ſo hat es auch Weltſprachen gegeben, die einander abgelöſt haben.

In beiden Fällen ist allerdings Welt nicht in dem Sinne einer Bezeichnung für die ganze bewohnte Erde zu verstehen. Wir sehen im Gefolge der Weltmonarchie des großen Alexander, dieselbe aber lange überdauernd, die griechische Sprache Weltsprache werden im ganzen Orient bis zu den Pforten von Indien; auch Italien und Südfrankreich werden in den Kreis ihres Einflusses gezogen, und ihre Herrschaft reicht lange Zeit unbestritten so weit, als der Kreis der von Gesittung erfüllten Welt reicht. Die griechische Weltsprache wird abgelöst von der lateinischen, nachdem sie eine Weile mit dieser die Herrschaft getheilt hatte. Beispiellos groß ist das Schauspiel, wie das Latein aus der kleinen Ebene am Tiber auszieht und nach und nach alles, was um das Mittelmeerbecken wohnt, zu seinen Füßen zwingt. Die Weltherrschaft der lateinischen Sprache hat die römische Weltmonarchie lange überlebt, und in ihrer Anwendung innerhalb der römisch-katholischen Kirche spielt sie noch heute die Rolle einer Weltsprache im vollsten Sinne des Wortes. Verschiedene riesengroße Kulturgebiete, Kulturwelten, wenn man will, haben gegenwärtig ihre Gemeinsprache; für die islamitische Kulturwelt ist es das Arabische, für die ungeheure Einflußsphäre des Britischen Reiches das Englische, für die Hälfte Europas und einen großen Theil Asiens das Russische. Daneben ist das Französische immer noch, man mag sich dagegen sträuben, so sehr man will, die Gemeinsprache eines sehr großen Theiles der Gebildeten aller Kulturvölker, die von ihnen neben der Muttersprache gesprochen oder wenigstens verstanden wird. Endlich gibt es auch auf kleineren Gebieten ähnliche Vermittelung durch eine Sprache; trotz aller Anfeindung erfüllt in Oesterreichs vielsprachigen Ländern das Deutsche noch immer diese Aufgabe; in einem großen Theile Ostafrikas spielt das Suaheli diese Rolle. Und ist es

etwas anderes, wenn über den Mundarten einer Sprache ein zur Herrschaft gelangter Dialekt, die sogenannte Schriftsprache, als „Volapük" schwebt, der den Schwaben dem Holsten, den Sizilianer dem Mailänder näher bringt? Und wenn in Frankreich das Französisch den Pariser dem Basken und Bretonen, das Englisch in England den Londoner dem Kymren und dem Iren eint?

Auf diese Weise sehen wir mehrfach die bunte Menge der Sprachen zu gewissen idealen Einheiten zusammengefaßt, ohne daß dabei im allgemeinen die Lebensfähigkeit der einzelnen Sprachen geschmälert wird. Freilich erweisen sich nicht alle gleich widerstandsfähig. Zahlreiche Fremdwörter, wenn nicht gar weiter gehende Sprachmischung, sind gewöhnlich die Wahrzeichen der Kulturüberlegenheit jener „Gemeinsprache"; die Mundarten zerbröckeln unter dem Einflusse der Schriftsprache; manche kleinere Sprache verschwindet im Kampfe ums Dasein ganz. So ist in Zeiten, die nicht weit hinter den unseren liegen, das Kornische in England, das Polabische an der Elbe, das Preußische in der Provinz Preußen ausgestorben; auf der Insel Veglia im Quarnero sprachen vor einigen Jahren noch ein paar alte Leute den alten, sehr merkwürdigen Dialekt, und diese mögen nun wohl auch todt sein. Manche kleinere Sprachinsel fristet ein kümmerliches, gegenwärtig vielfach durch künstliche Mittel angefachtes Dasein, das von heute auf morgen auslöschen kann. Und wieviel Sprachen sind im Alterthume unter dem Siegesschritte der griechischen und der lateinischen Weltsprache zertreten worden, deren dürftige Ueberbleibsel der Sprachforscher heute mühsam zusammenzufügen sucht, wie der Antiquar eine zerbrochene Vase. Also nicht immer zeigen sich die realen Weltsprachen so harmlos, wie das Volapük, dessen ge-

mäßigte Anhänger wenigstens versprechen, den Besitzstand der Natursprachen unangetastet zu lassen.

Man kann sich danach die zukünftige Entwickelung der Sprachenwelt so vorstellen, daß die großen Weltsprachen den Umfang des ihnen botmäßigen Gebietes immer mehr erweitern, so daß die Zahl der an dem Kampfe um die Hegemonie Betheiligten immer mehr eingeschränkt wird. Das wird natürlich mit der politischen Gestaltung der Erdoberfläche aufs engste zusammenhängen. Und wenn die Prophezeihung wahr ist, daß den endgültigen Kampf um den Besitz der Welt dereinst England und Rußland auszufechten haben, so mag man auch daran denken, daß einmal Englisch oder Russisch die wirkliche und einzige Weltsprache sein wird. Die ganze Frage ist also auf jeden Fall eine Machtfrage; ihre Lösung wird nicht so harmlos und friedlich besorgt werden, wie die Abtötung der einzelnen uns im Laufe der letzten Zeit vor Augen gekommenen Weltspracheprojekte, wo jedesmal der Nachfolger den Nachrichter des Vorgängers spielt und wo jeder zu sterben scheint mit jenem Verse der Aeneide auf den Lippen, welcher durch das Citat im Munde des Großen Kurfürsten berühmt geworden ist.

Englisch und Russisch als Wettbewerber um den zukünftigen Thron eines wirklichen Volapük, das führt noch zu einer andern Erwägung. Es ist in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Versuchen zur Schöpfung einer Kunstsprache aufgetaucht, welche auf dem Untergrunde des Romanischen, genauer der romanischen Bestandtheile in den Kultursprachen, ihr solides Gebäude aufgeführt haben. Zu ihnen gehört unter anderen der Versuch des ehemaligen Volapükisten Julius Lott, zu ihnen auch das schon oben genannte, von Herrn Max Müller empfohlene Buch des Herrn Liptay „Eine Gemeinsprache der Kulturvölker".

Sie knüpfen an die bekannte Thatsache an, daß mehr als die Hälfte des englischen Wortschatzes von romanischer Abstammung ist, und daß wir auch im Deutschen eine sehr beträchtliche Zahl von Fremdwörtern haben, die theils unmittelbar, theils durch Vermittelung einer romanischen Sprache, besonders der französischen, aus dem Lateinischen herstammen. Unsere armen Fremdwörter werden auch bald nicht mehr wissen, woran sie eigentlich sind. Auf der einen Seite brandmarkt man sie als häßliche Eindringlinge und Parasiten an dem schönen und gesunden Leibe unserer Sprache und eröffnet gegen sie einen unbarmherzigen Vertilgungskrieg; auf der andern preist man sie als das wichtigste Kulturbindemittel und destillirt aus ihnen einen heilsamen Weltsprachenextrakt. Herr Liptay rühmt sich gar, er habe seine „Gemeinsprache" nicht erfunden, sondern lediglich entdeckt; wer sein Buch durchblättert — ein wirkliches Durchlesen kann ich bei der unendlich breiten und recht geschmacklosen Darstellungsweise desselben Niemandem empfehlen — wird freilich inne werden, daß es ohne die allergewagtesten Erfindungen auch bei ihm nicht abgeht. Alle diese „Erfinder" oder „Entdecker" gehen eingestandenermaßen von der Anschauung aus, daß „Kulturvölker" nur die germanischen und romanischen seien. Abgesehen davon, daß dabei unter anderm das nicht ganz kleine und nicht ganz unkultivirte chinesische Reich mit seinen vierhundert Millionen Einwohnern vergessen ist, muß es als höchst thöricht erscheinen, daß dabei die ungeheuer große russische Kulturwelt keine Berücksichtigung erfahren hat. Die Russen sind im Verhältniß zu den zahlreichen Völkerstämmen, über welche der Zar gebietet, ganz zweifellos ein Kulturvolk; ihre Kultur, welche nicht an die westeuropäische, sondern an die byzantinische angeknüpft hat, welche erst verhältnißmäßig spät

alle Aeußerlichkeiten der abendländiſchen bis auf die Telegraphenſtangen und das Champagnertrinken angenommen hat, iſt eine eigenartige, uns vielfach fremd und unverſtändlich erſcheinende, aber in ihrer Geſammtheit doch Achtung heiſchende Kultur. Rußland mag vielfach noch Halbaſien ſein, aber man darf nicht vergeſſen, daß es zugleich halb Aſien iſt. Darin hätte für jene Herren Erfinder die Nöthigung liegen ſollen, auch das Ruſſiſche bei ihren Experimenten zu berückſichtigen; dieſes aber zeigt ſich, obwohl es als Kulturſprache natürlich auch eine beträchtliche Anzahl romaniſcher Kulturworte aufgenommen hat, doch einer Verflüchtigung in ein künſtliches Ideal-Romaniſch ſehr wenig zugänglich.

Dieſes Ideal-Romaniſch der Herren Lott, Liptay, Daniel Roſa (Le nov Latin, Turin 1890) legt eine Frage nahe. Bei den romaniſchen Sprachen können wir ja bis zu einem gewiſſen Grade „die konvergirenden Strahlen nach rückwärts in einem Punkte ſammeln", und wenn wir auch das Volkslatein, aus dem ſie hervorgegangen ſind, nicht ganz in der wünſchenswerthen Vollſtändigkeit wiederherzuſtellen vermögen, ſo haben wir ſchließlich als unverächtlichen Erſatz dafür das alte Schriftlatein. Warum alſo nicht, ſtatt jener künſtlichen Verſuche, ohne weiteres das Latein in den Rang einer Weltſprache einſetzen? Man hat in der That auch dies vorgeſchlagen; auch Herr Dr. Beermann macht ſich am Schluſſe ſeiner Volapükſtudien zum Anwalt eines aus den romaniſchen Sprachen höchſtens in ſeinem Wortvorrathe zu ergänzenden „Küchenlateins" als Weltſprache. Und damit auch die zweite Hauptſprache der alten Kulturwelt nicht fehle, räth man von anderer Seite, wenigſtens zur Gelehrtenſprache der Zukunft das alte oder das neue Griechiſch zu machen. Das führt uns

ſchließlich zu einer Beantwortung unſerer erſten Frage, ob eine Weltſprache wünſchenswerth ſei.

Man darf ſich keinen Illuſionen darüber hingeben, daß der überwiegend größte Theil aller Bewohner unſeres Erdballs an der Schöpfung einer Weltſprache nicht das mindeſte Intereſſe hat. Ich meine damit nicht bloß die vielen Millionen der Naturvölker, ſondern beiſpielsweiſe unſere ſteiriſchen oder oberſchleſiſchen Bauern, an denen für lange Zeit noch ganz andere Kulturarbeit zu thun iſt, bevor man ſie mit den Segnungen eines Volapük beglückt. Wer ſich nicht am Weltverkehr betheiligt, hat von vornherein mit einer Weltſprache nichts zu ſchaffen. In meinem Hauſe wohnt ein vortrefflicher Kaufmann; er bezieht ſeine Bedürfniſſe aus Wien, wenn es ſehr weit iſt, aus Deutſchland. Trotzdem ließ er ſich vor einigen Jahren, als Volapük in ſeiner Blüthe ſtand, von der Nothwendigkeit ſeiner Erlernung überzeugen. Das wenige, was er damals mit ſaurem Schweiße in ſeinen Kopf brachte, hat er heute glücklicherweiſe wieder vergeſſen; ſein Geſchäft hat darunter keinen Schaden genommen, und wenn er wirklich einmal auf die höchſt unwahrſcheinliche Idee kommen ſollte, ſeinen Bordeaux in Bordeaux zu beſtellen, ſo werde ich oder ein anderer unſerer Hausbewohner ihn gewiß gern in der Ausführung dieſes menſchenfreundlichen Vorhabens unterſtützen. Ob der große internationale Handelsverkehr die Schöpfung einer Weltſprache zum unabweisbaren Bedürfniß macht, kann ich wohl nicht genügend beurtheilen. Mir ſcheint es gut und wünſchenswerth, daß unſere jungen Kaufleute, die ja mit Lateiniſch und Griechiſch nicht geplagt zu werden brauchen, ebenſo wie bisher, oder in noch höherem Grade, Franzöſiſch und Engliſch lernen. Wer außer ſeiner Mutterſprache dieſe beiden Sprachen im mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck leidlich beherrſcht, der dürfte

in ſeinem internationalen Verkehr wohl ungefähr ausreichen. Für ganz beſondere und individuelle Bedürfniſſe kann dann immer noch in beſonderer Weiſe geſorgt werden. Etwas verwickelter liegen die Verhältniſſe in dem internationalen wiſſenſchaftlichen Verkehr. Hier ſind in der letzten Zeit allerdings Zuſtände zu Tage getreten, welche denſelben theilweiſe zu unterbinden drohen. Ich meine nicht ſo ſehr den brieflichen Verkehr zwiſchen Gelehrten verſchiedener Nationen. Wenn die beiden Briefſchreiber gegenſeitig ihre Sprache verſtehen, ſo wird es natürlich das beſte und gerechteſte ſein, daß jeder in ſeiner Mutterſprache ſchreibt, und ich befolge bei einem ziemlich ausgebreiteten Briefaustauſche mit Gelehrten in Frankreich, Italien, Griechenland, England, Amerika ſeit langer Zeit dieſe Praxis ohne irgendwelche Schwierigkeit. Iſt dies nicht der Fall, ſo wird ſich bei zwei Männern der Wiſſenſchaft ſicherlich eine dritte Sprache finden, welche beide ſo weit verſtehen, um ſich gegenſeitig ihre Gedanken mittheilen zu können. Die Schwierigkeit liegt auf dem Gebiete der gedruckten Veröffentlichungen. Die kleinſten Nationchen haben es ſich jetzt in den Kopf geſetzt, wiſſenſchaftliche Werke nur in ihrer Mutterſprache zu publiziren; und die gelehrten Geſellſchaften und Akademien Ungarns, Serbiens, Finnlands u. ſ. w. laſſen ihre Schriften magyariſch, ſerbiſch, finniſch erſcheinen. Das iſt auch eine beklagenswerthe Folge des nationalen Chauvinismus unſerer Tage, und hier thut eine Abhülfe dringend noth, im Intereſſe der Wiſſenſchaft im allgemeinen und mehr noch im Intereſſe jener kleinen Länder. Ein Gelehrter wird meinetwegen Engliſch, Franzöſiſch, Italieniſch und Deutſch verſtehen; ein deutſcher Gelehrter wird ſich auch in einer holländiſchen, ſchwediſchen oder däniſchen Abhandlung zur Noth zurecht finden; für gewiſſe Forſchungsgebiete beginnt die Kenntniß

des Ruſſiſchen unerläßlich zu werden; aber darüber hinaus ſeine Zeit mit dem Erlernen fremder Sprachen zu zerſplittern, das wird Niemandem, der nicht Sprachforſcher von Fach iſt, zugemuthet werden dürfen. Hier denkt man mit ſtillem Neide an die Zeit zurück, wo alles Gelehrte lateiniſch geſchrieben wurde. Ein internationaler wiſſenſchaftlicher Kongreß wäre berufen, eine Regelung dieſer wichtigen Frage anzuſtreben; und mir ſcheint, daß vor allem die gelehrten Geſellſchaften, denen ja Geldmittel zur Verfügung ſtehen, dafür ſorgen ſollten, daß wenigſtens Auszüge ihrer Abhandlungen in eine der größeren Kulturſprachen überſetzt und ſo der Allgemeinheit nutzbar gemacht würden.

Alles andere iſt von untergeordneter Bedeutung. Wenn Schuchardt erzählt, er habe es mit angeſehen, wie zwiſchen einem jungen Ehepaar der Engel der Liebe den ſtummen Mittler machte, ſo darf man wohl annehmen, daß dieſe Leutchen, nachdem ſie ſich endlich ſatt geküßt hatten, gegenſeitig ſich ihre Sprachen werden beigebracht haben. Wer als flüchtiger Touriſt in fremden Ländern reiſt, findet überall, ſofern er nicht ganz als Böotier hinkommt — und ſolche Böotier ſollen zu Hauſe ſitzen bleiben — hülfsbereite Dolmetſcher, deren Benutzung höchſtens das Reiſebudget etwas erhöht. Und wer in längerem Aufenthalte ernſthaft ein fremdes Land kennen lernen will, muß auch aus anderen Gründen ſich mit deſſen Sprache bis zu einem gewiſſen Grade bekannt machen. Ueberhaupt kann es gerade in unſerer Zeit nicht genug betont werden, wie unendlich fördernd das Erlernen fremder Sprachen iſt. Schon der alte Ennius wußte, daß man ſo viele Seelen habe, als man Sprachen ſpreche. Dabei braucht das nationale Gefühl keinen Schaden zu leiden; es wird für uns immer mit der Sprache zuſammenhängen, in

welcher unſere Mutter uns das erſte Gebet vorgeſprochen hat. Die Einſchränkung des Unterrichts in den alten Sprachen, die auch ich lebhaft befürworte, ſoll hier Raum ſchaffen, und die Abſchaffung des blödſinnigen Klavierſtümperns, mit dem die unmuſikaliſcheſten Kinder Jahre lang gequält werden, könnte manche Stunde einem beſſeren Zwecke frei machen.

Ich habe mich vor ein paar Jahren, als die Volapükbewegung ihren Höhepunkt erreicht hatte, in einer harmloſen Plauderei, allerdings mit wenig Reſpekt, darüber ausgeſprochen. Das hat mir damals einen offenen Brief von Profeſſor Kirchhoff zugezogen und einen Verweis meines Freundes Schuchardt, weil ich meinte, „ich brauchte nur das Zauberſtäbchen meines Humors gegen die phantaſtiſche Wolke zu ſchwingen, damit ſie in die Lüfte zerrinne". Nun, dieſe Wolke zerrinnt, natürlich nicht vor dem Zauberſtäbchen meines Humors, ſondern vor der Sonne der friſchen und lebendigen Wirklichkeit. Gegen Volapük zu kämpfen iſt nicht mehr nothwendig. Aber ich habe auch nach langem und ernſtlichem Nachdenken mich nicht davon überzeugen können, daß eine künſtlich geſchaffene Weltſprache in ſich eine Daſeinsberechtigung trage. Eine Vereinfachung des verwickelten und ſchwerfälligen Sprachenapparates der Völker iſt gewiß vielfach wünſchenswerth, wenn man will, ſogar nothwendig; aber ſie kann nach meiner Meinung nur in der Weiſe erfolgen, daß die großen Kulturmittelpunkte immer weitere Kreiſe um ſich ziehen, um ſich vielleicht ſchließlich in einem einzigen zu vereinigen.

IV.

Etruskiſches aus Aegypten,

(1892.)

Aegypten iſt und bleibt doch immer das alte „Wunderland der Pyramiden", als welches es auf dem Titel eines in meiner Jugend ſehr verbreiteten Buches mit populären Schilderungen ſeiner Merkwürdigkeiten bezeichnet wurde. Eine Kulturentwickelung, die ſich über viele Jahrtauſende erſtreckt, oft gehemmt, niemals ganz unterbrochen, hat in dieſem der Erhaltung alter Ueberreſte ganz beſonders günſtige Bedingungen bietenden Lande die denkwürdigſten Spuren hinterlaſſen, und was bis jetzt, faſt immer nur zufällig, aus den Ruinen der untergegangenen Städte, aus den Grabkammern der vielen Tauſende von Todten ans Licht des Tages geſtiegen iſt, läßt auf die ungeahnteſten Schätze hoffen, wenn einmal planmäßig in größerem Umfange Ausgrabungen veranſtaltet werden. Gerade in der jüngſten Zeit iſt eine Anzahl der merkwürdigſten Dinge bekannt geworden, die weit über die zunächſt betheiligten Fachkreiſe hinaus Aufſehen erregt haben. Wir haben erlebt, wie eine kleine Ausſtellung ägyptiſcher Porträtbilder durch die Hauptſtädte Europas wanderte und keinen geringeren Eindruck hervorbrachte als ſeinerzeit die tanagräiſchen Thonfigürchen, wie dieſe einer für untergegangen

gehaltenen Kunst begeisterte Bewunderung weckend. Wir haben gesehen, wie eine bis dahin nur in kümmerlichen Bruchstücken bekannte Schrift des Aristoteles auferstand, der Geschichtswissenschaft und der Philologie auf lange Zeit hinaus Stoff und Anregung gebend. Der Schrift des Stagiriten folgten bald beträchtliche Ueberreste von den Werken eines bisher fast nur dem Namen nach bekannten Poeten, die uns eine gänzlich dunkle Seite der antiken Literaturgeschichte in helles Licht gerückt und auch dem modernen Naturalismus die alte Wahrheit gepredigt haben, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt. Erst zum Theil sind die reichen Papyrussammlungen des Erzherzogs Rainer in Wien veröffentlicht worden; aber schon jetzt haben sie uns in das Verwaltungswesen und das Privatleben altägyptischer Provinzstädte mit ihrer bunt zusammengewürfelten Bevölkerung die interessantesten Blicke thun lassen.

Zu all' diesen höchst merkwürdigen Dingen ist soeben eine neue Entdeckung gekommen, die für eine sprachwissenschaftliche Frage ohne Zweifel von großer Bedeutung sein wird. Ein langer Text in der räthselhaften etruskischen Sprache kommt in dem Sarge einer ägyptischen Mumie zu Tage, zunächst freilich neue Räthsel zu den alten fügend, aber vielleicht doch schließlich die Lösung beider fördernd. Nicht erst jetzt ist die Mumie ihrer alten Ruhestätte entrissen worden, sondern sie steht bereits lange Jahre in einem europäischen Museum; man hat an das Geheimniß, das ihre Leinwandbinden bergen, schon vor längerer Zeit gerührt, aber erst jetzt ist es dem Scharfsinn eines Wiener Gelehrten gelungen, die Schrift zu bestimmen und den Text zu entziffern. Der Sachverhalt ist folgender. Im Anfange der sechziger Jahre kam eine ägyptische Mumie in das Museum der kroatischen Landeshauptstadt Agram,

als Geschenk eines gewissen Elias Barich, eines Geistlichen der Djakovarer Diözese. Sie war von dem Bruder dieses Barich, dem Hofkonzipisten Michael von Barich, auf einer Reise in Aegypten erworben worden, die er im Jahre 1848 oder 1849 unternommen hatte, und nach dessen Tode an jenen Bruder übergegangen. Zu der Zeit, da die Agramer Mumie zum ersten Male die Aufmerksamkeit eines Gelehrten auf sich zog, waren ihre Binden bereits losgewickelt und, wie noch jetzt, in einem besonderen Glaskasten untergebracht. Jener Gelehrte war kein Geringerer als der große Aegyptologe Heinrich Brugsch. Er nahm im Jahre 1869 auf Ersuchen des Direktors die Beschreibung der ägyptischen Sammlung in Agram vor und wurde dabei auf die merkwürdigen Schriftcharaktere, mit denen ein Theil der Leinwandbinden bedeckt war, aufmerksam. Er sah sofort, daß sie nicht ägyptisch seien, war aber, trotzdem er die Buchstaben in sein Taschenbuch notirte, nicht im Stande, sie irgendwie zu bestimmen. Durch Brugsch wurde der bekannte Reisende Burton, der vor einigen Jahren als englischer Konsul in Triest gestorben ist, auf die Binden aufmerksam. Im Jahre 1879 veröffentlichte er Faksimile einiger Stücke der darauf geschriebenen Texte, mangelhaft freilich und in einer wenig Vertrauen erweckenden Umgebung; aber doch ist es im höchsten Grade erstaunlich, daß Niemand dadurch angeregt wurde, sich genauer um die Sache zu kümmern. Der Ruhm der Entzifferung war dem Wiener Professor Krall vorbehalten. Er wurde schon 1880 durch eine Stelle in dem Katalog der ägyptischen Sammlung des Agramer Nationalmuseums auf die Bindentexte aufmerksam, konnte aber erst zehn Jahre später ihrer Untersuchung näher treten, die er im Laufe des Jahres 1891 in den Räumen der Wiener Universitätsbibliothek vornahm und als deren Ergebniß eine

in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienene, mit photographischen Nachbildungen ausgestattete Abhandlung vorliegt.

Professor Krall schildert uns in lebhafter Weise das Erstaunen, das ihn erfaßte, als er sah, wie diese Mumienbinden keinen libyschen oder karischen Text enthielten, wie man vielleicht erwarten durfte, sondern einen etruskischen. Dieses Erstaunen pflanzte sich sofort in alle dabei betheiligten Kreise fort. Das neue Räthsel fügte sich in ein altes ein. Nur wenige Worte will ich hier über die berüchtigte etruskische Sprachfrage sagen, die ich früher einmal, in der ersten Sammlung meiner „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde", ausführlich dargestellt habe. Mitten unter den einander sprachlich sehr nahe stehenden Stämmen Alt-Italiens finden wir ein Volk, dessen Spuren wir von Kampanien bis hinauf in die Alpen Südtirols verfolgen können. Die von ihm auf die Nachwelt gekommenen Denkmäler sind sehr zahlreich; sie lassen uns eine Kulturentwickelung erschließen, die der bei den benachbarten italischen Völkern anzunehmenden um viele Jahrhunderte voraus war; sie überliefern uns in den zahlreichen, freilich meistens sehr kurzen Inschriften eine Sprache, deren Buchstaben wir zu lesen vermögen, deren Sinn wir aber nicht verstehen. Man hat die mannichfaltigsten Versuche gemacht, dieses Sprachräthsel zu lösen, bald mit Methode, bald ohne Methode, bald mit ausgebreiteter sprachwissenschaftlicher Gelehrsamkeit, bald nur mit dem Instinkt, der sich lediglich aufs Rathen verlegt — aber alles ohne jedes befriedigende Ergebniß. Noch heute liegt die Sache so, daß die einen das Etruskische für eine allen indogermanischen Sprachen ganz fern stehende Sprache halten, während andere der Ansicht sind, daß es ein den andern italischen Mundarten, also auch

dem Lateiniſchen, nahe verwandter Dialekt ſei, der blos durch irgend welche beſondere Schickſale ein ſtark fremdartiges Ausſehen bekommen habe.

Schon vor ein paar Jahren war in die, wie mir vorkommt, etwas ſtark verſumpfte Frage nach dem Charakter der etruskiſchen Sprache und in die damit eng verbundene nach der Herkunft der Etrusker ein neues, belebendes Element durch einen außerhalb Italiens gemachten Fund gekommen. Auf der Inſel Lemnos im nördlichen Theile des Aegäiſchen Meeres iſt eine Inſchrift zu Tage gefördert worden, die nicht griechiſch, ſondern in einer Sprache abgefaßt iſt, welche die auffallendſten Anklänge an das Etruskiſche zeigt. Wenn wir hier nicht geradezu Etruskiſch vor uns haben, ſo handelt es ſich gewiß um einen dem italiſchen Etruskiſch ganz nahe ſtehenden Dialekt. Ich vermag den kühnen Hypotheſenbau, den ein bekannter Etruskologe über dieſer lemniſchen Inſchrift aufgethürmt hat, nicht gut zu heißen. Der ruhigeren Betrachtung ſcheint ſich zunächſt nur dies zu ergeben: entweder waren die Männer, welche dieſe Inſchrift auf der griechiſchen Inſel ſchrieben, italiſche Etrusker, die auf einer Seefahrt dorthin gelangt waren und ſich dauernd oder vorübergehend dort niedergelaſſen hatten; oder die Etrusker Italiens ſtammen aus dem Oſten, und jener Mann, deſſen Grab die Inſchrift ſchmückt, war der Angehörige eines im Oſten zurückgebliebenen Theiles jenes Volkes; oder endlich, die Etrusker Italiens und jener Stamm auf Lemnos waren die Reſte eines Volkes, das die Urbevölkerung der Apenninen- und der Balkanhalbinſel bildete, alſo Italien vor den Italikern, Griechenland vor den Griechen bewohnte. Auf jeden Fall wird man neuerdings an den Zuſammenhang erinnert, den ſchon das Alterthum zwiſchen den Tuskern oder Etruskern und den Tyrrhenern oder Tyr-

jenern des Oſtens annahm, und weiter an jene Turſcha, die nach Hieroglyphenin[ſ]chriften des dreizehnten und zwölften Jahrhunderts vor Chriſtus mit andern Mittelmeervölkern Beutezüge nach Aegypten unternahmen und in denen manche Gelehrte immer wieder die Tyrſener, ſei es die kleinaſiatiſchen, ſei es die italiſchen, wiedererkennen wollen. Die Agramer Mumienbinden führen uns nicht in eine ſo graue Vorzeit und regen kein ſo ſchwieriges ethnologiſches Problem an. Die Mumie, die ſie umſchloſſen haben, ſtammt erſt aus griechiſch-römiſcher Zeit, alſo aus den letzten Jahrhunderten vor oder den erſten nach Chriſtus. Die Fragen, die man angeſichts der neuen Entdeckung ſtellen muß, ſind zunächſt anderer Art; ihre Beantwortung hängt freilich zum großen Theil von dem Inhalt des uns gegenwärtig noch unverſtändlichen Textes ab. Es iſt der längſte Text in etruskiſcher Sprache, den wir nun beſitzen. Bis jetzt war der ſogenannte Cippus von Perugia der umfangreichſte; er enthält etwa 125 Worte. Die Agramer Leinwandſchrift bietet uns etwa 1200 Worte in mehr als 200 Zeilen; über ein Drittel des urſprünglich vorhandenen Textes ſcheint zu fehlen. „Ein paar Seiten eines etruskiſchen Buches", ſo ſchrieb Profeſſor Niſſen vor einigen Jahren, „würden beſſere Dienſte für die Entzifferung leiſten als die Namenregiſter, die wir den Nekropolen entnehmen." Es ſcheint, daß jetzt ein paar ſolche Seiten vorliegen; hoffen wir, daß wir ſie bald verſtehen lernen.

Wer war die Frau oder das Mädchen, deren Leiche gegenwärtig in dem Glaskaſten des Agramer Muſeums einen Ruheplatz gefunden hat? Keine Aufſchrift gibt uns mehr Kunde davon. An der Stirne zeigte ſie Spuren von Vergoldung; das iſt eine Sitte, die, ſoweit wir ſehen können, ſich nur bei Mumien der griechiſch-römiſchen Zeit findet. Wir können vorläufig nicht einmal ſagen, ob wir

eine Aegypterin oder eine Etruskerin vor uns haben. Der Inhalt des Textes gibt darüber vielleicht einmal Auskunft; vielleicht auch eine anthropologische Untersuchung der Mumie. War die Todte eine Etruskerin, so muß man gewiß an ein Mitglied der etruskischen Kolonie denken, die wir in der Ptolemäerzeit oder der römischen Kaiserzeit unbedenklich in Aegypten voraussetzen dürfen, wenn wir uns an das ungeheure Sprachgemisch erinnern, das uns die Papyrusfunde in den Ruinen von Arsinoe, einer kleinen Provinzialstadt, kennen gelehrt haben. Krall geht sogar soweit, ein etruskisches Viertel mit eigenem Kultus in Alexandrien anzunehmen. Wenn wir eine etruskische Leiche vor uns hätten, so würde man sich schwer der Annahme entziehen können, daß die etruskischen Texte der Binden in irgend einer Beziehung zu der Leiche ständen. An und für sich wäre das ja nichts Merkwürdiges. Man würde daran denken dürfen, daß der Todten ein in ihrer Muttersprache geschriebener Text mit ins Grab gegeben wurde, und zwar würde die Wahrscheinlichkeit dann zunächst für einen religiösen Text sprechen, obwohl auch ein profaner nicht ausgeschlossen wäre, wie man ja in der Hand einer Mumie eine Papyrushandschrift mit Stücken aus Homer gefunden hat. Auf keinen Fall aber darf man den Angehörigen der Verstorbenen die Geschmacklosigkeit zutrauen, daß sie diesen religiösen oder profanen Text zu Streifen zerschnitten und damit die Leiche umwickelt hätten. Solchen Unfug könnte man höchstens den ägyptischen Einbalsamirern zuschreiben. Und das macht für mich die Annahme höchst unwahrscheinlich, daß die Mumie und der etruskische Text in irgend einer Beziehung zu einander stehen, und ich halte es darum auch für überflüssig, in der Todten eine Etruskerin zu sehen. Viel einleuchtender erscheint mir die andere, auch von Krall be-

vorzugte Ansicht, daß wir es in den fraglichen Binden einfach mit Makulatur zu thun haben. Ein etruskischer Text, vielleicht aus einem Grabe gestohlen — denn das haben nicht erst die Araber in Aegypten eingeführt — vielleicht blos irgendwie verworfen und in den Handel mit alten Sachen gekommen, war den Einbalsamirern in die Hände gefallen; sie zerschnitten die Leinwand ohne Rücksicht auf den Inhalt zu Streifen und wickelten damit die Mumie ein. Krall weist darauf hin, daß die beschriebenen Seiten der Binden nach innen zu lagen, eine Anomalie, durch die nach seiner Meinung angedeutet werden sollte, daß der Text für die Mumie völlig gleichgültig sei. In ähnlicher Weise hat man, um leere Räume in Mumiensärgen auszufüllen, Fetzen von Papyrushandschriften hineingesteckt, auf denen wir trotz ihres entsetzlich verstümmelten Zustandes mitunter noch Bruchstücke griechischer Dichter und ähnliches zu erkennen vermögen.

Daß ein längerer etruskischer Text auf Leinwand geschrieben wurde, darf uns nicht in Erstaunen setzen. Leinene Bücher, libri lintei, sind uns gerade aus Italien mehrfach bezeugt. Der Geschichtschreiber Livius beruft sich gelegentlich auf eine solche leinene Chronik, die im Tempel der Juno Moneta auf dem Kapitol aufbewahrt wurde, und führt an einer anderen Stelle ein auf Leinwand geschriebenes Ritualbuch bei den Samniten an. Noch Kaiser Mark Aurel kannte unter den Alterthümern der Priesterschaft von Anagnia solche Leinwandbücher, und Kaiser Aurelian ließ in dieser Form seine Tagebücher aufzeichnen. Es hat also keine Schwierigkeit, auch bei den Etruskern das gleiche vorauszusetzen. Ob unser Text in Italien auf die Leinwand geschrieben wurde oder in Aegypten, vermögen wir nicht zu sagen. Die Leinwand selbst ist ja ägyptisches Fabrikat; aber sie kann sehr wohl durch den

Handel nach Etrurien und von dort beschrieben wieder zurückgewandert sein. Auch über die Zeit der Aufzeichnung ist vorläufig nichts irgendwie sicheres zu sagen. So viel scheint festzustehen, daß die Schrift älter ist als die Mumie. Damit ist aber nicht viel gewonnen. Wir wissen, daß noch in der Zeit des Cicero und des Augustus etruskisch gesprochen und geschrieben wurde; aus späterer Zeit sind keine Inschriften nachzuweisen. Wenn man daraus den Schluß ziehen darf, daß in Italien im ersten nachchristlichen Jahrhundert die etruskische Sprache erloschen war, so kann sie immerhin in einer Kolonie in Aegypten noch länger gelebt haben. Aber freilich, unsere Leinwandstreifen können viel älter sein; man kann nicht viel dagegen erinnern, wenn Professor Krall sie in die Zeit der Ptolemäer setzt, ja man kann sie, falls sie im Mutterlande beschrieben sind, noch beträchtlich höher hinauf rücken.

Man sieht, „da muß sich manches Räthsel lösen, doch manches Räthsel knüpft sich auch". Auf jeden Fall ist die Auffindung von Stücken eines alten etruskischen Leinwandbuches im Sarge einer ägyptischen Dame an und für sich merkwürdig genug, und die erfindende Phantasie eines Poeten könnte um diese Thatsache herum einen niedlichen altägyptischen Roman spinnen. Die Wissenschaft hat es nicht so gut. Zunächst wird es den Etruskologen, die dem Wiener Gelehrten für die Entzifferung des unendlich schwer lesbaren Textes nicht dankbar genug sein können, obliegen, dem neuen Denkmale abzugewinnen, was ihm abzugewinnen ist. Von ihnen hat sich bis jetzt meines Wissens nur Professor Lattes in Mailand über die Sache geäußert. Er hat aus der formelhaften Wiederholung gewisser Sätze den Eindruck gewonnen, daß es sich um einen ritualen Text handelt, in dem die Vornahme gewisser heiliger Handlungen nicht anbefohlen, sondern als

zu einer gewiſſen Zeit und an einem beſtimmten Orte voll=zogen berichtet wird, ähnlich wie in den lateiniſchen Akten der Arvalbrüderſchaft. Wie aus ſeiner letzten Mittheilung in der „Perſeveranza“ hervorgeht, ſcheint ſich ihm durch das neue Dokument die Anſicht befeſtigt zu haben, daß das Etruskiſche eine mit dem Lateiniſchen ganz nahe ver=wandte Sprache iſt, die in ihrer Entwickelung gewiſſe Er=ſcheinungen moderner romaniſcher Dialekte vorweg ge=nommen hat. Auch die beiden deutſchen Gelehrten, die einſt in Freundſchaft verbunden bei dem etruskiſchen Ge=heimniß um Gegenliebe warben, bis bitterer Haß ſie ent=zweite, Deecke und Pauli, werden wohl nicht lange zögern, ihre Meinung über den wichtigen Fund auszuſprechen. Man kann nicht lebhaft genug wünſchen, daß ohne jede vorgefaßte Meinung an ihn heran gegangen werde; die Wiſſenſchaft kann ihre Dankbarkeit für dieſes Geſchenk nicht beſſer bezeugen, als indem ſie es nicht mißbraucht. Ich ſtehe den neueſten Kombinationen über das Etruskiſche, die lediglich mit Hülfe der etymologiſchen Methode zu Stande gekommen ſind, mit großem Mißtrauen gegen=über. Gewiß hat man auf dieſe Weiſe, das heißt durch Deutung der Worte mit Zuhülfenahme anderer Sprachen, auf anderen Gebieten große Ergebniſſe erzielt, ſo bei der Entzifferung der perſiſchen Keilinſchriften oder bei der Ueberſetzung der umbriſchen Tafeln von Gubbio. Aber da handelte es ſich jedesmal um Sprachen, über deren linguiſtiſche Stellung und Verwandtſchaft kein Zweifel war. Das Etruskiſche, das trotz aller möglichen einzelnen Anklänge im ganzen doch immer noch einen verzweifelt unlateiniſchen Eindruck macht, der mit dem des Oskiſchen oder des Umbriſchen zum Beiſpiel nicht zu vergleichen iſt, darf meiner Meinung nach vorläufig immer nur aus ſich ſelbſt heraus gedeutet werden. Das iſt ein Weg, der viel

entſagungsvoller iſt als der ſprachvergleichende, ohne Zweifel. Man wird auf ihm wahrſcheinlich nicht dazu kommen, den Agramer Text ganz zu verſtehen und zu überſetzen. Und mir ſcheint ſoviel ſicher zu ſein, daß uns auch dieſer in endgültiger Weiſe von dem etruskiſchen Räthſel nicht befreien wird; ich glaube nach wie vor, daß nur eine umfangreichere Bilingue, das heißt ein Text, der neben der etruskiſchen Faſſung die Ueberſetzung in eine uns bekannte Sprache enthält, uns dieſe Befreiung bringen kann.

V.

Die Aussprache des Griechischen.

(1886.)

Ich war eben von mehrmonatlicher Abwesenheit im Orient und in Griechenland zurückgekehrt, als mir Engels „Griechische Frühlingstage" zukamen. In einem Zuge habe ich das Buch durchgelesen, und es hat von dem Lichtglanze des griechischen Himmels und der griechischen Luft, die mir in den graulichen Tagen seit meiner Heimkehr bereits wie ein längst entschwundenes Märchen vorzukommen begannen, ein gut Stück in mein Zimmer gezaubert. Dafür bin ich dem Verfasser von Herzen dankbar. Nicht von jeder Reisebeschreibung kann man solche Wirkung rühmen. Ich spreche dabei natürlich nicht von jener Gattung Reisender, die ohne jede Vorbereitung die Nase in ein fremdes Land stecken, darüber gewissenhaft Tagebuch führen, wie oft ihnen das Essen nicht geschmeckt und wie oft sie ein Floh gebissen hat, und nach ihrer Heimkehr ihrem Abscheu darüber Luft machen, daß es in der Fremde so ganz anders ist, als bei ihnen zu Hause. Solche Leute brauchen nicht ernst genommen zu werden. Aber überhaupt ist Reisen eine Kunst, eine größere vielleicht, als eine Reise gut beschreiben. Niemand wird als Meister in ihr geboren, nicht jeder erlernt sie. Reiches Wissen thut viel dabei,

warmes, wenn auch nicht überschwängliches Empfinden mehr. Darum sind mir die vielgescholtenen Reiseschilderungen von Baron Warsberg so sehr sympathisch. Er kennt nicht bloß die bedeutsame Geschichte, auf deren Spuren man im Orient bei jedem Schritte wandelt, sondern er versteht auch die einzige Poesie, die dort um Jeden, der ihrer würdig ist, ihren Zauberschleier wirft.

Hr. Engel ist nur sehr kurze Zeit in Griechenland gewesen. Aber er hatte ein treffliches Mittel, diese wenige Zeit zu möglichst selbständigen und nützlichen Beobachtungen zu verwenden; er hatte sich vorher einige Kenntniß der Landessprache erworben. Man merkt seinen Erzählungen die Freude an, die es ihm machte, wenn er sich mit einem peloponnesischen Bauern verständigen konnte. Dieser Umstand hat ihn wohl auch zunächst veranlaßt, in einer ernsten und wichtigen Frage eine Ansicht zu vertreten, die ich leider nicht zu theilen vermag. Hr. Engel hat sich in der berüchtigten Frage über die Aussprache des Altgriechischen völlig auf die Seite der heutigen Griechen gestellt, welche nicht nur das Altgriechische mit ihrer heutigen Aussprache der Laute lesen, was erklärlich und entschuldbar ist, sondern auch glauben, daß dieß richtig sei. Es handelt sich dabei nicht um eine Frage des Patriotismus oder des Philhellenismus, sondern um eine Frage der Wissenschaft, und darum habe ich mich, trotz meiner Sympathien für Neugriechenland, nie gescheut, darüber eine Ansicht auszusprechen, welche mit derjenigen der meisten — nicht aller — Griechen nicht übereinstimmt. Durch Hrn. Engels Buch dagegen zieht sich wie der bekannte rothe Faden die Anschauung, daß die Neugriechen recht haben, und daß wir nichts besseres thun können, als auf unseren Gymnasien die neugriechische Aussprache des Altgriechischen einzuführen. Dem griechischen Unterrichte soll auf diese Weise

eine neue Art von Existenzberechtigung geschaffen werden, indem dann Jemand, der das Gymnasium absolvirt hat, auf einer etwaigen griechischen Reise viel Nutzen und Förderung haben würde. Mir scheint, das Griechische auf unseren Schulen ist übel daran, wenn es sich zu seiner Erhaltung an diesen Strohhalm klammern soll. Ich will mich, wenigstens nicht hier, in den immer brennender werdenden Streit über das Wünschenswerthe des Unterrichts im Griechischen oder in den klassischen Sprachen überhaupt nicht mischen. Glaubt man einzusehen, daß das Altgriechische in dem Bildungsgang unserer männlichen Jugend seine bisherige Stellung nicht mehr beibehalten kann und soll, so möge man es über Bord werfen; aber ich glaube, die Herren Physiker, Mediziner, Realschullehrer und Abgeordneten, welche unsere künftigen Generationen lediglich mit Zirkel und Metermaß erziehen wollen, werden an seine Stelle Besseres zu setzen wissen, als eine Verkehrssprache des Orients; und ich selbst würde in Erinnerung an die Streitschriften jener Herren, soweit ich sie gelesen habe, einem ausgiebigeren Unterrichte in der deutschen Muttersprache das Wort reden.

Indessen, wir sind noch nicht so weit, und es handelt sich für Hrn. Engel auch nicht um Ersatz des Altgriechischen durch das Neugriechische, sondern bloß um das Altgriechische mit neugriechischer Aussprache. Es geht mir dabei immer nicht ein, wie Jemand im Ernst glauben kann, eine Sprache, zumal die Sprache eines so lebhaften und unruhigen Volkes, wie die Griechen sind, habe in der Zeit, sagen wir seit Perikles bis heute, gar keine Wandlungen in der Aussprache, d. h. wissenschaftlicher gesprochen, gar keine phonetischen Veränderungen durchgemacht. Das ist so ungeheuerlich, daß es gar nicht diskutirt zu werden verdiente. Die heutige Orthographie der Griechen, die sich

ſo weit von der wirklichen Ausſprache entfernt, iſt eine hiſtoriſche, wie die franzöſiſche und die engliſche. Was will das anders ſagen, als daß ſie die Ausſprache einer früheren Zeit wiederſpiegelt? Einmal muß ſich ja doch auch in dieſen Sprachen Laut und Lautbezeichnung gedeckt haben — wenigſtens ſoweit gedeckt, als das bei der Anwendung eines urſprünglich fremden Alphabets auf die eigene Sprache, wie das im Griechiſchen der Fall war, möglich iſt. Wenn die Griechen von Anfang an ἀϕτός „ſelbſt" geſchrieben hätten, ſo würde ich ohne weiteres zugeben, daß die heutige Ausſprache aftós alt und urſprünglich ſei; da die alten Griechen aber bis zu einer gewiſſen Zeit immer αὐτός ſchrieben, die neuen Griechen ebenfalls noch αὐτός ſchreiben, aber aftós ſprechen, ſo ſehe ich darin einen Beweis, wie er deutlicher nicht ſein kann, daß es einmal eine Zeit gab, wo αυ einen anderen Werth hatte, als af (oder av). Und ich bin mir erſt dann ſicher, daß die Zeit eingetreten war, wo man (ſei es überall, ſei es in gewiſſen Gebieten der griechiſch redenden Bevölkerung) aftós ſprach, ſobald ich finde, daß Leute, welche nicht ordentlich orthographiſch ſchreiben konnten, gelegentlich ein ἀϕτός auf einen Stein graben. Nun iſt es ja ohne weiteres klar, daß nicht alle die Lautveränderungen, welche die neugriechiſche Lautbezeichnung den wirklichen Lautwerthen ſo unähnlich geſtaltet haben, auf einen Schlag eingetreten ſind. Wir wiſſen mit ziemlicher Genauigkeit, daß υ noch im erſten nachchriſtlichen Jahrhundert nicht, wie heute, i, ſondern ü lautete, alſo zu einer Zeit, wo αι wahrſcheinlich allgemein die Ausſprache von ä hatte. Solcher Thatſachen laſſen ſich eine Anzahl mit mehr oder weniger großer Sicherheit feſtſtellen; was man darüber wiſſen kann, hat Profeſſor Blaß in ſeinem Büchlein über griechiſche Ausſprache geſammelt. Gewiß wird bei der

täglich zunehmenden Ausdehnung des uns zu Gebote stehenden inschriftlichen Materials sich noch mancherlei feststellen lassen.

Da wir auf unseren höheren Lehranstalten Altgriechisch und nicht Neugriechisch lehren, so haben wir die Verpflichtung, unsere erreichbare Kenntniß von der Aussprache des Altgriechischen auch im Unterricht zum Ausdruck zu bringen; denn wir suchen auch auf anderen Gebieten der klassischen Alterthumskunde das pädagogische Bedürfniß mit den Resultaten der Wissenschaft in Einklang zu setzen. Streng genommen, müßten wir also das Griechisch des Plutarch anders aussprechen als das des Platon, das des Platon anders als das des Homer. Es liegt auf der Hand, daß das nicht angeht. Nun trifft es sich aber, daß im Mittelpunkt der Gymnasiallektüre Schriftsteller des perikleischen Zeitalters und der unmittelbar darauf folgenden Zeit stehen: Thukydides, Platon, Sophokles, Xenophon — von Homer abgesehen, der in jeder Beziehung eine Ausnahmestellung einnimmt. Die meisten und einschneidendsten Wandlungen hat der griechische Lautbestand und damit die griechische Aussprache seit der Zeit erfahren, als der attische Dialekt in seiner Gestalt als sogenannte Koiné allgemeine Verkehrssprache des Orients wurde, also seit Alexander dem Großen. Unsere Schullektüre fällt, bis auf wenige gelegentliche Ausnahmen, vor diese Zeit, und für die Zeit vorher ist für den attischen Dialekt wohl keiner der neugriechischen Lautwerthe als bereits existirend zu erweisen. Und für diese Zeit unterschreibe ich vollständig den von Hrn. Engel (S. 425) mitgetheilten und sehr spöttisch abgefertigten Satz des mir gänzlich unbekannten „Gelehrten der Kölnischen Zeitung“: „Wir sind weit davon entfernt, die n den deutschen Lehranstalten geläufige Aussprache des

Altgriechischen als in allen Punkten richtig darzustellen; aber sie ist trotz einiger Unarten erheblich besser als die der Neugriechen." Sie ist auch erheblich besser als unsere Schulaussprache des Lateinischen, über die man merkwürdigerweise niemals solche Entrüstung gezeigt hat; dort leistet man immer noch das Unglaubliche in falschen Quantitäten, man sagt ruhig bōnŏs statt bŏnōs und spricht Zizero anstatt Kikero (mit zwei palatalen k) u. s. w.

Es wird sich also wesentlich darum handeln, jene „Unarten" aufzugeben. In dieser Beziehung ist die Praxis der österreichischen Gymnasien wenigstens in einem Punkte erheblich besser. Da fällt αι nicht mit ai und ευ nicht mit oi zusammen; man spricht das erste wirklich wie e und i, das letztere wie eu in mecklenburgischer Aussprache, also φεύγειν nicht wie foigain, was allerdings schauderhaft ist. Wenn man außerdem noch das θ, schon um Uebereinstimmung mit den spirantisch gesprochenen φ und χ herzustellen, interdental wie ein englisches hartes th spricht und den Gutturalen vor hellen Vokalen palatale Aussprache gibt, so wird das Wesentlichste gebessert sein. Vielleicht — aber das ist keineswegs sicher — kann man auch den drei Medien γ, δ, β die Aussprache als weiche Spiranten geben. Jedenfalls ist unsere Aussprache der Konsonanten der Besserung bedürftiger, als die der Vokale und Diphthonge. οἶς das Schaf und ὗς das Schwein nach neugriechischer Weise gleich zu sprechen, ist zweifellos falsch; als die beiden Wörter in der Aussprache wirklich zusammengefallen waren, hat man sie durch πρόβατον und χοῖρος ersetzt.

Daß griechische Schuljungen in ein homerisches Gelächter ausbrechen, wenn man ihnen einen altgriechischen Satz in unserer Aussprache vorliest, ist vollständig begreiflich. Das schauderhafte Herunterhacken griechischer Verse nach unserem Skansionssystem gehört auf ein anderes

Blatt; wie die Griechen ihre Hexameter und Strophen gesprochen oder richtiger melodramatisch vorgetragen haben, werden wir voraussichtlich niemals erfahren. Ebensowenig die wirkliche Aussprache eines Attikers der Perikleischen Zeit in allen ihren Nüancen. Das ist bei einer todten Sprache überhaupt unmöglich und hat keinerlei Sinn. Wir lernen Griechisch nicht zu dem Zweck, um uns mit den abgeschiedenen Seelen der Marathon-Kämpfer zu unterhalten.

Wir lernen es aber auch nicht zu dem Zwecke, um uns mit griechischen Agojaten und Gasthofbesitzern zu verständigen. Wer nach Griechenland reist und dort mit den Leuten reden will, dem hilft es nichts, er muß Neugriechisch lernen. Die Kenntniß des Altgriechischen wird ihm dabei gewiß förderlich sein, förderlich wenigstens bis zu einem gewissen Grade, so wie die Kenntniß des Lateinischen das Erlernen einer romanischen Sprache in gewissem Sinne erleichtert. Mehr freilich für den, welcher sie zu wissenschaftlichem Zwecke oder bloß zur Lektüre erlernt; man weiß, daß häufig ein Handlungsreisender, der ein Jahr in Frankreich gereist ist, besser französisch spricht, als ein Gymnasiallehrer, der auf dem Gymnasium acht Jahre Latein gelernt und auf der Universität im Seminar drei Jahre Altfranzösisch getrieben hat. Der griechische Bauer, dem man die schönste Phrase in xenophontischem Griechisch — dabei in neugriechischer Aussprache — an den Kopf wirft, wird sie vermuthlich für deutsch oder französisch halten; der Reisende wird bei den einfachsten Redensarten, wie *οὐκ ἐστι* statt dhen ine (*δὲν εἶναι*) keine Gegenliebe finden, und er kann, wenn er *ὕδωρ, οἶνος, ἄρτος, ἰχθῦς, ᾠόν* statt *νερό, κρασί, ψωμί, ψάρι, αὐγό* verlangt, ruhig dem Verhungern entgegensehen, er wird, wenn er auf einem *ἵππος* oder *ὄνος* zu reiten ver-

langt, sicherlich nicht vom Flecke kommen. Nicht jeder Bauer ist so gebildet wie jener Kellner in der *Μικρὰ Ἀσία* zu Smyrna, der mir, als ich *κρασὶ μαῦρο* (vino nero) bestellte, stolz erwiderte: *οἶνον μελανὸν* (so!) *θέλετε?*

Das Neugriechische, selbst in der puristischen Gestalt, wie es die Hauptstadtblätter schreiben und wie es, man kann es nicht läugnen, der Schulunterricht in immer weitere Kreise trägt, ist eine sehr andere Sprache als das klassische Attisch. Wer dieses kann, wird eine Zeitung allenfalls verstehen; aber er wird sehr viel vergessen und sehr viel neu lernen müssen, wenn er in einem athenischen Salon eine Konversation führen will, noch mehr, wenn er mit einem spartanischen oder kretischen Bauern reden will. Keiner, der Homer und Sophokles vollständig versteht, wird ein neugriechisches Volkslied auch nur zur Hälfte ohne weiteres übersetzen können. Die auch von Hrn. Engel behauptete Reinheit der griechischen Volkssprache von Fremdwörtern existirt nicht; ich zähle in einem beliebig herausgegriffenen Liede aus Kreta (bei Passow Nr. 443) in 26 Versen nicht weniger als dreizehn Fremdwörter, in einem anderen (Nr. 214) in 13 Versen sechs! Mir war es auf meinen Reisen in Griechenland immer ein großes Vergnügen, wenn mir ein biederer Landbewohner seine großen und kleinen Interessen vorerzählte oder wenn ich von den frischen Lippen eines Mädchens ein hübsches Volkslied ablauschen konnte. Aber trotzdem habe ich mich, was die Frage der griechischen Aussprache anbetrifft, niemals von der Richtigkeit des Satzes überzeugen können: „Der Lebende hat Recht."

VI.

Von der schlesischen Mundart.

(1892.)

Vor einiger Zeit ist mir aus Schlesien ein kleines Büchlein zugekommen, das ich mit vielem Vergnügen durchgelesen habe. Es trägt den Titel: „Die Breslauer Klabatschke", ist von Herrn Adolf Weiß verfaßt und in Grünberg erschienen. Herr Weiß wollte durchaus keine wissenschaftliche Arbeit liefern, obwohl er wissenschaftliche Quellen benutzt zu haben scheint, und wo er sich auf sprachliche Deutungen einläßt, hat man meistens den Wunsch, es wäre besser unterblieben. Aber er hat eine geschickt gemachte und frisch geschriebene Zusammenstellung von Wörtern und Redensarten des Breslauer Stadtdialektes mitgetheilt, nicht in der trockenen Form eines Wörterbuches, sondern nach innerer Zusammengehörigkeit zu kleinen Abschnitten gruppirt, welche die Eigenthümlichkeiten des Breslauer Volkscharakters in Scherz und Ernst lehrreich hervortreten lassen. Mir hat die kleine Schrift, deren Inhalt ja zum großen Theile allgemein schlesisch ist, eine Menge von Ausdrücken wieder lebendig werden lassen, die ich als Kind und Knabe gebrauchen hörte oder selbst gebrauchte und die noch jetzt aus geliebtem Munde an mein Ohr klingen, wenn ich

als Gast im Elternhause einkehre. Und alle, die in einer ähnlichen Lage sind, werden wie ich dem Verfasser für seine anspruchslose Studie herzlich dankbar sein. Aber sie hat auch ernstere Gedanken in mir angeregt, und ich habe im Zusammenhange damit in einigen älteren Arbeiten über die schlesische Mundart geblättert.

Dabei ist mir zunächst die einigermaßen beschämende Thatsache zum Bewußtsein gekommen, daß wir es noch zu keiner wirklichen und vollständigen Darstellung der schlesischen Mundart gebracht haben. Es scheint überhaupt, als ob die wissenschaftliche Erforschung der deutschen Mundarten, trotz einzelner vortrefflicher Arbeiten, in dem Vaterlande der Brüder Grimm und des unübertroffenen Schmeller etwas im Rückstande geblieben sei. Gerade in der letzten Zeit, wo die Beobachtungsmittel durch den Aufschwung der lautphysiologischen Studien so sehr verfeinert worden sind, haben wir uns in dieser Richtung von den romanischen Ländern etwas überflügeln lassen. Freilich ist es ja gerade in Folge der Verfeinerung der Instrumente nicht mehr möglich, sie den ungeübten Händen wohlmeinender Dilettanten anzuvertrauen, die früher reichliche und in gewissem Sinne unverächtliche Sammlungen zur Dialektforschung beizusteuern pflegten. Für die schlesische Mundart haben wir nur eine Anzahl sehr werthvoller Vorarbeiten, die, von einigen Kleinigkeiten abgesehen, alle von Weinhold und Rückert herrühren. Mein verstorbener Lehrer Heinrich Rückert, ein Sohn des deutschen Dichters, hat eine feinsinnige Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien geschrieben, die sich durch einige Bände der von Höpfner in Breslau begründeten „Zeitschrift für deutsche Philologie" hinzieht. Wenn ich auch manchen und gerade sehr wesentlichen Anschauungen dieser Abhandlung nicht beizustimmen vermag, so

bewundere ich doch aufs höchste das sinnige Verständniß, mit welchem der in anderer mundartlicher Umgebung aufgewachsene Mann in die Eigenthümlichkeiten des Schlesischen eingedrungen ist. Denn es ist leichter, sich in den Genius einer gänzlich fremden Schriftsprache einzuleben als in die Heimlichkeiten einer Volksmundart der eigenen Sprache, in der man nicht von Kindheit an zu Hause ist. Hier war Karl Weinhold in besserer Lage. Ihn, den geborenen Schlesier, der als Nachfolger Rückert's eine Reihe von Jahren an der Universität der schlesischen Landeshauptstadt wirkte, hat das warme Interesse für die Mundart seiner Heimat durch sein ganzes Leben begleitet. Aus den Jahren 1853 und 1855 stammen seine Beiträge zur Grammatik und zum Wörterbuche des Schlesischen, und im Jahre 1887 ist seine vorzügliche Untersuchung über die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien erschienen, welche eine der glänzendsten Zierden der von Professor Kirchhoff herausgegebenen „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" bildet. Vielleicht dürfen wir von Weinhold, der ja überhaupt einer der hervorragendsten deutschen Dialektforscher ist, doch noch eine zusammenfassende Darstellung des Schlesischen erhoffen.

Wie alle Sprachforschung muß auch die Erforschung der Mundarten, abgesehen von der Feststellung des Thatsächlichen, historisch und vergleichend sein. Sie muß, wo es möglich ist, die Geschichte der Mundart an der Hand geschriebener Quellen so weit zurück verfolgen, als es geht. Hier bleibt freilich unser Wissen noch mehr Stückwerk als sonst. Denn während wir heut, wenn wir aus dem Munde des Volkes einen Dialekt aufzeichnen, die ungeheure Mannigfaltigkeit seiner Laute durch ein bis ins Kleinste entwickeltes, freilich nicht immer sehr einfaches

System von Bezeichnungen auch dem Lesenden nahe zu bringen vermögen, sind in älteren Aufzeichnungen die dialektischen Eigenthümlichkeiten gewöhnlich nur sehr obenhin mit den Mitteln des gangbaren Alphabetes wiedergegeben. Das Lebende muß hier dem Verständniß des Toten zu Hülfe kommen, und häufig genug bleibt zwischen beiden eine klaffende Lücke. Hierher gehört der Entwurf einer Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter, den aus Rückert's Nachlasse Paul Pietsch 1878 herausgegeben hat. Aber wir kommen beim Schlesischen auf diese Weise nicht allzu weit. Man weiß ja, daß die Deutschen Schlesiens kein hier seit dem Anfang der geschichtlichen Zeit angesessenes Volk sind, sondern im Laufe des Mittelalters den Slawen das Land in unaufhaltsam fortschreitender Kolonisation abgerungen haben, und zwar bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz. Freilich sind damit die Deutschen blos in altes deutsches Gebiet wieder zurückgekehrt. Denn die Lugier, die Silingen, welche uns als die ältesten Bewohner Schlesiens genannt werden, sind germanische Stämme gewesen. Von der allen Vandalen eigenen Beutelust getrieben, verließen sie im dritten und vierten Jahrhundert die Heimat und machten nachrückenden Lechen und Tschechen den Platz frei. Schlesien war seit dem fünften Jahrhundert ein slawisches Land. Wie dann sechshundert Jahre später die deutschen Einwanderer aus dem Westen hereinkamen und wie die deutsche Sprachgrenze gegen die slawische allmählich immer weiter vorrückte, das mag man in Weinhold's letzter Abhandlung nachlesen.

Es liegt auf der Hand, daß gar viele von den heute deutsch redenden Bewohnern Schlesiens von undeutscher Abstammung sein müssen; denn die Kolonisten haben die Slawen weder mit Feuer und Schwert vertilgt noch zum

Verlaſſen des Landes genöthigt, ſondern ſie friedlich in ſich aufgehen laſſen. Man darf die Frage aufwerfen, ob nicht das polniſche Idiom, bevor es unterging, irgend welche Einwirkungen auf das ſiegreiche Deutſch geübt hat. Eine Unterſuchung der ſchleſiſchen Mundarten wird auch hierauf ihr Augenmerk zu richten haben. Im ganzen, darf man ſagen, iſt der Einfluß nicht ſehr bedeutend geweſen, und die Miſchung des Schleſiſchen mit polniſchen beziehungsweiſe tſchechiſchen Beſtandtheilen iſt ſehr mäßig. Es geht ja ſonſt bei der Berührung zweier Sprachen nicht immer ſo harmlos ab; man denke an die des Normanniſchen und Angelſächſiſchen, deren Ergebniß das Engliſche war. Vielleicht iſt die eigenthümliche Betonungsweiſe ſchleſiſcher Mundarten ſlawiſchem Einfluſſe zuzuſchreiben; vielleicht iſt auch die eine und die andere ſyntaktiſche Fügung nach fremdem Muſter gebildet. Am leichteſten kenntlich ſind einige Fremdwörter, die indeſſen im Schleſiſchen viel weniger zahlreich zu ſein ſcheinen als in den andern öſtlichen Mundarten Deutſchlands, die entweder auf ſlawiſchem Boden ſich angeſiedelt haben oder noch heut in dauernder Berührung mit Slawen ſind. Auch in Schleſien ſind ſolche Eindringlinge an der Grenze des polniſchen Sprachgebietes häufiger als anderswo. Es ſind ja damit nicht ſolche ſlawiſche Wörter gemeint, welche allgemein deutſches Eigenthum geworden ſind, wie z. B. unſer „Grenze“, das aus dem polniſchen granica ſtammt, aber ſchon frühzeitig vom Oſten her ſeinen Weg weiter gefunden hat. Aber Ausdrücke wie Plauze, Kriewatſch, Prenzel, Kretſcham, Tſchipprine, Grautſchke, Komurke, Kalluppe ſind unzweifelhaft polniſche Beſtandtheile des ſchleſiſchen Wortſchatzes, während das ſehr bekannte Boblatſche eine Anleihe aus dem Tſchechiſchen iſt. Es iſt nicht unintereſſant, zu bemerken, daß die polniſchen Aus-

drücke gegenüber sinnverwandten deutschen häufig den Nebenbegriff des Schlechteren, weniger Geschätzten haben; der Grund liegt ja leicht zu tage. So ist Nusche ein schlechtes Messer, Kalluppe ein baufälliges Haus; die entsprechenden slawischen Wörter bedeuten einfach Messer und Bauernhütte. Manches merkwürdige Wortschicksal ist geeignet unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. So ist Pinunse für Geld in Schlesien verbreitet; das stammt aus dem polnischen pieniądze, dieses selbst aber ist in alter Zeit von den Slawen aus dem deutschen Pfenning entlehnt worden — also eine Rückwanderung wie bei den bekannteren französischen Beispielen Bivouac, Boulevard. In meiner Heimat wenigstens braucht man Paputschen für Hausschuhe; dieses Wort ist zunächst polnisch, seine eigentliche Heimat liegt aber viel weiter östlich, in Persien, von wo es durch Vermittelung der Türken dem Westen zugetragen worden ist; es hat auf anderem Wege auch Eingang ins Französische (babouche) gefunden. Doch ich will aufhören, solche Einzelheiten aufzuzählen, und blos noch bemerken, daß mir gerade das Wort, welches Herr Weiß zum Titel seines Büchleins gewählt hat, slawischer Herkunft durchaus verdächtig erscheint. Man hat zwar den Stamm des Wortes Klabatschke auch im bayerischen und im niederrheinischen Dialekte wiederzufinden geglaubt; aber die Bildung des Wortes trägt ganz deutlich slawischen Typus, und thatsächlich giebt es im Polnischen ein Wort klapaczka mit der Bedeutung Plaudertasche. Der Stamm wird ja im letzten Grunde ein beiden Sprachen gemeinsamer, lautnachahmender sein.

Man darf nicht behaupten, daß ein paar fremde Verbindungen, wie „sich spielen“ oder „auf etwas vergessen“, und ein halbes Hundert fremde Vokabeln — etwa so viel vermag ich zusammenzurechnen — ausreichen,

um der schlesischen Mundart den Stempel eines Mischdialektes aufzudrücken. Wenn sie trotzdem als ein solcher bezeichnet werden muß, so hat damit das Verhältniß der deutschen Elemente zu den polnischen nicht das geringste zu schaffen. Die Mischung liegt innerhalb der deutschen Elemente selbst. Der Grundcharakter der schlesischen Mundart ist der eines mitteldeutschen Dialekts, der besonders mit dem Ostfränkischen und dem Thüringischen eine Menge besonderer Berührungspunkte zeigt; daneben aber kommt eine ganz beträchtliche Anzahl niederdeutscher Elemente vor und zwar solcher, die nicht etwa in neuester Zeit aus Berlin eingeschleppt worden sind, sondern altes Heimatrecht in Schlesien haben. Solche niederdeutsche Wörter sind Buhne (Flechtwerk zum Uferschutz), Draps (für Schlag, Puff), glupsch (tückisch), happig (gierig), verknusen, belämmern (betrügen), schummrich (dämmrig) und sehr viele andere. Das weist auf eine starke Einwanderung niederdeutscher und niederrheinischer Kolonisten hin, welche der mitteldeutschen vorangegangen sein muß; sie ist ein Glied in der Kette des Kolonisationswerkes, das im zwölften Jahrhundert von der Weser seinen Ausgang genommen und bis nach Siebenbürgen sich erstreckt hat.

Die Zusammensetzung des schlesischen Wortschatzes ist damit noch nicht erschöpft. Wie in allen Mundarten unserer deutschen Lande findet sich auch hier eine Menge romanischer, größtentheils französischer Wörter. Auch die „Breslauer Klabatschke" verzeichnet deren eine beträchtliche Zahl, wie tischkeriren (discourir), verdebuschiren (débaucher), profentiren (profiter), Prutullje (bredouille), verteſentiren (défendre), kuschen (coucher) und so fort. Der Ursprung dieser romanischen Elemente ist mannigfaltig. Vieles stammt aus der französischen oder wenigstens

ſtark franzöſirten Rede der Gebildeten früherer Zeit her; wie abgetragene Kleider und Kleidermoden der Herrſchaften, ſo haben viele fremde Verbrämungen der deutſchen Rede Eingang in den Volksmund gefunden, der nun freilich die ſchönen Schmuckſtücke nicht bloß äußerlich ſtark entſtellt, ſondern auch innerlich häufig genug recht entwerthet hat. Gewiß iſt nicht ſelten die Bedientenſtube der Ausgangspunkt geweſen, von dem ſolche franzöſiſche Wörter den unteren Volksſchichten zugekommen ſind; noch heute radebrecht die öſterreichiſche Ariſtokratie vielfach einen Jargon, der aus bajuvariſchem Deutſch und aus ſchlechtem Franzöſiſch ſonderbar gemiſcht iſt. Anderes mag durch die Lanzknechte beſonders wohl während des dreißigjährigen Krieges in die deutſchen Länder verſchleppt worden ſein. Hierher rechne ich beſonders einige italieniſche Ausdrücke, wie Spadefantel, das den Buben (fante) des Baſtanſpieles mit dem Zeichen des Degens (spada) bezeichnete und zur Benennung eines dienſteifrigen, wohl auch durchtriebenen Menſchen gebraucht wird, oder palaren, polaren für ſchwatzen, das aus der italieniſchen Infinitivform parlare in roher Weiſe herübergenommen iſt, wenn es nicht etwa gar das ſpaniſche palabra iſt, das in der That bis ins Türkiſche gewandert iſt und dort ſoviel wie Aufſchneiderei bedeutet. Ein ſpaniſches Wort kommt ſicher im Schleſiſchen vor: die Tantuſſe, Rechenpfennige, ſind ſpaniſch tantos.

Direkt lateiniſche Wörter in der Volksmundart verdanken, wo nicht die Kirche ihre Quelle iſt, mitunter der übermüthigen Redeweiſe von Lateinſchülern und Studenten ihren Urſprung, wie Jokus, Fiduz, die Kartoffeln in der Pelle; hie und da iſt nicht ohne grammatiſche Kühnheit vorgegangen worden, wie in der merkwürdigen Bildung Kupizen aus cupiditates oder der eigentümlichen Ver-

wendung der Präposition in der Redensart: das Prä haben. Wenn die deutsche Studentensprache einmal der Ehre einer historisch-philologischen Untersuchung theilhaftig werden wird, so wird sich die merkwürdige Thatsache herausstellen, daß sie eine ganze Menge von Ausdrücken mit der deutschen Gaunersprache gemeinsam hat, die ihrerseits, wie man weiß, beim Hebräischen starke Anleihen gemacht hat. Ich vermag an dieser betrübenden Erscheinung nichts zu ändern, kann auch hier auf sie und ihre Gründe nicht eingehen. Aber man wird dadurch hebräische Eindringlinge in der schlesischen Mundart besser verstehen lernen. Ich meine damit nicht Ausdrücke wie „seinen Rebbach machen" oder „Kapruſche machen", welche direkt dem Verkehre mit jüdischen Kaufleuten oder Hausirern verdankt sein können, sondern solche allgemein gekannte, wie kappores, meschugge; auch mis, misrig gehört hierher und hat nicht das geringste mit dem lateinischen miser zu thun. Dagegen sehe ich nicht, wie man Gahnaffe, das etwa so viel wie Maulaffe ist, in seiner Bedeutung mit dem jüdischen ganaw „stehlen", gannew „Dieb", das auch in der Gaunersprache ausschließlich diesen Sinn hat, vereinigen will, und Weinhold wird wohl recht behalten, der es als „Gähnaffe" deutet und auf das ältere Ginaff hinweist. Eine lediglich scherzhafte Umwandlung einer bekannten alttestamentlichen Formel liegt wahrscheinlich vor in „abgemacht, Seese", das ich mir nur aus „abgemacht, Sela" zu deuten vermag.

Wie man sieht, bewahrheitet es sich auch hier im Kleinen, daß die Wortgeschichte, so kleinigkeitskrämerisch sie auch manchmal aussehen mag, wissenswerthe Aufschlüsse über allerlei kulturgeschichtliche Fragen zu geben vermag. Aus geschichtlich überlieferten Nachrichten wüßten wir nur sehr wenig davon, daß niederdeutsches Blut in den Adern

der Bewohner Schleſiens rollt, wenn nicht die Sprache unwiderlegliches Zeugniß davon ablegte. Gewiß wird durch ſolche Miſchungsverhältniſſe, wie ſie angedeutet worden ſind, die Unterſuchung einer Mundart erſchwert, und die Anforderungen an die Kenntniſſe deſſen, der ſie darzuſtellen unternimmt, werden erheblich geſteigert. Aber man hat ſich wohl ſchon ziemlich allgemein von der Vorſtellung losgeſagt, als gäbe es irgendwo auf der Welt Sprachen und Dialekte, die ſich ganz ungeſtört durch fremde Einflüſſe nur nach den ihnen ſelbſt innewohnenden Geſetzen entwickelt hätten. Wo auch nur der geringſte Verkehr mit einem Nachbardorf, mit einer Nachbarinſel ſtattfindet, da ſind die Bedingungen für Sprachmiſchung gegeben; und wo gäbe es Menſchen, ſo vollſtändig weltentrückt, daß kein Laut von draußen an ihr Ohr ſchlüge? In unſerer Zeit vollends, wo die Menſchen allenthalben ſo ſehr durcheinander geworfen werden wie nie zuvor, iſt die ruhige Entwickelung auch abgelegenerer Dialekte aufs höchſte gefährdet. In die weltfremdeſten Alpendörfer ſtrömen im Sommer die Schaaren der Stadtbewohner, und die Söhne des Dorfes ſelbſt bringen aus den Garniſonſtädten, in denen ſie ihre Soldatenpflicht erfüllen, genug fremde Redeweiſe mit. Es mag unter ſolchen Umſtänden höchſte Zeit ſcheinen, zu ſammeln, was noch zu ſammeln iſt.

Begreiflicherweiſe häufen ſich die Schwierigkeiten, wo es ſich um die Mundart einer größeren Stadt wie Breslau handelt; denn hier liegen die Verhältniſſe noch viel verwickelter. Die verſchiedenſten Schichten von Sprechweiſen laufen hier nebeneinander und durcheinander. Da ſind die gebildeten Stände, die im ganzen die Schriftſprache reden, und unter ihnen wieder beſonders das gewöhnlich aus allen möglichen deutſchen Gauen zuſammengewürfelte

Heer von Beamten, das der Ausbildung einer im ganzen dialektfreien, man könnte sagen heimatlosen Rede ganz besonders günstig ist. Trotzdem wird in diesen Kreisen in familiärer Redeweise manches gesprochen, was nicht schriftdeutsch ist, aber doch allgemein verstanden wird, eine Art Slang, dessen Ausdrücke, wenn auch bei weitem nicht vollständig, Arnold Genthe (Straßburg 1892) zusammenzustellen unternommen hat. Manches, was unsere „Breslauer Klabatschke" für speziell breslauisch hält, gehört vielmehr zu diesem in seinem Ursprunge sehr verschiedenartigen Jargon. Die alteingesessenen Bürgerfamilien der Stadt sprechen im allgemeinen wohl auf Grundlage der alten Ortsmundart, natürlich nicht, ohne daß die mannigfaltigen Einflüsse der Predigt, der Schule, des Gerichts, der Verwaltung und des Verkehrs ihren ausgleichenden Einfluß hier noch stärker geübt hätten als auf dem Lande. Dazu kommen dann die untersten Schichten der Bevölkerung, die ebenso wenig wie jene höchsten ein einheitliches Dialektbild bieten, die Soldaten, die Arbeiter, die Dienstboten, die aus allen Theilen der Provinz in der Hauptstadt zusammenströmen, bis herab zu den zweifelhaftesten Elementen in der Zusammensetzung einer großstädtischen Bevölkerung, deren Redebesonderheiten dem Kriminalbeamten gewöhnlich wichtiger zu sein pflegen als dem Sprachforscher. Alles das durchdringt sich in der merkwürdigsten Weise; hier sinkt ein Wort, eine Redensart von oben nach unten, dort steigt sie langsam von unten nach oben empor.

Wenn ich so schwerfällige Bemerkungen an das leichtfüßige Buch des Herrn Weiß geknüpft habe, so möchte ich nicht mißverstanden werden. Weder glaube ich, daß es einer wissenschaftlichen Behandlung der schlesischen oder im besonderen der breslauer Mundart wohl anstehen würde, wenn sie so aussähe, wie die „Breslauer Klabatsch-

ke", noch will ich andererseits jemanden seine Freude an diesem harmlosen Büchlein verkümmern, das mir selbst, wie ich schon gestanden habe, viel Vergnügen bereitet hat. Der Herr Verfasser hat ja keinerlei sprachwissenschaftliche Zwecke mit seiner Veröffentlichung im Auge gehabt, sondern, wenn ich den vornehmen Ausdruck gebrauchen darf, einen volkspsychologischen. Goethe hat einmal in der Besprechung eines Lustspieles in straßburger Mundart bemerkt: „Wenn man auch keineswegs den Nutzen ableugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken geworden ist, so kann man doch nicht ableugnen, daß die in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannigfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren, wer sich dieses oder jenes Ausdruckes bedient, und bei welcher Gelegenheit". Darin liegt etwas Wahres; freilich konnte Goethe nicht ahnen, welch frisches Leben später einmal Schmeller einem so trockenen Dinge wie einem Dialektwörterbuche einhauchen würde. Aber auf jeden Fall wird es immer Menschen geben, die einen Blumenstrauß lieber haben als ein Herbarium.

VII.

Zur Charakteristik der indischen Literatur.

(1888.)

1. Allgemeine Grundlagen.

Ein deutscher Gelehrter hat ein hübsch ausgestattetes, kleines Buch drucken lassen, in welchem er seine Ansichten über den Zusammenhang von Lesen und Bildung mittheilt. In einem Anhange dazu gibt er ein Verzeichniß von ausgewählten Werken aus der Weltliteratur, von denen er es für wünschenswerth hält, daß ein „gebildeter" Mensch sie gelesen haben müsse, ein noch zu „bildender" sie lese. Aus der gesammten Literatur des Orients ist in diese Liste von „Standard books" nur die Bibel aufgenommen worden; auch diese gewiß nicht wegen des literarischen Werthes der in ihr zusammengestellten Bücher, sondern wegen ihrer Beziehung zum Christenthum. Alles, was Araber, Perser, Inder geleistet und hervorgebracht haben — um von den übrigen zu schweigen — ist durch diesen Machtspruch von der Kenntnißnahme der Gebildeten ausgeschlossen. Mein verehrter Kollege darf mir nicht zürnen, wenn ich, dem sein anregendes Schriftchen sonst sehr gut gefallen hat, in diesem Punkte anderer Meinung bin als er. Wer ein tieferes Verständniß für den Zusammenhang der gesammten Kulturentwickelung

bis auf den heutigen Tag gewinnen will, der darf vor der Scheidewand nicht ſtehen bleiben, welche der Islam zwiſchen der Welt des Occidents und der des Orients aufgerichtet hat. Seit uralter Zeit ſind dem Abendlande von Oſten her eine Fülle von Anregungen zugekommen, welche im ganzen wie im einzelnen befruchtend auf unſer geiſtiges Leben eingewirkt haben. Die leuchtende Geſtaltenfülle des altgriechiſchen Götterhimmels iſt nicht ohne den ausgedehnteſten Einfluß orientaliſcher Anſchauungen zu Stande gekommen, und die Fäden zu dem muthwilligen Gewebe des Dekamerone ſind im Orient geſponnen. Fauſt bannt die Geiſter mit Formeln, welche orientaliſcher Aberglauben erſann, und nicht lange vor ſeinem Tode hat Bodenſtedt eine Dichtung veröffentlicht, deren Stoff vor langer Zeit zum erſten Male durch die Einbildungskraft eines indiſchen Dichters geſtaltet wurde. Und wer ſlowениſche und tſchechiſche Dichter — man verzeihe das harte Wort — in ſein Verzeichniß aufnahm, durfte Kâlidâſa und Firduſi nicht auslaſſen. Es iſt freilich für den Abendländer nicht leicht, der Gedankenwelt des Orients Verſtändniß entgegen zu bringen. Aber wirkliche Bildung erwirbt ſich überhaupt nicht ſpielend, ſondern in ernſter Arbeit. Wer darf ſich rühmen, an der Göttlichen Komödie wirkliches Gefallen gefunden zu haben, der nicht das Geiſtesleben des chriſtlichen Mittelalters vorher zu erfaſſen verſucht hat? Dante ſelbſt wagte ſich nicht ohne die Führung Virgil's und Beatrice's in die Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies; ohne Führer Dante näher zu treten, iſt ein Unding. Die Lyrik des ſchönheitbegeiſterten Hafis liegt unſerem modernen Empfinden näher als die des Petrarca, obwohl jener zu Allah betete und von Rom und Griechenland nicht das geringſte wußte; aber er trägt die Züge einer allgemeineren, freieren

Menſchlichkeit, durch keinen Schulzwang beengt, freilich auch von keiner ſtarken Individualität getragen.

Unter den Kulturvölkern des Orients ſind zwei, welche zu der ariſchen Sprachenfamilie gehören, die Perſer und die Inder. Man weiß, wie das Bekanntwerden mit der Sprache der indiſchen Literaturdenkmäler den erſten Anſtoß zu Unterſuchungen gegeben hat, aus denen ſich die Verwandtſchaft der bei uns gewöhnlich mit dem Namen der indogermaniſchen bezeichneten Sprachen mit unzweifelhafter Sicherheit herausgeſtellt hat. Sprachverwandtſchaft iſt gewiß viel, aber ſie iſt nicht alles, und ſie beweiſt vor allen Dingen gar nichts für den urſprünglichen ethnologiſchen Zuſammenhang verſchiedener Völker. Eine Sprache kann von einem Volke gänzlich anderer Herkunft angenommen werden; die ethnologiſche Einheit der ariſche Sprachen redenden Völker iſt durch dieſen Umſtand allein nichts weniger als bewieſen. Der blonde Germane und der dunkle Hindu brauchen urſprünglich einander nicht näher geſtanden zu haben als der Sohn Albions und der engliſch redende Neger. Man überſchätzt heutzutage die Bedeutung der Sprache, wenn man ſie als einziges Kennzeichen des Volksthums betrachtet. Aber allerdings wird die Sprache von dem größten Einfluß auf das Denken und ſomit auf das geiſtige Schaffen der Menſchen, welche ſie reden, und die auffallende Uebereinſtimmung in der geiſtigen Entwickelung der Völker ariſcher Zunge wird dadurch ausreichend erklärt. Unter allen ariſch redenden Völkern ſind die Inder die eigenartigſten Wege gegangen. Es war wie ein Blick in eine geträumte Märchenwelt, als man gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch das von den Engländern weit geöffnete Thor in das Land und ſeine Zuſtände hineinſehen konnte. Hatte doch ſchon dasjenige, was Alexanders des Großen

Begleiter und Geschichtsschreiber in flüchtiger Umschau dort bemerkt hatten, wie eine Zaubermär durch die Jahrhunderte geklungen. Und nun war es doch Wahrheit, ja sogar noch viel mehr. Wie Vasko, in Selikas Heimat gestrandet, das „Land so wunderbar" in staunendem Entzücken anfingt, so konnte man sich vor Bewunderung und Verwunderung nicht fassen vor der Pracht der Tempel und Paläste, vor den weisen Priestern und den abgeschmackten Götterfratzen, vor den bis in den Tod treuen Gattinnen und den ausgelassenen Bajaderen, vor der strengen Ständegliederung des Brahmanenthums und vor der alles gleichmachenden Lehre des Buddha. Man sah ein Land mit den maßlosesten Formen üppigen Naturlebens, mit dem fabelhaften Reichthum der Städte, dem prunkvollen Despotismus orientalischer Höfe, der grausamsten Verachtung des Menschenthums im Paria, und dazwischen das ernste, melancholische Hinduantlitz, tief nach innen gekehrt, abgewendet von den vergänglichen Erscheinungen dieser Welt, die Stirn gezeichnet mit hoffnungslosem Pessimismus. Wie waren diese seltsamen Gegensätze geworden?

Es war ein frisches und jugendkräftiges Volk, das aus der Urheimat der Arier in das Fünfstromland einzog und von dort aus in siegreichem Vordringen das Indus- und Gangesgebiet sich unterwarf. Galt es doch, in langsamem Kampfe der eingesessenen Bevölkerung den Boden abzuringen; darum tönt gar manches Lied von Schlachtruf und Bogenschuß, und Gott Indra, der selber mit seinem Blitzstrahl die tückischen Dämonen niederschmettert, wird vorwiegend angerufen, Heil und Sieg zu verleihen über den Feind. Und wenn der Friede die wogende Saat gedeihen läßt, dann steht der Hausvater mit den Seinen um den Altar und fleht zum Frühroth

oder zur Sonne, daß sie Segen verleihe ihm und den Seinigen und seinem ganzen Besitze. Leicht erkennen wir die Familienähnlichkeit mit dem Germanen, welcher die römischen Grenzwälle zerbricht, mit dem römischen und umbrischen Bauer, der zur Lustration um das Feld wandelt, den Semo Sankus anrufend oder den Dius Grabovius.

So war dieses Volk lange Zeit, lange Jahrhunderte, wenn wir wollen, denn durch den Urwald altindischer Geschichte führen nirgends sichere Pfade der Chronologie. Aber bald vollzieht sich ein Wandel. In der feuchten und üppigen Tropennatur reift der Mensch rasch heran wie die Pflanze, aber rasch, wie diese verwelkt, erschlafft auch er an Seele und Leib. Und in diese schwüle Luft ist niemals ein belebender Hauch von außen eingedrungen. Die anderen arischen Stämme haben sich durch die Berührung mit fremder Kultur frisch zu erhalten verstanden und sich so zu gesundem und erfreulichem Leben entwickelt. Semitisches und iranisches Wesen haben sich hellenischem vermählt, das freie wie das besiegte Griechenland hat den Italikern nährende Elemente zugeführt, aus den Resten antiker Kultur sogen die Romanen und Germanen des Mittelalters neues Leben, und wo der Slawe kein Barbar mehr ist, da verdankt er dies der Anlehnung an deutschen Geist. Nicht so in Indien. Als der mazedonische Alexander die lange verschlossenen Pforten dieses Wunderlandes aufsprengte, da hatte der indische Volksgeist bereits den schmerzlichen Zug von Krankſein und Leiden, der ihm aufgeprägt geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Auf immer dahin war die Thatkraft und freudige Schaffenslust der vedischen Zeit, und in ungesundem Quietismus verkümmerten die besten Kräfte. Mitten zwischen kämpfenden Heeren bestellte der Bauer

seinen Acker, und der griechische Berichterstatter erblickt einen sinnigen Zug des fremden Volkslebens darin, denn er sei ja der gemeinsame Wohlthäter von Freund und Feind. Nun, als der Punier ins Land fiel, da warf Cincinnatus die Pflugschar weg und wurde Diktator. Aber der Inder hatte sich längst abgekehrt von allem, was sonst dem Leben eines Volkes Inhalt und Werth verleiht. Die Arbeit für den Staat, der Kampf um das Recht, das Streben nach Freiheit waren Interessen, die er nicht mehr kannte. Fest und unverrückbar war alles in Brahmas Weltordnung eingeschlossen. In der Hand des Königs war alles Volk, der König aber in der Hand des Priesters, des Brahmanen. Denn die ganze geistige Arbeit, die in Indien gethan wird, dreht sich um einen Mittelpunkt, um das Opfer. Und das Wissen von dem Sinne des heiligen Opferwerkes hat allein der Brahmane.

Es ist ein langer Weg, auf dem der Inder dahin gelangt ist, daß ihm alles Wollen und Handeln gelähmt ist vom Denken. Altes und neues hat sich in der Brahmanenreligion seltsam vermischt. Die alten vedischen Naturgottheiten sind mit eingeschmolzen in eine phantastische Symbolik, die maßlos und ungeheuerlich, wie die Naturerzeugnisse der Tropenwelt, alles überwuchert. Die höchste Kühnheit metaphysischer Spekulation ist gepaart mit einem Triebe zu wüsten und abenteuerlichen Träumereien, dem aller Sinn für das, was ist, abhanden gekommen ist. Mysterien ohne Zahl sind in dieser Atmosphäre geboren worden, Symbol häuft sich auf Symbol, neue Götter entstehen und neue Zaubermächte, wohin das Denken sich wendet, das zuletzt zur Aberweisheit wird, welche alles weiß und alles erklärt. Und in dieser Welt der Mysterien und Symbole lauern zahllose Feinde, dem Auge des Nichtwissenden verhüllt; wissend aber ist nur

der Brahmane, er kennt Spruch und Spende, die ihm Gewalt geben über all das feindliche Treiben.

Vom Opferwerk unzertrennlich ist das heilige Wort, und die geheimnißvolle Kraft, die dem Wissen vom heiligen Wort innewohnt, ist das Brahman. Dieser Begriff drängt sich allmählich an die Spitze der ganzen indischen Weltanschauung, und er fließt zusammen mit dem Atman, dem Urgrunde alles Lebens; Atman und Brahman werden eins. Ein jedes Volk schafft sich seine Gottheit nach seinem Bilde. Dieses gestaltlose und farblose, in sich ruhende Eine, das der Mensch nicht liebt und nicht fürchtet, zu dem er kein Loblied und kein Gebet emporsendet, ist die eigenste Schöpfung indischen und nur indischen Geistes. Neben der Einheit des Atman aber steht die Welt der Vielheit. Vollkommen ist nur der Atman. „Er ist über Hunger und Durst, über Kummer und Wirrsal, über Alter und Tod hinweg"; hienieden aber hungert und dürstet man, man wird alt und man stirbt. „Wie die Sonne, des Weltalls Auge, fern und unberührt bleibt von aller Krankheit, die das menschliche Auge trifft, also bleibt der Eine, der Atman, der in allen Wesen wohnt, fern und unberührt von dem Leiden der Welt." Hier steht dieses Wort zum ersten Male, das seitdem von Denkern und Dichtern bis zum Uebermaß wiederholt worden ist bis in die jüngste Zeit. In dem Augenblicke, wo das indische Denken bei dem Begriffe des Atman anlangte, ward auch der indische Pessimismus geboren.

Die Gewalt des Todes aber ist nicht mit einem Schlage erschöpft. Von Existenz zu Existenz wird die Seele gejagt, um immer wieder dem Untergange anheim zu fallen, und in dieser Vorstellung von der in endloser Reihenfolge sich wiederholenden Erneuerung und Ver-

nichtung, in der Lehre von der Seelenwanderung, liegt die grauenhafteſte Konſequenz des aberwitzigen, von dem Boden realer Thatſachen gänzlich losgelöſten indiſchen Denkens. Dieſer Gedanke vom Leiden der Welt, in welchem das Individuum in ewigem Kreislaufe umher getrieben wird, mußte naturgemäß das Streben nach Erlöſung aus dem zielloſen Wechſel von Geburt und Sterben erzeugen. Auch die brahmaniſche Spekulation hat ſich dieſes Gedankens bemächtigt. Die Seele wandert ohne Aufhören durch die Welt des Todes, ſo lange ſie getrennt iſt von dem Brahman; ſoll die ſchreckliche Wanderung aufhören, ſo muß ſie eingehen in das Brahman, muß ſich mit demſelben als ihrer wahren Weſenheit verbinden. Dahin zu führen vermag keine That, denn jeder That, auch der beſten, haftet Endlichkeit an, und des Endlichen Lohn kann nur ein endlicher ſein. Und darum iſt der Grundgedanke brahmaniſcher Ethik der, daß Sittlichkeit nicht handelndes Geſtalten der Welt iſt, ſondern Sichloslöſen von der Welt. In die Tiefen des eigenen Weſens ſchaut, wer nach der Erlöſung trachtet, daß ſein eigenes Ich ſich ihm als das ewig Eine offenbare; und der Brahmane läßt von Hab und Gut, von Weib und Kind, um heimatlos als Bettler durch die Welt zu ziehen und die Erlöſung zu finden.

Aus ſolchen Bedingungen iſt aber auch die Geſtalt des Prinzen Gotama erwachſen, der um die Mitte des ſechsten Jahrhunderts vor unſerer Zeitrechnung allen fürſtlichen Glanz von ſich abthat und als predigender Wandermönch das Evangelium von der Welterlöſung verkündigte. Buddha, das heißt: der Erwachte, der Erkennende, ſo nannten ihn ſeine Jünger als Ueberwinder des Irrthums, als Erkenner der erlöſenden Wahrheit. Auch der Buddhismus iſt aufgebaut auf dem Grunde des

indiſchen Peſſimismus. Die Anſchauung vom Leiden des Daſeins liegt ſeinem geſammten Gedankenkreiſe zu Grunde. Er will den in Leiden verſunkenen Menſchen ſein Leiden verſtehen lehren und ihm den Weg zur Aufhebung desſelben zeigen. In raſchem Siegeslaufe gewann der Buddhismus einen großen Theil Indiens; aber ſchließlich erlag er hier, in ſeiner Heimat, der Gegenreformation des Brahmanenthums, während ſeine Apoſtel den Buddhaglauben über Meer und Berge, durch Wüſten und Schneefelder zu Nationen trugen, deren Namen dem Stifter niemals zu Ohren gekommen war. Der Buddhismus iſt die größte und edelſte Schöpfung des indiſchen Geiſtes; freilich trägt auch er in ſeiner krauſen und verworrenen Dogmatik den Fluch, der auf allem indiſchen Weſen laſtet.

Es war ein jahrhundertelanger Kampf, aus welchem endlich das Brahmanenthum als Sieger hervorging, aber nicht ohne dabei ſelbſt tiefgreifende Aenderungen zu erfahren. Die Prieſter erkannten, daß der blaſſe, gänzlich abſtrakte Schemen des Atman-Brahman dem tieferen Herzensbedürfniß des Volkes auf die Dauer nicht genügen konnte. So ſtiegen ſie hinab zum Volke und befreundeten ſich mit verſchiedenen kleineren Göttern, die längſt bei einzelnen Stämmen des Gangeslandes ehrfürchtige Verehrung genoſſen. Sie wurden in den brahmaniſchen Geſichtskreis emporgehoben, umgeſchmolzen und miteinander vereinigt, und ſo iſt die mächtige Geſtalt des Gottes Viſchnu geworden, der ſchon zur Zeit Alexanders als bedeutendſte Erſcheinung im indiſchen Kultusleben gebietet.

So iſt die allgemeine Anlage, aus welcher heraus das geiſtige Leben Indiens und ſomit auch ſeine Literatur verſtanden werden kann. Sie hat in dem geiſtvollen Buche Oldenbergs über Buddha eine glänzende Darſtellung gefunden, an die wir uns im Vorſtehenden vielfach an-

lehnen konnten, und sie ist auch in den Vorlesungen Leopold von Schröders über indische Literatur und Kultur (Leipzig, 1887) in eingehender Weise dargestellt worden.

2. Der Veda.

Als auf dem Wege über England das erste von indischer Literatur in Deutschland bekannt wurde, waren dies späte Erzeugnisse des indischen Mittelalters. Es war die Poesie der indischen Renaissance, wie Max Müller diesen Zeitraum getauft hat, welche damals das allgemeine Entzücken der literarischen Stimmführer erregte. Man kennt das zum Ueberdruß zitirte, ohne Zweifel viel zu überschwängliche Epigramm, mit welchem Goethe die Uebersetzung der Sakuntala begrüßte; bis in sein spätes Alter ist der größte deutsche Dichter dieser Jugendliebe treu geblieben, noch als Greis rechnet er diese Dichtung unter die schönsten Sterne, die seine Nächte vorzüglicher machten als seine Tage. Durch Heinrich Heine, welcher bei Schlegel in Bonn Sanskrit trieb, sind die Lotusblumen und die frommen Gazellen in der deutschen Lyrik Mode geworden; auch der König Visvamitra ist mehr durch ihn als durch Franz Bopp dem deutschen Publikum bekannt geworden. Rückert, dem wir einige meisterhafte Uebersetzungen indischer Literaturwerke verdanken, bewegte sich ausschließlich auf dem Boden dieser späten Kunstdichtung; gerade die Künsteleien der spätesten Erzeugnisse indischen Geistes reizten ihn zur Nachahmung und wetteifernden Nachdichtung. Nicht anders war es in der Philosophie. Gerade das späteste wurde hier zuerst bekannt, und es spricht gewiß für die unverwüstliche Lebenskraft des indischen Denkens, das in aller aber-

witzigen Scholastik nicht ganz untergegangen war, daß eine ungemein schlechte lateinische Uebersetzung, welche Anquetil Duperron nach einer persischen Uebertragung der späten Upanischaden anfertigte, Schopenhauer mit der denkbar größten Begeisterung erfüllte. „Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die auf der Welt möglich ist", schrieb er darüber in den „Parerga und Paralipomena", „sie ist der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein". Es war eine Täuschung, wenn man glaubte, in den Upanischaden eine Art Urweisheit, in den indischen Dramen eine Art Urpoesie der Inder vor sich zu haben. Nach und nach sind die Schätze der alten traditionellen Literatur der Inder, lange Zeit von den Priestern sorgsam vor den Fremden behütet, uns zugänglich geworden. Wir haben die vedische Literatur kennen gelernt und damit erst den Schlüssel für ein Verständniß der Entwickelung des indischen Geistes in die Hand bekommen. Die Thätigkeit der Sanskritphilologie, welche an fast allen deutschen Hochschulen gegenwärtig ihren Vertreter hat, dreht sich vorwiegend um die immer größere Vertiefung im Verständniß des Veda.

Was ist der Veda? Der Veda ist kein Buch, sondern eine Literatur. Eine Literatur etwa wie die Bibel zusammen mit Mischna und Talmud. Fast ein ganzes Jahrtausend hat daran geschaffen, Buch ist auf Buch gehäuft worden, Auslegung auf Auslegung, man hat kurzes und deutliches zu unerträglichem Wortschwall und kaum zu verstehender Dunkelheit auseinander gezerrt und dann wieder zu schier geheimnißvollen Formeln extrahirt und destillirt; tiefstes Nachdenken und unheimlicher Aberwitz haben durch lange Jahrhunderte gesonnen und gegrübelt, bis das zu Stande gekommen ist, was die Inder den Veda nennen. Der ganze Gang des indischen Geistes-

lebens, wie wir ihn im ersten Artikel zu zeichnen versuchten, spiegelt sich in dieser riesigen Sammlung heiliger Bücher wieder. Als der fürstliche Büßer anfing, sein Evangelium der Welterlösung zu predigen, da war der stolze Bau bereits vollendet, eine Zwingburg des rechtgläubigen Brahmanenthums. Am Eingang dieser mächtigen Literatur steht die ehrwürdige Liedersammlung des Rigveda. Sie ist das einzige aus derselben, was der allgemein menschlichen Theilnahme würdig ist, aber sie verdient gerade unsere Theilnahme im höchsten Grade. Denn der Rigveda ist das älteste Gesangbuch der indogermanischen Völkerfamilie. Im ganzen Bereich der Weltliteratur läßt sich nur ein Buch mit ihm vergleichen, das ist die Psalmensammlung des alten Testaments. Aber es ist zwischen beiden so viel Unterschied, wie zwischen arischem und semitischem Geiste überhaupt. Es ist möglich, daß uns die Psalmen näher stehen und mehr Widerhall in unseren Herzen finden als die Lieder der indischen Urzeit; das Christenthum hat ja viel semitisches Vorstellen und Empfinden in uns verpflanzt. Aber trotzdem liegt nicht der Psalter, sondern der Veda den Grundlagen unseres religiösen Empfindens näher. Den kühnen Schwung der Phantasie, die sinnlich glühende Hingebung, das ekstatische Sichhineindrängen und Aufgehen in der Gottheit, zusammen mit üppiger Bilderpracht des Ausdrucks, das alles dürfen wir im Veda nicht erwarten. Hier ist alles tief empfunden, aber einfach und keusch, schmucklos, häufig farblos und nüchtern.

Die vedischen Hymnen sind gute tausend Jahre älter als die Psalmen. Zu einer Zeit, als Griechen und Italiker, Germanen und Slawen noch in völlig vorhistorischem Dunkel umherwanderten, da sind am Ufer des Indus diese Schöpfungen einer alten Gottesverehrung bereits von

Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert worden; und als am Geſtade des ägäiſchen Meeres das ioniſche Heldenlied in Blüthe ſtand, da war dieſe alte Liederſammlung bereits in der heute noch vorliegenden Geſtalt abgeſchloſſen. Ich habe den Veda ein Geſangbuch genannt. Er hat alle Mängel eines ſolchen. Sein Inhalt iſt nicht gar reich an Abwechslung. Sehr viele Lieder wiederholen dieſelben Gedanken in unermüdlicher Breite, und der Gedankenkreis iſt an und für ſich kein weiter. Die Verfaſſer waren nicht alle in gleicher Weiſe zum Dichten geſchickt; viele Lieder ſind weniger als mittelmäßig, ſie ſind ſchlecht. Und wer den Rigveda mit der Erwartung in die Hand nimmt, darin eine leichte Unterhaltung zu finden, der wird ſich ſehr enttäuſcht finden, er wird ſich langweilen, er wird aufhören zu leſen. Trotzdem hat der Veda ein hohes, allgemein menſchliches Intereſſe. Nach dem ſchönen Ausdrucke Max Müller's, der faſt ſein ganzes Leben dieſem Literaturdenkmale gewidmet hat, können wir hier zum erſten Male in der Weltgeſchichte den Schlag eines Menſchenherzens belauſchen. Wohl ſind die Hieroglyphen auf den Tempelwänden von Karnak und Luxſor, wohl ſind die Keilinſchriften der Ruinen von Ninive und Babylon gleichaltrig, zum Theile vielleicht älter als die vediſchen Lieder. Aber ſie ſprechen uns nur von Königen und Städten, von Krieg und Schlacht, von Gefangenen und Toten, von Sieg und Eroberung. Wir lernen aus ihnen ſehr viel merkwürdige Dinge, nur nicht, wie es innerlich in den Menſchen ausſah, die alle dieſe ſchönen Thaten vollbrachten. Anders im Veda. Der Indolog möchte gern, daß mehr von der Geographie und Geſchichte des alten Indien darin ſtände, als wirklich der Fall iſt. Aber dafür erzählen uns dieſe Lieder von dem Hoffen und Fürchten, dem Glauben und Zweifeln, dem Wünſchen

und Verlangen der Sänger, die sie gedichtet, der Frommen, die sie gebetet haben.

Die Gefühle sind einfach und die Wünsche bescheiden. Ob die Morgenröthe wieder erscheinen werde, das beunruhigt am Abend den Menschen, wenn die dunkle Nacht die Fluren einhüllt und unholdem Treiben Vorschub leistet. Und wenn sie kommt, die strahlende Göttin, dann steigt ein Dankgebet zu ihr empor, zugleich mit manchem Wunsche für den beginnenden Tag. Und dann kommt die Sonne, und der Fromme betet zu ihr um Gut und Wohlfahrt, um Reichthum an Heerden und Kindersegen, um Sieg über die Feinde, um Gesundheit und langes Leben. So vergehen die Tage in stiller Einförmigkeit, aber in immer neuem Erstaunen über die Wunder der Natur und immer neuer Dankbarkeit dafür. Denn erstaunt ist der Mensch noch darüber, daß der Sonnenball nicht herabfällt aus seiner Höhe, da er doch nirgends unterstützt noch festgeknüpft sei. Und wenn ein deutsches Kinderlied fragt: „O sage mir, wie geht es zu, giebt weiße Milch die rothe Kuh?“ — so hat dieselbe Thatsache auch den Weisen dieser indischen Urzeit mehrfach Kopfzerbrechen verursacht. Und vor allem ist es das Gewitter, das immer von neuem ehrfürchtige Schauer und begeisterten Dank in der Brust des Menschen weckt. Der Wolkendämon hat die milchspendenden Kühe gestohlen und hält sie gefangen in seiner Höhle. Aber Indra zerschmettert diese mit dem Donnerkeil und streckt den Dämon zu Boden, und segensreich und befruchtend ergießt sich das Naß auf die Erde. In nicht endenden Variationen wird ihm der Dank für diese That gesungen, und der Beter opfert ihm den berauschenden Somatrank, daß er sich daran stärke zu dem gewaltigen Kampfe.

Eine vielgestaltige Götterwelt bewegt sich in diesen

Liedern auf und ab, Götter des Himmels und des Luftraumes, der Erde und der Unterwelt, Sonne und Morgenröthe, Feuer und Wind, die meiſten halb erſt Gottheit, halb noch vergöttlichte Naturerſcheinung. Alles in allem ein ausgebildeter Polytheismus, aber doch nicht in den Formen eines feſt gegliederten Götterſtaates, wie im griechiſchen Olymp, mit ſcharf abgegrenzten Befugniſſen und monarchiſcher Spitze. Derjenige Gott iſt dem Sänger jedesmal der höchſte, an den er ſich gerade mit einer Bitte wendet, ſei es der Feuergott Agni oder der Drachentödter Indra oder Varuna, der Allumfaſſer, der Allerhalter. Dieſer Gott wird von dem betenden Dichter jedesmal mit aller Inbrunſt umworben, auf ihn wird alles Gute und Bedeutende gehäuft, von ihm alles Segens Erfüllung erfleht und erhofft, ſo daß neben ihm die Geſtalten der anderen Götter arg verblaſſen. Es iſt das kein Monotheismus, aber eine Tendenz zum Monotheismus, welche Max Müller mit dem Namen Henotheismus bezeichnet hat. Und in den ſpäteren Liedern des Rigveda drängt ſich in dieſe naive Anerkennung der Vielheit mit praktiſcher Verwendung der Einheit bereits philoſophiſcher Zweifel und das Suchen und Fragen nach einem wirklich Einen und Höchſten. Hier ſind die Anfänge des religiös-philoſophiſchen Denkens der Inder. Es giebt ein ſchönes Lied im zehnten Buche, das man jenem Altar verglichen hat, welchen der Apoſtel Paulus in Athen „dem unbekannten Gotte“ aufgerichtet fand. In dieſem Liede forſcht der Dichter mit tiefer Sehnſucht nach dem Keime und Schöpfer alles Lebens und aller Welten:

„Am Anfang entfaltete ſich ein goldener Keim, es war der eingeborene Herr alles Gewordenen; er ſtützte die Erde und dieſen Himmel — wer iſt der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Er, der den Odem verleiht und Kraft ſpendet, deſſen Gebot alle Götter ehren, deſſen Schatten die Unſterblichkeit und der Tod ſind — wer iſt der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Der mit Macht König geworden iſt über alles, was da athmet, was die Augen bewegt und ſich regt, der da herrſcht über zweifüßige und vierfüßige Weſen — wer iſt der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Deſſen Macht dieſe Schneegebirge, das Meer ſammt dem Ozean anerkennen, deſſen Arm dieſe Himmelsgegenden ſind — wer iſt der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Durch den der gewaltige Himmel und die feſte Erde, durch den der Aether und das Firmament gefeſtigt ſind, der in den Lüften den Dunſtkreis durchmißt — wer iſt der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

Als die gewaltigen Waſſer in das All ſtrömten, den Keim empfangend, das Feuer gebärend, da entfaltete er ſich, der Eine, der Lebenshauch der Götter — wer iſt der Gott, dem wir mit Opfern dienen?"

Und ein anderer Dichter geht mit kühner Frage noch über dieſes eine, anfängliche Schöpferweſen hinaus: „Dieſe Schöpfung, woher iſt ſie geworden, ward ſie geſchaffen oder nicht? Er, der im höchſten Himmel waltet über dieſer Welt, der weiß es wohl — oder weiß auch der es nicht?"

Das ſind Gedankengänge, welche direkt zu der ſpäteren Spekulation der indiſchen Scholaſtik führen. Und überhaupt kann es nicht genug betont werden, daß wir uns auch im Rigveda durchaus auf dem Boden ſpezifiſch indiſchen Geiſteslebens befinden. Die Sänger, welche dieſe Lieder geſchaffen haben, waren keine beliebigen Männer aus dem Volke, welche der Geiſt antrieb, von dem, was

ihre Bruſt bewegte, zu ſingen und zu ſagen, ſondern es waren Prieſter, welche in den Schranken beſtimmter Ideenkreiſe und beſtimmter Tendenzen dichteten. Daher die Einförmigkeit des Inhalts, daher die vielfache Dunkelheit von Stellen, welche wahrſcheinlich keine Erklärungskunſt jemals befriedigend deuten wird. Die Abſonderung des Prieſterſtandes von dem Gedankenkreiſe des übrigen Volkes, in den ſpäteren Perioden der indiſchen Geſchichte immer unnachſichtlicher durchgeführt, beginnt ſchon in dieſer älteſten vediſchen Zeit. Und darum kann vor einem verhängnißvollen Irrthum nicht nachdrücklich genug gewarnt werden. Man hat den Veda vielfach zur Aufklärung über die primitiven Religionszuſtände unſeres indogermaniſchen Urvolks benutzen wollen; man hat in ihm Auskunft über das urſprüngliche Weſen griechiſcher und germaniſcher Gottheiten geſucht. Nichts kann falſcher ſein. So wenig wie das Sanskrit die Mutter unſerer ariſchen Sprachen iſt, ſo wenig iſt der Veda der Vater der ariſchen Mythologien. Der Veda ſteht zwar am Anfang der indiſchen Literatur, aber nicht am Anfang des indiſchen Lebens. Die Kulturzuſtände, die wir aus ihm erſchließen können — man überſieht ſie am beſten in Zimmer's „Altindiſchem Leben" — ſind bereits die einer relativ hohen Ziviliſation. Sie ſind jedenfalls durch einen bedeutenden Zeitraum von dem Anfang der Sonderexiſtenz des indiſchen Volkes, durch einen noch bedeutenderen von der gemeinſamen indogermaniſchen Periode getrennt. Der hohe Grad von Kultur, welchen man früher in überſchneller Verwerthung linguiſtiſcher Ergebniſſe unſerem Urvolke zuſchrieb, hat ſich bei näherem Zuſehen als ein blaſſes Truggebilde erwieſen. Der Indogermane ſtand auf keinem anderen Standpunkte als die Naturvölker, welche noch heute unter unſeren Augen in primi-

tiven Zuſtänden dahinleben; und wie wir für ſein techniſches Können keinen anderen Maßſtab haben als die Fertigkeiten eben dieſer „Wilden", ſo gewiß auch nicht für ſein religiöſes Empfinden. Nimmermehr dürfen wir ihm ein ſo veredeltes, ja zum Theil raffinirtes Götterbewußtſein zuſchreiben, wie es uns in den vediſchen Liedern entgegentritt. Daher kommt es, daß wir — abgeſehen von allgemeinen Begriffen, wie Himmel (Zeus) und Morgenröthe (Eos) — keine einzige Göttergeſtalt mit Sicherheit als gemeinſam griechiſch und vediſch nachweiſen können. Alle Verſuche, mit denen man ſich in dieſer Beziehung abgemüht hat, ſind mit den allerbedenklichſten Gebrechen behaftet. Das hat erſt jüngſt das ſchöne Buch von Gruppe überzeugend zur Anſchauung gebracht. Und ſelbſt mit dem Volke, mit welchem die Inder, wie die Sprachen beweiſen, noch geraume Zeit nach der Ausſcheidung aus dem Urvolke in Gemeinſchaft gelebt haben, ſteht es in Beziehung auf religiöſe und mythologiſche Uebereinſtimmung nicht viel beſſer.

Wenn ſich auf dieſe Weiſe manches, was man aus dem Rigveda hat herleiten wollen, als eitel erweiſt, ſo büßt er doch damit nichts von ſeinem hohen Werthe ein für alle, welche die allgemeine Entwickelung des Menſchengeiſtes in der Sonderentwickelung der Volksindividualität zu erfaſſen beſtrebt ſind. Und darum ſind ihm auch unter uns mehr Leſer zu wünſchen, als er bis jetzt gefunden hat. Als Ganzes freilich wird er den meiſten ungenießbar ſein. Wer ihn nicht zum Zwecke ſpezieller Studien braucht — und für dieſen iſt es unerläßlich, ihn im indiſchen Original zu benutzen — der wird mit der Ueberſetzung einer Anzahl beſonders charakteriſtiſcher Lieder zufrieden ſein. Schon im Jahre 1875 haben die Herren Geldner und Kägi eine ſolche Sammlung von ſiebzig

Liedern herausgegeben. Dieſelbe iſt viel gelobt worden, und im ganzen nicht mit Unrecht. Aber ſie leidet, wie auch die Verdeutſchung des ganzen Rigveda durch den verſtorbenen Graßmann, an einem ſchweren Fehler, an der metriſchen Form. Dieſe Nachbildungen der indiſchen Versmaße ſind von klappernder Eintönigkeit, ſie verbrauchen eine Menge überflüſſiger Flickwörter und ſtreifen oft genug dem Gedanken den Adel und die Vornehmheit ab. Die einfache Kraft und Fülle der Sprache in den beſſeren vediſchen Liedern, die Keuſchheit und Eindringlichkeit ihrer Gedanken wird ſich nur in einer guten Proſaüberſetzung annähernd wiedergeben laſſen. Das beweiſen die Stücke, welche Schröder in ſeinem Buche mitgetheilt hat; ihm iſt auch das oben angeführte Bruchſtück entnommen. Eine Anthologie aus der indiſchen Literatur könnte nicht ſchöner eröffnet werden als mit einer Reihe ſolcher Ueberſetzungen.

Man wird ihnen einige ausgewählte Stücke aus dem vierten Veda, dem ſogenannten Atharvaveda, nicht unpaſſend anſchließen können. Dieſer, welcher ſich nicht überall kanoniſchen Anſehens erfreut, iſt für die vergleichende Volkskunde von großem Intereſſe. Er enthält eine Menge von Sprüchen gegen Krankheiten und ſchädliche Thiere, Verwünſchungen von Feinden, Gebete für gewöhnliche Vorkommniſſe des menſchlichen Lebens. Es iſt eine Konzeſſion des Prieſterſtandes an den Volksglauben, wenn dieſe Dinge mit in den Gottesdienſt einbezogen worden ſind. Viele dieſer Sprüche berühren ſich im Inhalt, zum Theil ſogar in der Form mit den Segen und Beſprechungen, wie ſie im Abendlande das Volk ſeit alter Zeit bis auf den heutigen Tag gegen mannigfache Krankheit kennt, aber auch zur Hervorrufung von mancherlei Unheil, wie zum Liebeszauber,

verwendet. Man hat hier wohl etwas zu rasch auf gemeinsame indogermanische Abstammung dieser Sprüche geschlossen. Vieles davon kann, wie es thatsächlich von den Deutschen zu Esten und Finnen gewandert ist, in früher Zeit aus dem Orient nach dem Abendlande gebracht worden sein; steht ja doch auch sonst im Orient die Wiege von allerlei Aberglauben und Zauberwesen.

3. Kâlidâsa.

Durch einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren ist Kâlidâsa, der hervorragendste Dichter der indischen Renaissanceperiode, von dem Abschluß der vedischen Epoche geschieden. Er lebte im 6. Jahrhundert nach Christus. Es ist noch nicht lange her, daß dies festgestellt ist; früher versetzte man ihn ins erste Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung. Diese Unsicherheit mag eine Vorstellung davon geben, wie schlimm wir im allgemeinen in Bezug auf chronologische Angaben in der indischen Literaturgeschichte daran sind. Bei anderen Völkern werden lange Abhandlungen darüber geschrieben, ob ein Dichter am 10. oder am 11. eines bestimmten Monats geboren sei; hier handelt es sich um die Kleinigkeit von sieben Jahrhunderten. Unter allen Kulturvölkern hat keines einen so vollständigen Mangel an geschichtlichem Sinn wie die Inder. Wir werden darum auch keine fesselnden Mittheilungen über das Leben des Dichters erwarten dürfen. Eine kurze Notiz meldet, daß er mit anderen Dichtern den Hof eines Königs Vikrama zierte; dieser König Vikrama gewann im Jahre 544 nach Christus eine Schlacht gegen die Barbaren bei Korur. Der Sieg erschien so wichtig, daß man ihn zum Anlaß einer neuen Zeitrechnung

nahm, deren Anfang man sechshundert Jahre vor demselben ansetzte. Kâlidâsa ist bei uns vorwiegend als Dramatiker bekannt. Die heutzutage wohl mehr bewunderte als gelesene „Sakuntalâ" hat seinen Namen auch in Kreise getragen, die von indischem Wesen wohl nicht viel mehr wissen. Auch auf unserer Bühne haben seine Dramen eine Auferstehung erlebt. Ich erinnere mich einer Aufführung der Sakuntalâ in einer Bearbeitung des verstorbenen schweriner Intendanten Wolzogen, welche ich als Student im breslauer Stadttheater sah und die, irre ich nicht, das Publikum nicht sonderlich begeisterte. Ganz neuerdings haben jüngere Komponisten sich von seinen Stoffen angezogen gefühlt. Weingartner hat die „Sakuntalâ" und die „Mâlavikâ", Kienzl die „Urvasî" der Opernbühne zu gewinnen gesucht. Das letztere ist begreiflicher als das erstere.

Ein ächtes und wirkliches Drama konnte sich in Indien niemals entwickeln. Dem stand die ganze Weltanschauung des indischen Geistes, wie sie in dem ersten Artikel gezeichnet ist, schnurstracks entgegen. Wo alles Thun und Lassen des Sterblichen unverrückbar in Brahmas Weltordnung eingefügt ist, wo alles, was der Einzelne in der gegenwärtigen Existenz vollbringt und erleidet, sei es gutes, sei es böses, nur das Ergebniß seines Handelns in früheren Existenzen ist, da giebt es keine Sünde und Schuld, welche dämonisch aus des Menschen eigener Brust emporsteigt, da giebt es kein selbständiges Auflehnen gegen die sittliche Weltordnung, keine tragischen Konflikte. Und das große, gigantische Schicksal, dessen erbarmungslose und doch erhebende Gestalt durch die Verse des Aeschylos und Shakespeare schreitet, es konnte dem müden Antlitz des Inders keine Regung von Furcht und von Mitleid ablocken, dem es als selbstverständlich galt, in einsamer

Waldesbuße zur Mumie zuſammenzuſchrumpfen oder ſich von dem Wagen der Göttin zermalmen zu laſſen, wenn er hoffen konnte, dadurch in das Nirvâna einzugehen. Darum giebt es im Bereich der indiſchen Literaturgeſchichte keine Tragödie. „Sakuntalâ“ und „Urvaſi“ ſind romantiſche Schauſpiele, dramatiſirte Märchen. Himmel und Erde, Götter und Helden, Nymphen und Einſiedler ſind bunt durcheinander gemiſcht. Aus Indras leuchtendem Götterſitze ſpringt die Handlung auf den einſamen Bußplatz frommer Mönche, aus üppigem Zauberwalde in den ſchimmernden Königspalaſt. Der Fluch eines Heiligen löſcht in dem Liebenden alle Erinnerung an ſelige Stunden aus, ein Ring, der, wie der des Polykrates, im Leibe eines Fiſches gefunden wird, ſtellt das Gedächtniß wieder her. Das geliebte Mädchen verwandelt ſich in dem Haine, welchen kein Weib betreten darf, in eine rankende Winde, und Baum und Fels geben dem ſuchenden Fürſten neckende Antwort. Eine bunte Reihe wechſelvoller Bilder — die indiſchen Dramen haben bis zu zehn Akten — welche dem Dekorationsmaler und Theatermaſchiniſten die verlockendſten Aufgaben ſtellen, ſchließt dieſes reizvolle Spiel der Phantaſie ein, am Schluß löſen ſich alle Wirrniſſe in Freude und Wohlgefallen. Und über alles dieſes iſt der Zauber edelſter und zarteſter Empfindung, der Wohlklang einer ſchönen und vornehmen Sprache gebreitet. So geht das Dramatiſche im Lyriſchen faſt völlig auf. Und als Lyriker nimmt Kâlidâſa einen ſehr hohen Rang in der Weltliteratur ein. Sein „Wolkenbote“ iſt die ſchönſte Klage eines ſehnſüchtig Liebenden, welche man leſen kann. Die Empfindung iſt bei ihm zwar veredelt, aber noch nicht überfeinert; die Erotik zwar ſinnlich warm, aber noch nicht widerlich üppig; die Sprache zwar nicht mehr einfach, aber noch nicht gekünſtelt und ſchwülſtig.

Denjenigen Grad von edlem Ebenmaß, der dem indischen Geist überhaupt beschieden war, hat Kâlidâsa erreicht. Seine Nachfolger, selbst der begabte Bhavabhûti, bezeichnen ein Heruntersinken unter dieses Maß. Es liegt auf der Hand, wie diese Stücke gerade in unserer Zeit stofffuchende Opernkomponisten anlocken mußten. Sie kommen mit ihrer Lyrik der Musik auf halbem Wege entgegen und fordern außerdem zu den gewagtesten Dekorations- und Ausstattungskunststücken geradezu heraus. So hat auch der Kienzl'schen „Urvasi" die prächtige Ausstattung der Dresdener Hofbühne zu geräuschvoller Theilnahme verholfen. Aber auch dafür hat sich der Komponist bei dem indischen Vorbilde seines Librettisten zu bedanken, daß es der Oper an dramatischem Leben fehlt.

Die Stoffe zu seinen Märchendramen hat der indische Dichter nicht frei erfunden. Sie wurzeln, wie die der großen griechischen Dramatiker, in der Götter- und Heldensage seines Volkes. Von der Liebe der schönen Nymphe Urvasi und des Königs Purûravas weiß schon der Rigveda; die Geschichte von Sakuntalâ tritt uns zuerst als eine Episode in dem großen Epos Mahâbhârata entgegen. Das Mahâbhârata ist das eine von den beiden großen epischen Gedichten, in welchen der Geist des indischen Mittelalters seinen Ausdruck gefunden hat. Es ist in seinem riesigen Umfange — etwa hunderttausend Doppelverse — und in seiner wüsten Formlosigkeit ein ächtes Erzeugniß der über alles Maß hinausstrebenden indischen Phantasie. Jahrhunderte haben daran gearbeitet, es auf den Umfang zu bringen, in welchem es heute vorliegt. An alte epische Lieder, welche von dem Untergange des heldenhaften Geschlechts der Bharata oder Kurusöhne sangen, haben sich durch immer neue Einschiebungen und Zusätze eine Fülle von Episoden angeschoben, welche schließ-

lich den einheitlichen Bau des Gedichtes völlig zersprengt haben. Alle Kunde der Vorzeit, alles Wissen der Gegenwart ist hier vereinigt worden. Es ist kein Kunstwerk mehr, sondern eine riesige Enzyklopädie. Die schönsten und duftigsten Blüten der Poesie stehen einträchtig neben tiefsinnigster Philosophie, neben langweiliger Gelehrsamkeit, neben abgeschmackter Dogmatik. Wenn die Heere kampfgerüstet einander gegenüber stehen, wird einem der Helden, um ihn zum Vorgehen zu ermuthigen, ein philosophisches Gedicht von achtzehn Gesängen über seine Pflichten vorgetragen. Dasselbe ist freilich einer der schönsten Theile des ganzen Werkes, aber es ist an dieser Stelle unerträglich. Es ist nicht wie in dem bunt verschlungenen Irrgarten des ariostischen Roland, wo wir uns gern und willig auf Seitenwege führen lassen, weil wir wissen, daß auch da Vogelsang tönt und berauschende Blumen blühen, sondern wie in einem Urwald, wo die Hand, die sich mit der Axt durch dichtes Gestrüpp den Weg bahnen soll, bald erlahmt und den Ausweg zu finden schier verzweifelt.

Unter den Episoden des großen Werkes, dessen Anfänge ins zehnte vorchristliche Jahrhundert zurückgehen mögen, dessen Abschluß aber zu der uns vorliegenden Gestalt wohl erst in nachchristlicher Zeit stattgefunden hat, sind zwei ganz besonders berühmt. Die eine, die Geschichte von König Nalas und seiner Gattin Damajantî, ist durch Rückert's schöne, wenn auch etwas gekünstelte Nachdichtung bei uns weit bekannt geworden. Unter den vielen schönen Frauengestalten, welche die indische Dichtung geschaffen hat, ist Damajantî der reizvollsten eine. Dem Gatten, der in sinnloser Spielerleidenschaft Habe und Krone verloren hat, folgt sie in die unwirthliche Wildniß; und als sie hier von ihm verlassen wird, läßt sie doch nicht von ihm in den Schrecknissen der Einsamkeit, in unschuldiger

Verfolgung und grausamer Mißhandlung, bis sie ihn wieder gewinnt und in alles überwindender Liebe ihm verzeihen kann. Ein ähnliches Hoheslied der Gattenliebe und Gattentreue ist „Sâvitrî". Wie ihr vorher gesagt war, stirbt ihr Gemahl nach einjährigem Eheglück. Aber sie macht sich auf, ihn vom Todesgott loszubitten. Immer dringender und rührender wird ihr Klagen und Flehen. Zweimal gewährt ihr Jama alle Wünsche, ausgenommen ihres Gatten Leben. Zum dritten Mal vergißt er, entzückt von ihrer Rede, diese Ausnahme hinzuzufügen, da ist ihr der Gemahl wiedergewonnen. Man vergißt gern, daß dieser schönste Zug der Frauenseele in der indischen Wittwenverbrennung doch wieder ins Fratzenhafte verzerrt worden ist.

Gegenüber dem „großen Lied von den Bharata" hat das andere Epos, das Râmâjana, seine besonderen Vorzüge und seine besonderen Schwächen. Es ist ein einheitlich gedachtes und ausgeführtes Kunstwerk; es ist die bewußte Schöpfung eines einzelnen Dichters, welcher uns Vâlmîki genannt wird. Er dachte nicht gering von sich; „so lange die Gebirge stehn und Flüsse auf der Erde sind, so lange wird im Menschenmund fortleben das Râmâjana", heißt es im Gedichte selbst. In der That ist es wohl das volksthümlichste Gedicht in Indien geworden; in mehrere Volkssprachen übersetzt und in Schauspielen verarbeitet, erfreut es noch heut von der Bühne herab oder aus dem Munde von Rhapsoden das indische Volk. Aber wenn wir im Mahâbhârata, wenigstens in seinen älteren Theilen, noch den frischen und kräftigen Pulsschlag wirklicher Epik fühlen, welcher an Ilias und Nibelungen gemahnt, wenn uns dort Schlachtruf und Bogenwurf noch an das stolze Heldenthum der Jugend des indischen Volkes erinnern, trägt das Râmâjana durch-

weg den Stempel des indischen Geistes in seiner späteren Entwickelung. Der Held ist ein Held der Entsagung, des Gehorsams, der Pflichterfüllung, wie der fromme Aeneas. Ein Zug der Weichheit und Sentimentalität geht durch das Ganze. Und wenn auch diesem Zuge eigenthümliche Schönheiten verdankt werden, so wirkt er doch, durch das Ganze festgehalten, nicht erfreulich und bedeutend.

Aus dem nämlichen Geiste märchenhafter Romantik sind die zwei oben genannten Dramen Kâlidâsas geboren worden. Ueberhaupt ist Indien das Land, in welchem Dichterkünste die allerwunderbarsten Märchen wahr zu machen versuchen dürfen. Die indische Phantasie ist vor allem anderen darauf gestimmt, über alle und jede Schranke von Raum und Zeit sich rücksichtslos hinwegzusetzen. Die Märchen, welche noch heut bei uns im Abendlande in Spinn- und Kinderstube das Entzücken von Groß und Klein sind, sie stammen zum größten Theile aus dem orientalischen Wunderlande, aus dem sie während des Mittelalters auf mannichfachen Wegen zu uns gekommen sind. Und wenn wir auch nicht für jede einzelne dieser Erzählungen die indische Quelle nachzuweisen vermögen, wenn auch bei uns Neuschöpfungen vorgekommen sein können und mögen, so ist doch der ganze Geist, der die Märchendichtung trägt, ein indischer. Auch das Dekorative ist aus Indien bezogen. Dort finden wir die Urbilder unserer Zauberdrehringe und Zauberspiegel, des Tischlein decke dich und der Siebenmeilenstiefel, der magischen Stäbe und der Trommeln, welche Armeen aus dem Boden locken. Es ist ein müssiges Beginnen, für alle solche Wunderrequisiten gleichmäßige Urzeugung bei verschiedenen Völkern annehmen zu wollen. Sie sind zu uns gewandert wie indische Bäume und Pflanzen, wie die indischen Zahlzeichen, wie Schachbrett und Silvesterpunsch. Und nicht nur die

Märchendichtung, auch die italienische Novelle, das französische Fabliau, der deutsche Schwank sind fast durchaus von dem schier unversieglichen Quell indischer Phantasie gespeist worden.

Was die Inder außer dem oben charakterisirten Märchendrama im Gebiete des Schauspiels geleistet haben, fällt so ziemlich alles unter den Begriff des Intriguenstückes. Unter den Kâlidâsa'schen Schöpfungen gehören „Mâlavikâ und Agnimitra" hierher, von den späteren „Ratnâvalî" von Sriharscha und „Mâlatî und Mâdhava" von Bhavabhûti. Alle drei sind jetzt in der wohlgelungenen Uebersetzung Ludwig Fritzes (in Reclams Universalbibliothek) leicht zugänglich. In den indischen Stücken dieser Art finden sich sowohl in der Führung der Handlung als in gewissen typisch wiederkehrenden Figuren Momente, die an das plautinische Lustspiel erinnern. Die Stoffe des Plautus stammen bekanntlich aus der jüngeren attischen Komödie. Und ebenso hat man daran gedacht, jene Anklänge aus einer direkten Einwirkung des griechischen Theaters auf das indische zu erklären. Professor Windisch hat in einem auf dem berliner Orientalisten-Kongreß gehaltenen Vortrag eingehend diesen Einfluß nachzuweisen gesucht; man hätte dabei an die Aufführungen griechischer Stücke an den Höfen der griechischen Könige in Baktrien und im Pendschâb zu denken. Indessen halten die vorgebrachten Beweisgründe näherer Prüfung nicht Stand. Es ist nur eines im indischen Theaterwesen, das gewiß von den Griechen entlehnt ist, das ist der Vorhang; er heißt bei den Indern gradezu Jawanikâ, griechischer Vorhang. Die Charakteristik der Personen in diesen Stücken ist eine sehr feine und sorgfältige; haben ja doch die Inder auch auf anderen Gebieten der Poesie ein großes Talent für die liebevolle Ausmalung gerade

des Kleinen und Unscheinbaren bewiesen. Sie steht am höchsten in dem Drama eines unbekannten Dichters, welches den Titel „das irdene Wägelchen" trägt. Hier tummelt sich eine Fülle von Figuren aus den verschiedensten Klassen der indischen Gesellschaft auf der Bühne, welche sämmtlich mit großer Meisterschaft gezeichnet sind. Auch die ungemein dramatisch belebte Handlung, sowie der in Rede und Gegenrede nicht selten aufleuchtende Humor heben das Stück bedeutend über die übrigen ähnlich gearteten der Inder. Es ist manchmal, als ob man ein Shakespeare'sches Drama oder wenigstens einen der begabteren Vorgänger Shakespeares läse. Den Inhalt bildet die Liebe einer reichen Hetäre zu einem edlen und armen Handelsherrn aus der Brahmanenkaste, dessen Weib zu werden sie, in vielfachem und hartem Leiden erprobt, sich würdig zeigt. Es ist das Thema von „Der Gott und die Bajadere", ins Menschliche übersetzt und in eine spannend auf und nieder gehende Handlung hinein gestellt.

Man mag es bedauern, daß die durch ein solches Drama gegebenen Anregungen in Indien nicht nachhaltiger gewirkt haben. Aber die lyrische Richtung Kâlidâsas war dem allgemeinen Geschmacke offenbar zusagender. Der hohen Schönheit des „Wolkenboten" ist bereits gedacht worden. Neben ihm steht ein anderes Werk desselben Dichters:„ Der Kreis der Jahreszeiten". Es ist ausgezeichnet durch die zarteste Naturbeobachtung und Naturmalerei. Eine Fülle der entzückendsten Miniaturbildchen ist hier zusammengefaßt; es ist erstaunlich, wie immer und immer wieder eine Szene sich an die andere schließt. In der Strophensammlung des Hâla, die in einem Prakritdialekt geschrieben ist, zeigt sich eine bemerkenswerthe Richtung auf die Schilderung der Vorgänge des Dorflebens; ich habe in der ersten Sammlung meiner „Essays" aus-

führlich darüber berichtet. Den Indern selbst gilt als viel bewunderte Krone ihrer Lyrik die „Gitagovinda“ von Dschajadewa. In der That ist dieses Gedicht, halb dramatisch gehalten, hohen Lobes werth; eine heiße Gluth der Empfindung ist hier in sinnlich wohllautende Sprache gekleidet und in wunderbar kunstvolle und verschlungene Formen gegossen. Aber die Blüte duftet zu stark, und man ist in Gefahr, Kopfschmerz zu bekommen. Eine einzige Strophe Kâlidâsas wiegt schwerer als das ganze Gedicht, das übrigens Rückert in einer wenig bekannten Uebersetzung uns meisterhaft angeeignet hat.

Seit dem Jahre 1000 nach Christus begannen die Muhamedaner ihre Herrschaft auf der Halbinsel immer weiter auszubreiten. Auch dem geistigen und künstlerischen Leben Indiens ist seitdem ihr Stempel aufgedrückt, und die zum Theil reich entwickelten Literaturen in den neuindischen Volkssprachen tragen ihn mehr oder weniger deutlich an der Stirn. Die englische Herrschaft giebt den Brahmanen, welche niemals die Pflege ihrer alten Literatur und Sprache aufgegeben haben, Muße und Veranlassung, in alexandrinischer Weise sich mit den Schätzen ihrer Vorzeit zu beschäftigen und an der gelehrten Arbeit theilzunehmen, mit welcher englische und deutsche Forscher sich bemühen, ein Bild herzustellen von dem Geistesleben eines der edelsten und begabtesten Völker arischer Zunge.

VIII.

Zigeuner-Philologie.

(1891.)

Zigeunermuſik, Zigeunerwirthſchaft ſind Zuſammenſetzungen, die in jedem deutſchen Wörterbuch zu finden ſind. Aber der Ausdruck Zigeuner-Philologie dürfte den meiſten neu, manchen nicht ganz verſtändlich klingen. Jedenfalls iſt es eine große Ehre, wenn man zu einer Philologie kommt, die Einem ganz beſonders und ausſchließlich gewidmet iſt. Der einzelne Menſch wird dieſer Ehre bei ſeinen Lebzeiten für gewöhnlich nicht theilhaftig; Shakeſpeare und Goethe waren lange todt, bis man von einer Shakeſpeare-, einer Goethe-Philologie ſprach. Grillparzer hat nicht ganz ſo lange zu warten gebraucht, und in England exiſtirte für den Dichter Robert Browning ſogar ſchon zu ſeinen Lebzeiten eine beſondere „Geſellſchaft“ mit der dazu gehörigen „Philologie“. Auch ein Volk mußte früher vom Schauplatz der Geſchichte verſchwunden, ſeine Kunſtwerke verſtümmelt, ſeine Schriftdenkmäler vom Staube klöſterlicher Büchereien bedeckt ſein, ehe es eine Philologie für dasſelbe gab. Eigentlich erfreuten ſich nur die alten Griechen und Römer dieſes Vorzuges, und lange Zeit meinte man, wenn man von Philologie ſprach, im Grunde nur die klaſſiſche Philologie; denn das Stu-

dium der hebräiſchen Sprache und Literatur blieb lange Zeit der Theologie vorbehalten. Im Laufe unſeres Jahrhunderts aber hat ſich die Zahl der Philologien ungeheuer vermehrt. Neben die klaſſiſche iſt eine deutſche, eine engliſche, eine romaniſche, eine ſlawiſche Philologie getreten, den Ägyptologen ſind die Indologen, die Sinologen gefolgt, und bei der vor nichts zurückſchreckenden Arbeitstheilung unſerer Zeit wird es auf dem Erdball bald kein Volk oder Völkchen geben, das nicht ſeine beſondere Philologie hat.

So ſind auch die Zigeuner an die Reihe gekommen. Das merkwürdige Volk, das in unruhigem Wanderleben über die ganze Erde zerſtreut iſt, hat in früherer Zeit, als es häufig genug für ziviliſirte Länder als eine wahre Landplage auftrat, lediglich die Aufmerkſamkeit der Geſetzgebung und der Kriminal-Polizei auf ſich gezogen. Und, bezeichnend genug, ein deutſcher Kriminal-Beamter iſt es geweſen, den Sprache und Sitte der merkwürdigen Burſchen, mit denen er amtlich zu thun hatte, ſo ſehr anzogen, daß er zuerſt ein leidlich verläßliches Buch darüber ſchrieb. Seitdem iſt die Sprachwiſſenſchaft den mannichfachen Räthſeln, welche die Zigeunerſprache darbietet, mehrfach näher getreten; Andere haben Sitten und Gebräuche des Wandervolkes ſtudiert, Andere ſeine Lieder und Märchen geſammelt. Und ſo iſt in der That in dem Sinne, in welchem wir heute das Wort Philologie verſtehen, eine Zigeuner-Philologie entſtanden, welche zu ihrem beſonderen Mittelpunkte eine ſeit ein paar Jahren in England erſcheinende Zeitſchrift hat. Wir aber in Öſterreich dürfen nicht vergeſſen, daß es nach dem erſten bahnbrechenden Anlauf des verſtorbenen Sprachforſchers Pott ganz hervorragend die Unterſuchungen des nun auch dahingegangenen großen Meiſters der Linguiſtik, Franz v. Miklošich, waren, welche aus taſtenden, dilet-

tantiſchen Verſuchen die Forſchung über die Zigeuner auf die Höhe der Wiſſenſchaft gehoben und ihr für immer feſte Bahnen gewieſen haben.

Seit vielen Jahrhunderten treiben die Zigeuner, gleich den Juden losgelöſt von dem Boden ihrer Heimat, unter fremden Völkern ſich umher. Bei uns darf man ihnen nicht, wie den Juden, den Vorwurf entgegenſchleudern, daß ſie ein uns ſtammfremdes Volk ſind. Denn auch diejenigen, welche ganz beſonders ſtolz darauf ſind, ſich Arier zu nennen — ein Schlagwort, das noch viel unſinniger iſt, als andere Schlagworte, denn es gibt keine ariſchen Völker, ſondern nur ariſche Sprachen — werden ſich der Thatſache nicht verſchließen dürfen, daß die Sprache der Zigeuner eine ariſche Sprache iſt, daß alſo, nach der bei ihnen ſo ſehr beliebten Schlußfolgerung, die Zigeuner auch Arier ſind. Ja noch mehr. Die Zigeunerſprache gehört einem hervorragend wichtigen und verehrungswürdigen Zweige der ariſchen Sprachen an, deſſen älteſte literariſche Denkmäler überhaupt das älteſte Schriftthum des ganzen ariſchen Stammes darſtellen, dem indiſchen. Im äußerſten Nordweſten von Indien, unter den Völkern des Hindukuſch, welche indiſche Mundarten reden, ſind diejenigen gefunden worden, die den Zigeuner-Dialekten in einer Anzahl hervorſtechender Eigenthümlichkeiten am nächſten ſtehen. Dort haben auch die Zigeuner einmal gewohnt, bevor ſie ihr Nomadenleben begannen. Was ſie aus ihrer Heimat aufgeſcheucht hat, iſt uns bis heute ein Räthſel, und es ſteht dahin, ob es uns jemals gelingen wird, den Schleier desſelben zu lüften. Die Zigeuner ſind ein geſchichtsloſes Volk, und wer einzelnen ihrer ſagenhaften Ueberlieferungen nachgeht, der geräth ins Blaue. Auch die Völker des Hindukuſch haben keine Geſchichte. Und da muß es vorläufig bei der allgemeinen Vermuthung

bleiben, daß eine gewaltsame Umwälzung, wie sie dort den Wechsel von Herrschern oder Dynastien zu begleiten pflegte, einen der Stämme zur Auswanderung getrieben hat.

Das wird im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert gewesen sein. Im vierzehnten gibt es bereits auf der Insel Korfu und in der Walachei Zigeuner; im fünfzehnten erscheinen verschiedene Banden derselben allenthalben in Europa. Wie noch heute die Verlogenheit einen der entstellendsten Charakterzüge der Zigeuner ausmacht, so sind sie auch bereits mit einer Lüge in Europa eingezogen. Sie gaben vor aus Ägypten zu kommen, und ihre Führer, die in phantastischem, oft prächtigen Schmuck den fragwürdigen Haufen voranritten, nannten sich stolz Könige oder Herzoge von Klein-Ägypten. Es ist kein Zweifel, daß dieses Klein-Ägypten in derselben Gegend zu suchen ist, wie des Aristophanes Wolkenkukuksheim; denn die europäischen Zigeuner sind nachweislich niemals in Ägypten gewesen. Aber das verschlagene Volk hat seinen Zweck damit vortrefflich erreicht; ihr Märchen trug ihnen Anfangs Schutzbriefe regierender Herren und ansehnliche Geschenke von Fürsten und Städten ein. Auch in dem Namen, welchen Spanier, Engländer und Griechen den Zigeunern geben (Gitanos, Gypsies, Jifti) lebt der Irrthum noch weiter; der vortreffliche Thomasius hat das Kunststück fertig gebracht, den Namen Zigeuner selbst aus Ägyptianer abzuleiten (auf dem damals nicht ungewöhnlichen Wege Gyptianer, Zianer, Ziganer, Zigener), und Geibel sang von der Zigeuner beweglicher Schaar, „gesäugt an des Niles geheiligter Flut, gebräunt von Hispaniens südlicher Glut".

Man darf die Frage aufwerfen, was denn wohl zu der bestimmten Behauptung berechtigt, die Zigeuner seien niemals in Ägypten gewesen, nachdem soeben die völlige

Geschichtslosigkeit dieses Volkes betont worden ist. Wie nicht selten in ähnlichen Fällen, so legt auch diesmal die Sprache ein deutliches und beredtes Zeugniß ab. Die Sprache der in Europa verstreuten Zigeuner ist wie einer von den alten Mänteln, mit denen ein alter Gitano würdevoll dem fremden Maler sitzt: mit hunderterlei Lappen geflickt und besetzt, die wer weiß woher zusammengebettelt und zusammen gestohlen sind und die ursprüngliche Gestalt und Farbe des Kleidungsstückes nur nothdürftig noch erkennen lassen. Die Zigeunersprache hat in allen den Ländern, in welchen das Volk auf seiner Wanderung von Asien nach Mittel-Europa für kürzere oder längere Zeit gerastet hatte, sich durch eine Anzahl entlehnter Worte bereichert. An diesen fremden Bestandtheilen können wir den Weg, den die Zigeuner genommen haben, auch da, wo uns historische Nachrichten gänzlich im Stich lassen, mit erstaunlicher Genauigkeit verfolgen; und diese Spuren führen uns nach Armenien, nach Kleinasien, nach Griechenland und den Donauländern, aber nicht nach Ägypten. Dasjenige Land, in welchem die Zigeuner nach ihrer Ankunft in Europa zuerst festen Fuß gefaßt und in welchem sie längere Zeit verweilt haben, ist der Griechisch redende Theil der Balkan-Halbinsel gewesen; denn alle gegenwärtig in Europa umherziehenden Zigeuner haben für die Zahlwörter „sieben" und „acht" die Ausdrücke eftá und ochtó, und das sind die griechischen Bezeichnungen dafür; alle sagen für „Weg, Straße" drum oder drom, und das ist wieder ein griechisches Wort. Und so vieles andere.

In der österreichisch-ungarischen Monarchie sind Ungarn und Siebenbürgen diejenigen Länder, in welchen die Zigeuner einen ganz erheblichen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen. Ihre charakteristischen Erscheinungen

sind von der ethnographischen Physiognomie dieser Gegenden geradezu unzertrennlich; die ungarische Zigeunermusik, über welche Franz Liszt eine beachtenswerthe Studie geschrieben hat, ist nicht blos in den Hotels von Budapest, sondern auf der ganzen Erde bekannt und berühmt; es gibt wenige in Ungarn spielende Erzeugnisse der erzählenden Literatur, in welchen nicht ein Zigeuner eine sehr edle oder sehr niederträchtige Rolle spielte, und Jókai's „Zigeunerbaron" hat in seiner Umformung zur Operette auch auf der Bühne die Zigeuner-Romantik wieder zu Wort kommen lassen und durch die Gestalt der schönen Saffi die etwas verblaßten Erinnerungen an Preciosa wieder aufgefrischt. In einem sehr sorgfältigen und gelehrten Werke, welches ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses zum Verfasser hat, ist die Sprache der ungarischen Zigeuner in mustergiltiger Weise dargestellt worden; und ein in Siebenbürgen lebender Forscher, Herr Dr. Heinrich v. Wlislocki, ist seit Langem bemüht, Materialien zur genaueren Kenntniß der Sprache, der Sitten, der Volksliteratur dieses Stammes zusammenzubringen. Seinem Fleiße verdankt die Zigeuner-Philologie neuerdings zwei ziemlich umfangreiche Bücher, deren Werth auch derjenige gern anerkennen wird, welcher nicht allen Folgerungen, die der Verfasser aus dem von ihm gesammelten Stoffe zieht, beizustimmen vermag. Herr v. Wlislocki besitzt, wie mir vorkommt, nicht die sprachwissenschaftliche Schulung und die strenge Methode, welche z. B. die Arbeiten des Professors Sowa über das slovakische Zigeunerisch so vorzüglich erscheinen lassen. Sein Interesse geht in erster Linie auf das Kulturgeschichtliche, auf das Völkerpsychologische; um dieses zu studiren, ist er, ähnlich wie der Engländer Borrow mit den spanischen Zigeunern, monatelang mit den wandernden Schaaren seiner Heimat herum-

gezogen. Das ist ja allerdings nicht gerade so gefährlich, als in einer Verkleidung dem Argwohn einer fanatischen mohammedanischen Bevölkerung zu trotzen oder sich dem Gifthauch einer afrikanischen Fiebergegend auszusetzen; aber es gehört, schon mit Rücksicht auf das von einem Zigeunerzelte unzertrennliche Ungeziefer, auch nicht gerade zu den angenehmsten Dingen des menschlichen Lebens.

In dem geschichtlichen Abschnitte des ersten Buches des Herrn v. Wlislocki findet man nicht viel, was man nicht aus den Arbeiten von Pott und von Miklosich, aus dem Werke Schwicker's über die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen oder aus dem vortrefflichen Aufsatze des Professors Pischel über die Heimat der Zigeuner im neunten Bande der „Deutschen Rundschau" bereits wüßte. Daß die gute, ja ehrenvolle Behandlung, die dem Wandervolke bei seinem ersten Erscheinen in Mittel-Europa vielfach zu Theil wurde, bald genug in das Gegentheil umschlug, ist ja bekannt, und es darf leider nicht geleugnet werden, daß das fahrende Volk selbst am meisten dazu beitrug, sich einen üblen Leumund zu machen. Daneben aber haben sich, ganz ähnlich wie bei den Juden, die abgeschmacktesten Märchen an die Fersen der Heimatlosen geheftet, und eine beispiellos brutale Behandlung von Seiten der Gesetzgebung wie der Privatjustiz ist die Folge davon gewesen, daß dieselben, und zwar nicht blos beim sogenannten Pöbel, allzu willigen Glauben fanden. Sehr weit liegen solche Zeiten nicht hinter uns. Wlislocki theilt Auszüge aus dem Tagebuche eines Siebenbürger Grundherrn mit, der es für nothwendig erachtet hat, seine von ihm jedenfalls für durchaus korrekt gehaltene Handlungsweise zu Nutz und Frommen seiner Deszendenten aufzuzeichnen. Man liest das heute nicht ohne Empörung. So schreibt er zum Beispiel unter dem 12. Juli 1760:

„Heutigen Tages sind drei leibeigene Zigeuner flüchtig geworden, und wurden dieselben vom herrschaftlichen Diener Fara Janos im Angyalosher Hattert eingefangen. Der eine, Namens Chutschdy Peter, ist schon zum zweitenmale flüchtig geworden. Ich ließ ihn auf Anrathen meiner lieben Frau (welch gewinnender Zug echter Weiblichkeit!) so lange auf die Fußsohlen mit Stöcken schlagen, bis das Blut rann; dann mußte er seine Füße in starker Lauge baden. Hierauf ließ ich ihm wegen ungebührlicher Reden die Oberlippe abschneiden und braten, die er dann verzehren mußte. Die beiden anderen Zigeuner, Namens Rütyös Ferki und Tschingely Andris, ließ ich fünfzig Stöcke kosten, dann mußten sie zwei Schubkarren voll Pferdemist verzehren und einen Tag lang mit entblößten Beinen vor dem Fenster meiner Frau knieen.“ Die Fortsetzung, die noch gräulicher ist, mag man bei Wislocki selbst nachlesen.

Es ist im höchsten Grade zu verwundern, daß bei einem Volke, das durch ein viele Jahrhunderte fortgesetztes, nie rastendes Vagabundiren und durch eine durchwegs übermäßig strenge, häufig genug grausame und unmenschliche Behandlung in seinen ethischen Grundlagen schwer geschädigt worden ist, dessen einzige Sorge sich nur um die bitterste und erbärmlichste Noth des Lebens dreht — denn die paar Salonzigeuner zählen natürlich nicht mit —, das von allen Quellen der Bildung ebenso abgeschlossen ist, als es unbekannt ist mit Allem, was dem Leben Schmuck und Heiterkeit verleiht, daß bei einem solchen Volke, auf einem so sehr vernachlässigten und verwüsteten Grunde doch zarte und reizvolle Blüthen lyrischer Volksdichtung fortkommen. Freilich wissen wir ja längst, daß es auf der ganzen Erde kein noch so elendes und armseliges Volk gibt, das nicht die Muse des Volksgesanges

wenigstens flüchtig auf die Stirn geküßt hätte. Aber der Liederstrauß, welchen Herr v. Wlislocki auf seinen Streifereien zusammengebracht hat und für den wir ihm, wie ich glaube, ganz besonders dankbar sein müssen, enthält so Vieles, was tief und sinnig empfunden, was anmuthig dargestellt ist, daß wir gern die bettelhaften und zerlumpten Frauengestalten vergessen, deren Zudringlichkeiten wir uns in einem Zigeunerlager nur mit Mühe erwehren konnten, und daß in unserer Phantasie die Zigeunermädchen wieder emporsteigen, die mit sieghafter Schönheit durch die Romane und Theaterstücke schreiten. Und man versteht die Worte, welche unlängst ein Italiener am Schlusse seines hübschen Buches über die Zigeuner in einem Briefe an eine Zigeunerin geschrieben hat, die vielleicht auch niemals lebendig unter den Spaniern umhergewandelt ist: „Erinnerst du dich, Juanita, wie oft uns die Abenddämmerung an deinem Fenster überrascht hat, während du mir die Melodien deines Volkes sangst und ich meinen Blick hinschweifen ließ über die melancholische Ebene? Es waren Trauerlieder, die meinen Sinn einwiegten und ihn schwermüthig durch entfernte Zeiten und Länder wandern hießen. Mir schien es unter dem Eindrucke deines Gesanges, als erstände mir ein Leben, das ich früher an anderm Orte erlebt, und in dieser seltsamen Spiegelung zeigten sich mir dunkle Profile, erlittene Schmerzen, endlose Steppen und ein unbekannter Himmel. Deine schönen Augen leuchteten in solchen Augenblicken wie Phosphor, und dein Antlitz hatte den Ausdruck einer Zauberin, welche dem nahen Scheiterhaufen trotzig entgegensieht. . . ."

So ist im letzten Grunde die Zigeuner-Philologie der Zigeuner-Romantik gar nicht so feindselig und schädlich, als man glauben könnte. Sie hat die „Herzöge von

Klein-Aegypten" als Betrüger entlarvt, aber sie hat dafür dem Volke eine Wiege am Hindukusch gegeben und eine Verwandtschaft, deren es sich nicht zu schämen braucht. Sie hat den Preciosas und Azucenas und wie sonst die typischen Vorbilder für die Zigeunerinnen auf unseren Maskenbällen heißen mögen, den falschen Theaterschmuck abgenommen, aber sie hat ihnen dafür echtes Gold um den braunen Hals gehängt. Und wenn auch der „heilige Strom", von dem ein Lied der Siebenbürger Zigeuner weiß, trotz Herrn v. Wlislocki gewiß nicht derselbe ist, an dessen Ufern bei Heine die frommen, klugen Gazellen lauschen, so träumt doch auch an seinem Hange der arme, von aller Welt verlassene Zigeuner seinen seligen Traum:

Liege im Walde müde und matt,
Auf mich nieder fällt Blatt um Blatt;
Vöglein singt in der Zweige Höh'n,
Wie die Liebe so wunderschön.
Doch mein armes, mein müdes Herz,
Ach! es kennt nur der Liebe Schmerz.
Schön'res als die Liebe gibt's kaum,
Doch auch sie ist nichts als ein Traum.

Es gibt ja überhaupt zwischen echter Kunst und echter Wissenschaft keinen Gegensatz und keinen Widerstreit, wie uns der neue Apostel glauben machen möchte, der dem Volke der Deutschen erstanden ist, wenn man aus dem Viertelhundert Auflagen schließen darf, welche „Rembrandt als Erzieher" in dem sonst nicht gerade Bücher kaufenden Deutschland bereits erlebt hat. Auf der Wellenlinie, welche die Entwicklung der menschlichen Kultur bezeichnet, liegt die Wissenschaft nicht immer in den Einsenkungen, wie Herr Langbeen meint, sondern ebenso auf den Höhen, wie die Kunst, wenn auch nicht immer auf denselben. Manchmal sogar das, denn Lionardo und Goethe waren auch große Gelehrte, und Darwin — Herr

Langbeen wird mir verzeihen — war auch ein großer Künstler. Jene Afterkunst, welche sich gegenwärtig bei uns und anderwärts marktschreierisch auf den Plan drängt, welche von der Wissenschaft die Fetzen borgt, mit denen sie ihre Blößen nothdürftig bedeckt, und welche den Faltenwurf der echten Kunst nachäfft, um diese Fetzen malerisch zu werfen, sie wird trotzdem auch von der Wissenschaft verleugnet; der Wahnsinn Ophelia's gewinnt dem Fachmanne Bewunderung ab, der des Ibsen'schen Oswald höchstens ein Lächeln. Echt aber ist jede Wissenschaft, welche ernst und aufrichtig die Wahrheit sucht. Die abgeschmackten Späße des Verfassers von „Rembrandt" über den Spezialismus in der Wissenschaft fallen blos auf ihren Urheber zurück. Auch im Reiche der Forschung kann es nicht blos Könige geben, aber den Kärrner darf Niemand darum geringschätzen, weil er nur ein Kärrner ist; der treuen Pflichterfüllung gebührt hier wie überall Anerkennung, vielleicht Bewunderung. In dem großen und stolzen Gebäude der Wissenschaft darf auch nicht der geringste Baustein verworfen werden, und in diesem Sinne besteht auch die Zigeuner-Philologie, meinetwegen selbst die Philologie der Siebenbürger Zigeuner, zu Recht. Das richtige Verständniß eines kleinen Volksliedchens wiegt am Ende schwerer, als ein ganzer Band volltönender, aber totgeborener Phrasen.

IX.

Volkslieder aus Piemont.

(1889.)

Zwei deutsche Dichter sind es gewesen, welche zuerst auf die Schätze des italienischen Volksgesanges hingewiesen haben. Wilhelm Müller, der selbst in seinen Liedern dem volksthümlichen Tone so ungemein nahe gekommen ist, hat auf seinen Kreuz- und Querzügen in Italien mit feinem Verständniß manches Volkslied aufgezeichnet; nach seinem frühen Tode hat der verdiente O. L. B. Wolff seine Sammlungen in der „Egeria" herausgegeben. Etwa zehn Jahre später folgte August Kopisch, der glückliche Entdecker der blauen Grotte und unglückliche Uebersetzer des Dante, mit seinen „Agrumi". Beiden Sammlern, die wohl nicht allzu oft von der großen Heerstraße abgegangen und zu den verborgeneren Plätzen vorgedrungen sind, wo der unverfälschte Born der Volkspoesie sprudelt, ist es nicht selten widerfahren, daß sie wirklich im Volke Entstandenes von dem blos volksthümlich Gewordenen nicht scharf geschieden haben; und so steht bei ihnen die neueste Opern-Arie oder das letzte Bänkelsängerlied, wie sie in den Straßen von Rom und Neapel damals gerade Mode waren, neben einem echten und rechten Volksliede. Man darf die beiden verdienten Männer darum nicht

ſchelten. Erſchließt ſich ja doch ſelbſt dem Einheimiſchen dieſer Unterſchied nicht immer leicht und ſicher, jedenfalls nur nach langem liebevollen Verſenken in die Eigenart des dichtenden Volkes.

Wie billig, haben dann die Italiener ſelbſt es übernommen, dieſes Arbeitsfeld zu beſtellen, das, wie kein anderes, ihr eigenſtes iſt. Eine große Menge von Volksliederſammlungen hat uns zum Bewußtſein gebracht, wie es in dieſem gottbegnadeten Lande allenthalben tönt und klingt, wie kaum in einem andern, dort, wo die ſchneebedeckten Alpengipfel ernſt in die fruchtbare lombardiſche Ebene niederſchauen, nicht minder, als wo das leuchtende Jonermeer um ſüdliche Küſten ſpült; in den quelldurchrauſchten Thälern von Piemont und Savoyen, aber auch in der fieberdurchhauchten römiſchen Campagna. Unter all dieſen Sammlungen aber iſt die beſte und ſchönſte die, welche uns Graf Nigra, der gegenwärtige Vertreter Italiens am Wiener Hofe, aus ſeiner Heimat Piemont geboten hat.* Dem Freunde Cavour's haben, wie jenen beneidenswerthen Männern der Renaiſſance, ſeine ſtaatsmänniſchen Aufgaben immer noch Zeit und Luſt zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung gelaſſen; aber mehr als früheren Kindern ſeiner Muße haben dieſem jüngſten zwei huldreiche Feen, die Liebe zum Vaterlande und die Freude an der Wiſſenſchaft, ihre beſten Gaben in die Wiege gelegt. Es iſt ein vortreffliches Buch, von dem man bedauern möchte, daß man es ſo lange nicht beſeſſen hat. Die Frucht mehr als dreißigjährigen Sammelns und Vertiefens in den Gegenſtand iſt hier beiſammen, eine ausgereifte Gabe, wie ſie in unſerer Zeit des über-

* Canti popolari del Piemonte pubblicati da Costantino Nigra. Torino, Loescher. 1888.

hafteten Arbeitens und Veröffentlichens nicht allzu häufig ist. Kaum weiß man, woran man mehr seine Freude haben soll, an der reichen Fülle des zusammengetragenen Stoffes oder an der Sauberkeit seiner Anordnung, an der liebevollen Behandlung jedes einzelnen Stückes oder an den weiten und überraschenden Ausblicken in das ganze große Gebiet.

Paul Heyse hat in der Einleitung zu seinem „Italienischen Liederbuch", welche noch immer das Beste ist, was bei uns über das italienische Volkslied geschrieben worden ist, die Frage aufgeworfen, ob im italienischen Volksgesang das lyrische Element wirklich so stark vorwiegt, wie es, im Gegensatze zu aller anderen Volkspoesie, den Anschein hat, oder ob es nur durch die Vorliebe der Sammler für die lyrischen Formen zu erklären ist, daß neben den Tausenden der Rispetti nur einige Dutzend Volksballaden bekannt geworden sind. Die vorliegende Sammlung mit ihren anderthalbhundert Balladen und balladenähnlichen Volksliedern würde diese Frage beantworten, wenn sie nicht von Nigra bereits vor mehr als zehn Jahren in scharfsinniger und überzeugender Weise gelöst worden wäre. Italiens Bewohner scheiden sich, wie nach den Mundarten, die sie sprechen, so auch nach den Liedern, die sie singen, in zwei scharf getrennte Hälften. Die eine umfaßt Ligurien, Piemont, die Lombardei, die Emilia und Venetien, die andere den Rest. Dort erklingt die Rede schärfer und energischer, mit den vielen ü- und ö-Lauten, den verschluckten Vokalen, den abgehackten Endsilben und den auf dem Ausgange betonten Wörtern; hier strömt sie in musikalischem Fluß dahin, sich behaglich auf breiten Vokallauten und weiblich ausklingenden Endungen wiegend. Und wiederum: dort ist die Heimat der Volksballade, hier die des Stornello und des Strambotto.

Nicht willkürlich und nicht zufällig ist diese Scheidung. In jenen oberitalienischen Landschaften haben einst Kelten gewohnt. Keltischen Bauern ist dort die lateinische Sprache aufgepfropft worden, den nächsten Verwandten der vorrömischen Bewohner Frankreichs und des nordöstlichen Spanien, und wie im Französischen und Katalonischen, ist auch im Nord-Italienischen der keltische Einschlag im romanischen Gewebe noch deutlich zu erkennen. Daher kommt es, daß selbst den oberflächlichen und ungeübten Beobachter der Dialekt in den Straßen von Turin und Mailand an das Französische gemahnt; daher kommt es, daß der bolognesische Bauer eine Sprache spricht, welche derjenigen der Fischer auf den Azoren ähnlicher ist, als der benachbarten Mundart von Pistoja. Und nicht blos in Gewohnheiten der Sprechorgane, sondern auch in feinen Zügen der Gedankenfügung im Satze weicht der Lombarde vom Sizilianer beträchtlich ab. So schimmern auch von der ästhetischen Anlage der Völker, welche im Norden und Süden den heutigen Italienern vorangegangen waren, in der Psyche der letzteren bemerkenswerthe Erscheinungen durch. Den Italikern war die Gabe epischer Erfindung und Darstellung versagt. Darum fehlt ihnen der novellistisch ausgeschmückte Götterhimmel der Griechen; darum ist Epos und Drama bei ihnen immer ein Fremdes gewesen. Virgil, der die Griechen kopirte und doch dem Ariost verwandter ist, als dem Homer, stammte, bezeichnend genug, aus Mantua, war also ein romanisirter Kelte. Dafür finden wir bei Horaz, bei Tibull, bei Properz die Fähigkeit leidenschaftlichen Gefühlsausdrucks und pathetischer Liebesklage, die ganz wie in den Strambotti Süd-Italiens in schönen Worten manchmal so sehr schwelgt, daß die Echtheit des Gefühls in Gefahr kommt, darüber verkannt zu werden. Und wie heute von Berg

zu Berg im Wechselgesang Stornelli ertönen — man nennt sie gewöhnlich unrichtig Ritornelle; ritornello ist Refrain — so forderten im alten Sizilien die Hirten sich bald mit verliebten, bald mit neckenden Strophen zum Wettkampf heraus; manches davon steckt in der höfischen Idyllendichtung des Sizilianers Theokrit und seines römischen Nachahmers Virgil.

Was den Römern versagt war, das war den Kelten in höchstem Maße gegeben. Die Gaben der Phantasie und die Lust zum Fabuliren waren außer den Indern vielleicht keinem anderen Volke indogermanischer Zunge in so hohem Grade eigen, als ihnen. Man sieht es den Kymren, welche alljährlich ihre abgeschmackten Bardenfeste feiern, den Iren, die sich im erfolglosen Kampfe um das Home-Rule aufreiben, kaum mehr an, über welch glückliche und fruchtbare Einbildungskraft ihre Vorfahren geboten; eher wird man durch gewisse Züge im Nationalcharakter der Franzosen daran erinnert. Ein fast unerschöpfliches Füllhorn von Sagen und Geschichten haben sie über die erzählungslüsterne Welt des Mittelalters ausgeschüttet. Es ist noch kaum zu übersehen, was ihnen die altisländische Saga-Literatur verdankt. Was jetzt von gewisser Seite so vorlaut als echt germanisch in Anspruch genommen wird, die Wagner'schen Opernstoffe von Tristan, von Parsifal, von Lohengrin, ist keltisches Eigenthum. Das Buch von Lancelot, das der schönen Francesca von Rimini aus den Händen glitt, als Paolo Malatesta sie küßte, war keltischen Ursprungs, und aus dem Keltenlande haben die Ritter des Königs Artus ihren Einzug in alle Literaturen des Mittelalters gehalten. Und dieses Erbtheil epischer Gestaltungskraft bindet auch die romanisirten Kelten zusammen; es scheidet das norditalienische Volkslied vom süditalienischen. Die

Volksballade ist nur im Norden heimisch; wo sie sich im Süden findet, ist sie dahin erst aus dem Norden eingewandert. Und umgekehrt sind das Strambotto und das Stornello erst aus dem Süden nach dem Norden verpflanzt worden.

Denn auch das Volkslied wandert, gerade so wie das Märchen. Der Wahn ist längst aufgegeben, als könnte dasselbe Lied, dasselbe Märchen an verschiedenen Stellen der Erde in ganz gleicher Weise aufsprießen, wie eine beliebige Blume des Feldes. Gewisse Motive des Volksliedes sind ja freilich allgemein menschlich. Wie nach Goethe's Wort ohne die Liebe die Welt nicht die Welt und Rom nicht Rom wäre, so wäre auch das Volkslied nicht das, was es ist, ohne die Liebe. Wo aber die Liebe ist, da ist auch Scheiden und Meiden, da ist auch Verrath und Untreue, da ist auch Sünde und Verzweiflung. Wenn also allenthalben irgend ein Lied gesungen wird von dem Mädchen, das sich sterben legt, weil es den nicht bekommt, den es liebt, oder wenn bei Franzosen und Italienern, bei Deutschen und Slawen die arme Verführte, die ihr Kind umgebracht hat, den Gegenstand einer Ballade bildet, so wird man daraus keinen Schluß auf Entlehnung ziehen dürfen. Die Bitte des sterbenden Mädchens, eine Blume auf ihr Grab zu pflanzen, ist so natürlich, daß man aus dem Vorkommen dieses Motives bei verschiedenen Völkern keinen Beweis gegen die Ursprünglichkeit desselben da oder dort schmieden kann, so wenig wie man Musset's schönes „O mes amis, quand je mourrai" als eine Entlehnung aus dem Volksliede verdächtigen darf. Ueberall, wo in früheren Zeiten Schiffe anlegten und die bunten Waaren fremder Länder vor den erstaunten Augen der Strandbewohner ausbreiteten, wird es vorgekommen sein, daß ein hübsches Mädchen,

durch Neugierde und Kaufluſt bethört, ſich zu weit wagte und gewaltſam entführt ward. So rauben nach der Erzählung Herodot's phönikiſche Seefahrer die Königstochter Jo; ein ähnliches Motiv klingt in der Jugendgeſchichte des göttlichen Sauhirten bei Homer durch; und es bildet den Eingang einer ganzen Reihe heute noch geſungener Volkslieder, die nicht einmal unter einander alle verwandt ſind.

Wo aber ſolche Motive in beſtimmter künſtleriſcher Geſtaltung und Ausführung an verſchiedenen Punkten im Volksgeſange auftreten, da beginnt das Mißtrauen. Die über das Grab hinaus dauernde und wirkende Liebe iſt gewiß ein allgemein menſchlicher Gedanke. Wenn wir aber in rührenden Liedern aus Schweden, Deutſchland und Italien hören, wie die tote Mutter durch das Weinen der von der Stiefmutter vernachläſſigten Kinder geweckt, dieſelben beſucht: „dem älteſten gibt ſie ein Süppchen, dem jüngſten ihre Bruſt; dem älteſten kämmt ſie die Haare, das jüngſte küßt ſie auf den Mund;“ oder wenn in Balladen, die über faſt ganz Europa verbreitet ſind, der tote Bruder oder der tote Bräutigam die Schweſter, die Braut bei Nacht zu geſpenſtiſchem Ritt abholt, da werden wir glauben dürfen, daß ein ſolches Lied einmal an einem beſtimmten Punkte zum erſtenmale geſungen ward und von da ſeinen Weg durch die Welt antrat. Denn es iſt ja nichts Geheimnißvolles um die Entſtehung des Volksliedes. Nicht „das Volk“ dichtet ein Lied, ſondern irgend eine, aber eine ganz beſtimmte Perſönlichkeit aus dem Volke; aber der Name dieſes Dichters verliert ſich in der Menge und kommt nicht auf die Nachwelt. Freilich, die weiteren Schickſale eines ſolchen Liedes ſind verſchieden von denen eines Gedichtes, das mit anderen ſeinesgleichen ſauber in Goldſchnitt gebunden auf

unſerem Bücherbrette ſteht. Das geſchriebene Wort bleibt unverändert; das geſprochene oder geſungene flattert, tauſendfältigem Wandel ausgeſetzt, durch die Lüfte. Zitate aus unſeren Dichtern gehen, oft bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, ſelbſt unter Gebildeten umher. So auch beim Volksliede. Jeder, der es ſingt, ſingt es etwas anders als der, von dem er es lernte; ja dieſelbe Perſon ſingt es bei der Wiederholung nicht ganz ſo, wie das erſtemal. Das Thema wird erweitert bis zu unerträglicher Breite oder es wird verkürzt bis zur Unverſtändlichkeit; zwei Lieder werden in eines verſchmolzen, eines in zwei auseinandergeriſſen; die Namen werden verändert, die Handlung wird lokaliſirt; beliebte Motive werden aus einem Lied in ein anderes verſchleppt, ein trauriger Ausgang wird in einen frohen, ja gar in einen burlesken verwandelt; und in dieſem Sinne, aber auch nur in dieſem, kann man allerdings ſagen, daß das ganze Volk ſeine Lieder dichtet.

Die Gemeinſamkeit des Beſitzes an Volksballaden in den romaniſirten Keltenländern iſt aber eine viel größere, als jene allgemeinere. Dem Volksliede weſentlich iſt außer ſeinem Inhalte die Kunſtform, wie ſie ſich in Zahl und Bau der Verſe und Strophen, in Reim und Aſſonanz äußert. Sie konnte bei den Bewohnern jener Landſtriche, deren Sprachen ſich nur wie Mundarten einer und derſelben Sprache von einander unterſcheiden, den wandernden Liedern ungeſchmälert erhalten bleiben. Mit leichter Mühe wurde ein in der Provence entſtandenes Lied den Mundarten von Katalonien, von Piemont angepaßt; die Zahl der Silben eines Verſes, die Stellung des Reimes oder der Aſſonanz, ja ſogar die Färbung derſelben konnte meiſtens getreu bewahrt bleiben. Wo das Lied auf eine ſcharf gezogene Sprachgrenze traf, da

mußte dieſer Prozeß ſtillſtehen. Da trat an die Stelle der müheloſen, gewiſſermaßen von ſelbſt ſich vollziehenden Umformung die wirkliche Ueberſetzung, verbunden mit der Umgießung in eine andere Kunſtform. Die formale Uebereinſtimmung verſchwindet, es bleibt nur die Gleichheit des Stoffes und ſeiner dichteriſchen Behandlung.

Wer wird ſich wundern, daß man bei dieſen leichtbeſchwingten Geſellen, die ohne Heimatſchein von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal wandern, die über Berge klettern und durch Ströme ſchwimmen, die ſelbſt deſſen nicht achten, was ſonſt die Völker ſo unverſöhnlich trennt, der Verſchiedenheit der Sprache, und deren Antlitz in den dahinrollenden Jahrhunderten keine Falte bekommt, faſt niemals feſtſtellen kann, wo und wann ſie geboren ſind? Der Urſprung der meiſten Volkslieder wird uns für immer ein Geheimniß bleiben. Einzelnen iſt allerdings das Jahr der Entſtehung aufgeprägt, es ſind die hiſtoriſchen. Von ihnen kann man im allgemeinen annehmen, daß ſie gleichzeitig mit dem Ereigniß zum erſtenmale geſungen worden ſind. Aber ſelbſt hier bleiben manchmal Zweifel. Es ſind nicht immer die bedeutſamſten Ereigniſſe der gleichzeitigen Geſchichte, welche den Volksſänger begeiſtern. Die Belagerung Wiens durch die Türken hat in einem piemonteſiſchen Volksliede ein Echo gefunden; aber dieſes trägt nur zu ſehr das Zeichen eines nicht rein volksthümlichen Urſprungs an der Stirne. Das hiſtoriſche Ereigniß wird oft bis zur Unkenntlichkeit verflüchtigt; eine unſcheinbare Epiſode, von der kein Chroniſt meldet, ſteht im Mittelpunkte des Liedes. So kann man bei einem Liede über die Belagerung von Verona zweifeln, welche von den vier bekannten Belagerungen dieſer Feſtung gemeint ſei. Das allgemein Menſchliche, das Gemüthliche der Zeitgeſchichte zieht den Volksſänger weit mehr an. Die

Theilnahme an den Geſchicken des angeſtammten Herrſcherhauſes iſt ein hervorſtechender Zug der hiſtoriſchen Lieder Piemonts. Ein ſchönes Lied ſingt von der Prinzeſſin Karoline von Savoyen, die nach Sachſen vermählt wird und auf einem Rundgange durch Turin noch einmal Abſchied nimmt von allem, was ihr lieb iſt (1781). Freilich hat andererſeits die Volksdichtung es nicht verſchmäht, ein etwas zweifelhaftes Liebesabenteuer des Herzogs Karl Emanuel II. der Nachwelt zu überliefern.

Solche Lieder ſind natürlich alle in Piemont ſelbſt entſtanden. Auch von dem einen und dem andern älteren hat man es wahrſcheinlich zu machen geſucht. So von der bis nach Sizilien verbreiteten Ballade von Cäcilia, welche, um ihren gefangenen Gatten vom Tode zu retten, ſich nutzlos dem Hauptmann hingibt. Der Stoff iſt unter Anderen von Heyſe zu einer erſchütternden Epiſode in der Novelle „Der Kinder Sünde der Väter Fluch“ verwendet worden, vermuthlich nach einer Erzählung des auch ſonſt von ihm benützten Giraldi Cintio. Aber es iſt die Minderzahl gegenüber den eingewanderten Liedern. Die meiſten werden aus der ſangesfreudigen Provence gekommen ſein, die auch geographiſch den Mittelpunkt der kelto-romaniſchen Landſchaften bildet; ſo die „Studenten von Toulouſe“, welche die drei einem ſchönen Mädchen geraubten Küſſe ſo hart büßen müſſen. Anderes weiſt auf Nordfrankreich hin. Aus der Lombardei ſtammt die herrliche Ballade, welche Nigra mit Recht an den Anfang ſeiner Sammlung geſtellt hat. Die „Donna Lombarda“ iſt ohne Zweifel das älteſte Stück und zugleich das Juwel derſelben, an erſchütternder Tragik und dramatiſcher Unmittelbarkeit dem Beſten zu vergleichen, was wir von ſchottiſch-engliſcher Balladendichtung kennen. Paul Heyſe hat ſie nach einer früheren Veröffentlichung Nigra's vortrefflich überſetzt:

O liebet mich, Donna Lombarda, o liebet mich, o liebet mich! —
Wie soll ich Eure Liebste werden? Vermählt bin ich, vermählt bin ich. —
Euren Gemahl, Donna Lombarda, ermordet ihn, ermordet ihn! —
Wie soll ich ihn zu Tode bringen? O sagt es mir, o sagt es mir! —
Ich will Euch einen Anschlag sagen, der tötet ihn, der tötet ihn.
Im Garten hinter Eurem Hause ein Schlänglein kriecht, ein Schlänglein kriecht.
Des Schlängleins Kopf zerstoßt im Mörser, zerstoßet ihn, zerstoßet ihn!
Das schüttet in den Wein dem Gatten, von dem er trinkt, von dem er trinkt,
Wenn er zu Nacht vom Jagen heimkommt und durstig ist und durstig ist. —
O gib mir Wein, Donna Lombarda! Es dürstet mich, es dürstet mich. —
Was singt Ihr an, Donna Lombarda? Der Wein ist trüb, der Wein ist trüb. —
Der Seewind trübt' ihn gestern Abend, der Meerswind, der Meereswind. —
Kredenz ihn mir, Donna Lombarda, kredenz ihn mir, kredenz ihn mir! —
Wie soll ich Euch den Wein kredenzen? Mich dürstet nicht, mich dürstet nicht. —
Bei meiner scharfen Degenspitze, du trinkst von ihm, du trinkst von ihm! —
Beim ersten Tropfen, den sie nippte, Donna Lombarda entfärbte sich.
Beim zweiten Tropfen, den sie nippte, die Frau den Beichtiger kommen ließ.
Beim dritten Tropfen, den sie nippte, zum Totengräber schickte sie.

Es ist nicht unmöglich, daß dieses ergreifende Gedicht bereits im sechsten Jahrhundert in der damaligen lateinischen Volkssprache der Lombardei gesungen wurde. Nigra hat mit großem Scharfsinn nachzuweisen gesucht, daß die Gestalten eines schaurigen Dramas aus der Longobarden-Geschichte in diesen Versen vor uns noch lebendig sind. Paulus Diakonus erzählt, wie Rosamunde vom Präfekten Longinus von Ravenna beredet ward, ihrem Gemahl

Helmichis Gift zu miſchen; als dieſer fühlte, er habe den Todesbecher getrunken, zwang er Roſamunde mit gezücktem Schwert, den Reſt zu leeren. Ein Zweifel bleibt indeß: das Lied kann älter ſein als dieſe Erzählung. Der ehrenwerthe Geſchichtſchreiber der Longobarden hat ſich auch ſonſt durchaus nicht geſcheut, bei Volksliedern und Märchenſtoffen Anleihen für ſeine Erzählung zu machen. Er berichtet unter Anderm von der Königin Theodolinde eine etwas heikle Geſchichte, die als die zweite Novelle des dritten Tages im „Dekameron" aller Welt bekannt geworden iſt; nun, dieſe iſt nachweislich älter als alle Longobarden-Fürſtinnen und hat ſchon gute tauſend Jahre früher als Motiv eines beliebten Schwanks ein fröhliches Wanderleben im Orient geführt. Und auch ſonſt finden wir im Volkslied den Niederſchlag uralter Märchen- und Novellenſtoffe. Die böſe Schwiegermutter, die in der Abweſenheit des Sohnes deſſen Frau Schweine hüten läßt, tritt allenthalben im Märchen wie im Volkslied auf. Das ſchöne deutſche Lied von den zwei Königskindern, die nicht zu einander kommen konnten, weil das Waſſer viel zu tief war, beruht auf alter Ueberlieferung, die von den Griechen mit den Namen Hero und Leander verſehen und am Hellespont lokaliſirt worden iſt; die meiſten deutſchen Stämme kennen das Lied, es iſt bei Slawen und Magyaren, bei Franzoſen und Italienern verbreitet. Wenn in einer piemonteſiſchen Faſſung der Name Leander vorkommt, ſo weiſt das natürlich auf literariſchen Einfluß. Er iſt auch ſonſt manchmal nicht zu verkennen; ſo wenn wir in einem ſchwäbiſchen Volksliede die traurige Geſchichte von Pyramus und Thisbe wiederfinden. Aber das iſt ſelten, und jedenfalls iſt in ſolchen Fällen auch die literariſche Quelle allen Verderbniſſen mündlicher Ueberlieferung ausgeſetzt.

Führen uns diese Lieder zum Märchen, so bilden andere die Brücke zur Novelle. Von den Kniffen und Ränken aus der Strategie der Liebe, um übel gesinnte Eltern zu gewinnen, oder dem Ehemann eine Nase zu drehen, oder die Sprödigkeit der Geliebten selbst zu besiegen, wie sie aus den Novellisten und Schwankdichtern des Mittelalters bekannt sind, findet sich ein gut Theil im Volksliede wieder. In Piemont begegnet uns der Gatte, der bei Nacht unvermuthet an die Thür des treulosen Weibes klopft — der Liebhaber, der sich tot stellt und seinem Mädchen den Ring an den Finger steckt, als sie an seiner Bahre kniet — der Liebhaber, der sich als Beichtvater beim liebeskranken Mädchen einschleicht — und als Kehrseite der Junker, der durch einen beim Stelldichein ihm eingegebenen Schlaftrunk um dessen erhoffte Freude geprellt wird. Denn es muß zur Ehre des piemontesischen Volksliedes wie zur Ehre des Volkes, das es singt, gesagt werden, zu allermeist thun die Mädchen dem Dieb nichts zu lieb, als mit dem Ring am Finger. „So lang der Apfel am Zweig hängt, wird er von Allen bewundert, ist er zur Erde gefallen, wird er von Allen verschmäht," singt man in Piemont, mit einem Gleichniß, das ganz ähnlich Sappho den Lippen eines lesbischen Mädchens abgelauscht und das Ariost in zwei schönen Oktaven des Orlando ausgeführt hat. Und höher als Alles steht der Preis der Liebestreue, welche lange Jahre auf den Geliebten harrt, welche übers Meer in ferne Länder zieht, um verkleidet an der Pforte des Liebhabers zu pochen, und welche nicht die Pforten der Hölle noch die Schatten des Todes zu überwältigen vermögen; denn aus den Gräbern der Liebenden sprießen zwei Bäume empor und schlingen ihre Zweige zu unauflöslichem Kuß in einander.

Das griechiſche Volkslied weiß von dem Mädchen, das am Meeresſtrande Wäſche wäſcht und dabei ein Lied der Sehnſucht nach dem fernen Geliebten ſingt. Der Wind lüftet ihr Röckchen, daß der Knöchel des Füßchens ſichtbar wird, und ſogleich ſtrahlt der Sand am Ufer, es ſtrahlt die ganze Welt. So iſt auch die Muſe des Volksgeſanges. Nicht daß Alles Gold würde, was ihre Hände berühren; aber wo ſie ſchreitet, da ſprießen tauſend Blumen unter ihren Füßen, neben prächtigen auch unſcheinbare, und die ganze Welt ſtrahlt in hellerem Glanze denn zuvor. Wenn wir Gebildeten eine Volksliederſammlung zur Hand nehmen, merken wir oft nicht mehr viel von dem Dufte der Blumen, denn ſie liegen getrocknet in den Blättern eines Buches, und die Welt wird uns nicht heller, denn wir ſehen das nackte Füßchen nicht über den Grund ſchreiten. Anders iſt es draußen auf dem Lande, in den Bergen. Dort geſellt ſich der Arbeit wie der Raſt das Lied als gleich willkommener Gefährte; es macht die erſte leichter und die andere genußreicher. Ueber der gemeinen Welt der Wirklichkeit, wo es eitel Mühe und Plage gibt, ſteigt eine andere zauberhaft empor, wo Königsſöhne und Prinzeſſinnen kommen und gehen, wo kühne Geſellen die Klingen kreuzen und blonde Mädchen den Siegespreis ſpenden, und wo es dem Laſter ſchlecht und der Tugend wohl ergeht. Das macht dem Bauer und der Hirtin die Welt wirklich heller glänzen, und ſelbſt durch das geflickte Dach der einſamen Alpenhütte, wo die arme Mutter dem Kinde ein namenlos trauriges Wiegenlied ſingt, fällt dann ein Strahl von dem göttlichen Lichte der Poeſie.

X.

Neugriechische Hochzeitsbräuche.

(1888.)

In einer Schrift, welche in anziehender und eingehender Weise ein Problem der vergleichenden Sittenkunde behandelt, hat Dr. Leopold v. Schröder in Dorpat eine Vergleichung finnisch-ugrischer, besonders estnischer Hochzeitsgebräuche mit indogermanischen angestellt, und ist dabei zu dem Ergebniß gekommen, daß dieselben sowohl im Ganzen als auch im Einzelnen die merkwürdigsten Uebereinstimmungen zeigen. Es ist in hohem Grade anerkennenswerth, daß innerhalb des sogenannten Folklore wieder einmal ein Versuch gemacht worden ist, über das Sammeln und Zusammentragen von Einzelheiten hinauszugehen und aus dem bisher bekannten, immerhin ziemlich reichen Material Schlüsse zu ziehen auf alte Völkerbeziehungen. Meines Erachtens wird allerdings der Folklore wohl niemals zum Nachweise ethnischer Verwandtschaft gebraucht werden können. Bei den Uebereinstimmungen handelt es sich zum Theil um solche Erscheinungen, welche über die ganze Erde verbreitet sind und welche, falls man nicht an die biblische Abstammung von einem Menschenpaare glauben will, aus einer gemeinsamen Anlage des ganzen

Menſchengeſchlechts erklärt werden müſſen. Der übrige Reſt findet durch die Annahme von Uebertragung und Entlehnung ſeine ausreichende Erklärung.

Auch Hr. v. Schröder iſt in Bezug auf die von ihm behandelten Fragen dieſer Anſicht. Seine Unterſuchungen ergänzen in wünſchenswerther Weiſe dasjenige, was ſich bisher aus einer Vergleichung der finniſch-ugriſchen Sprachen mit den indogermaniſchen ergeben hat. Auch hier ergeben die nachgewieſenen Uebereinſtimmungen der nüchternen Betrachtung bis jetzt noch keinen Anhalt zur Annahme einer Urverwandtſchaft des finniſch-ugriſchen und des indogermaniſchen Urvolkes, trotzdem erſt jüngſt wieder Köppen in einer umfangreichen, ruſſiſch geſchriebenen Abhandlung vor dieſem Schluſſe nicht zurückgeſchreckt iſt. Wohl aber iſt das mit Sicherheit zu folgern, daß die finniſchen Stämme, wie ſie in hiſtoriſcher Zeit den Einfluß ariſcher Völker, der Schweden, Litauer, Ruſſen über ſich haben ergehen laſſen, ſo ſchon in vorhiſtoriſcher Zeit einem ſolchen ausgeſetzt geweſen ſein müſſen. Das iſt ja auch andererſeits wieder von großer Bedeutung für die Entſcheidung der berüchtigten Frage nach dem Urſitze der Indogermanen.

Es iſt Hrn. v. Schröder, wie es ſcheint, entgangen, daß er in der vergleichenden Behandlung der Hochzeitsgebräuche der indogermaniſchen Völker bereits einen Vorgänger hatte, nämlich Angelo de Gubernatis in ſeiner kleinen Schrift Storia comparativa degli usi nuziali in Italia e presso gli altri popoli indo-europei. Milano 1869. Sie enthält manche intereſſante Mittheilung über italieniſche Hochzeitsbräuche, iſt aber im übrigen ziemlich dürftig und oberflächlich. Uebrigens iſt auch Schröders Buch, dem es in erſter Linie auf eine zuverläſſige Darſtellung der eſtniſchen Gebräuche ankam, in

dieſer Hinſicht etwas ungleichmäßig. Während er für die Eſten muſterhafte, aus gedruckten und ungedruckten Quellen ſtammende Schilderungen gibt und auch für die zunächſt verwandten finniſchen Stämme, die Finnen, Lappen, Mordwinen und Wotjäken, ſich um das erreichbare Beſte bemüht hat, gehen ſeine Angaben über Indogermaniſches zum Theil auf abgeleitete Quellen zurück, z. B. vielfach auf das recht dankenswerthe, leider durch ſchauderhafte Farbendrucke entſtellte „Hochzeitsbuch“ des Ehepaares Reinsberg-Düringsfeld. Manchen fruchtbaren Vergleichungspunkt hätte unter anderem die Benutzung der Abſchnitte in „Sitte und Brauch der Südſlawen“ von Friedrich Krauß (Wien 1885) geliefert.

Ueberhaupt verdienen in allen Fragen des Folklore die Völker von Südoſteuropa die eingehendſte Berückſichtigung. Sie alle, Slawen, Rumänen, Albaneſen und Griechen — um die Türken hier beiſeite zu laſſen — haben einen reichen Schatz alter Ueberlieferungen bewahrt, der zum Theil ihnen allen gemeinſam iſt, zum Theil doch bemerkenswerthe Verſchiedenheiten zeigt. Von aller Kultur abgeſchloſſen, wie ſie es theilweiſe noch heute ſind, konnten ſie mit großer Zähigkeit an Uraltem feſthalten, ohne daß etwas anderes als höchſtens die Kirche ihre Kreiſe ſtörte, und dieſe hat ſich allenthalben altem Volksbrauch gegenüber merkwürdig duldſam bewieſen, denſelben höchſtens in ihre Bahnen lenkend oder vorſichtig für ihre Zwecke umformend. Der moderne Staat mit Schule und Polizei räumt hier viel gründlicher auf, und ſo iſt in Griechenland in den letzten Jahrzehnten manches verſchwunden. Das ſeiner Vollendung zuſtrebende griechiſche Eiſenbahnnetz, eine der bewundernswertheſten Schöpfungen des Kabinets Trikupis, wird die Zerſtörungsarbeit an manchem Volksthümlichen ohne Zweifel fortſetzen.

Der Freund des Folklore mag das beklagen; aber er mag darin auch einen Antrieb finden, zu sammeln und zu forschen, so lange es noch Zeit ist. In Bezug auf die Hochzeitsgebräuche der Albanesen, welche übrigens die Verderbniß durch Zivilisation zunächst noch am wenigsten zu fürchten haben, stützen sich das „Hochzeitsbuch" und nach demselben Schröder bloß auf die Schilderung südalbanischen Brauches in Hahns Albanesischen Studien; aber auch anderwärts ist bereits manches davon beobachtet und beschrieben worden, ich habe das in der Vorrede zu meiner albanesischen Grammatik zusammengestellt. Diesmal möchte ich eine Darstellung griechischer Hochzeitsbräuche mittheilen. Ich entnehme sie einem Buche, welches 1887 in Patras erschienen, aber selbst in Griechenland fast ganz unbekannt geblieben ist. Es trägt den Titel „Sammlung von sprachlichem Material und von Gebräuchen des griechischen Volkes, besonders im Peloponnes, von Panajotis Papasafirópulos." Der Mann ist ausgedienter Priester und Schuldirektor in Vytini *(Βυτίνη)* in der Provinz Arkadien, und ist in seiner Stellung natürlich in der Lage gewesen, in den intimsten Verkehr mit dem Volke zu treten. Seine Schrift ist in der That von seltener Reichhaltigkeit und bietet, so bescheiden und anspruchslos sie auftritt, des Neuen und Interessanten sehr viel. Seine Darstellung der Hochzeitsgebräuche, die sich zunächst auf die ihm vertraute Gegend des Peloponnes bezieht, ist die vollständigste, welche ich kenne, viel reichhaltiger als z. B. die beiden im Jahrbuch der historisch-ethnologischen Gesellschaft in Athen von Papanikolaos aus Kalavryta (in Achaja) und von Kondylakis aus Amisos (in Kleinasien) veröffentlichten (I. Band, S. 122 ff., 526 ff.).

Der Verlobung geht Unterhandlung durch eine männ-

liche oder weibliche Mittelsperson voran, welche προξενητής, συμπεθεροκόπος, weiblich συμπεθεροκόπισσα heißt. Sehr häufig wird hiezu ein Priester des Ortes verwendet, mit welchem die Eltern der Braut die νότα (aus lateinisch nota) vereinbaren, d. h. das Verzeichniß der zur Aussteuer bestimmten Gegenstände. Nach der Annahme derselben von Seiten des Bräutigams wird der „Aussteuervertrag" (προικοσύμφωνον) schriftlich aufgesetzt und dann erst erfolgt die förmliche Verlobung. Auch hier betheiligt sich der Priester, zusammen mit dem Vater oder dem Bruder des Bräutigams, im Nothfalle auch einem anderen seiner nächsten Verwandten. Sie begeben sich am Samstag Abend in das Haus der Braut. Ein Knabe, dessen beide Eltern noch am Leben sind, trägt einen Korb, in dem sich der Ring, ein Fes, ein Tuch, ein Paar Schuhe, ein Schleier, kleines Backwerk und Rosinen sowie ein Gefäß mit Schnaps (Raki) befinden. Bald nach ihrem Eintritt erscheint die Braut, küßt dem Priester sowie dem zukünftigen Schwiegervater oder Schwager die Hand und setzt sich schweigend und zu Boden blickend neben sie. Nach dem Austausch der üblichen Begrüßungsformeln küßt der Schwiegervater die Braut auf die Stirn, steckt ihr den Ring an den kleinen Finger oder an den Ringfinger der rechten Hand und gibt ihr zugleich eine goldene Münze. Die Familie der Braut überreicht bereit gehaltene Geschenke für den Bräutigam (Hemd, Hose, Fustanella), sowie den Verlobungsring; diese Sachen trägt derselbe Knabe in das Haus des Bräutigams. Braut und Bräutigam sehen sich bis zur Hochzeit nicht; ja häufig kennen sie sich noch gar nicht; ihre Zustimmung, besonders die der Braut, wird nicht eingeholt, die Eltern machen das alles ab.

Wenn die Hochzeit bestimmt ist, muß wenigstens zehn Tage vor derselben die ἀποχή stattfinden. Darunter

verſteht man die Beſtimmung der vom Bräutigam den Eltern und Verwandten der Braut zugedachten Geſchenke, welche entweder in Geld oder in verſchiedenen Arten gewebter Stoffe und Schuhe beſtehen. Dann wird am Samſtag vor der Hochzeit „das Korn geworfen“ (ῥίχνουν τ' ἀλέσματα). Dazu werden in das Haus des Bräutigams die näheren Verwandten desſelben eingeladen, beſonders Jünglinge, Mädchen und Frauen; jeder von den Verwandten ſchickt ein Sieb mit Getreide, dazu auch Feigen, Nüſſe und Mandeln. Das Getreide wird von den Mädchen unter dem Abſingen eines beſtimmten Liedes geſiebt und am folgenden Montag, zuſammen mit anderem, gemahlen.

Am Abend des folgenden Dienſtags werden wieder die nächſten Verwandten in das Haus des Bräutigams geladen. Nachdem ſie in gewohnter Weiſe zu Abend gegeſſen, bringt ein junger Mann, deſſen beide Eltern noch am Leben ſind, das Gefäß zum Brodanmachen, mit etwas Mehl darin; nachdem er dies zuerſt geſiebt, gießt er Waſſer darauf und rührt es mit den Händen durcheinander, wobei die anweſenden Mädchen ein Lied ſingen. Wenn der Sauerteig fertig iſt, tritt der Bräutigam heran und ſteckt in die Mitte des Teiges den Verlobungsring und eine kleine Münze. Der Jüngling, der den Teig gerührt hat, muß ſich nun bücken und beides mit dem Munde heraus holen; die Hände hält er auf dem Rücken, oder ſie werden ihm zuſammengebunden. Die Mädchen ſtoßen ihn von hinten, und es erregt große Heiterkeit, wenn er ſich das Geſicht mit dem Teig beſchmiert. Die herausgeholte Münze behält er für ſich, den Ring übergibt er dem Bräutigam. Die Schüſſel mit dem Waſſer, in dem er ſich das Geſicht abwäſcht, trägt ein junges Mädchen bei den Anweſenden herum, welche alle ein kleines

Geldstück hineinwerfen müssen. Den Ertrag dieser Sammlung vertheilen die Mädchen unter sich, welche das „Hochzeitsbrod" bereiten müssen. Dies geschieht am Mittwoch und Donnerstag und es wird dazu wieder ein bestimmtes Lied gesungen. Am Freitag machen sie die „Brautbrode," deren Zahl, je nach den Vermögensverhältnissen der Familie, fünf, sieben, neun oder elf beträgt. Sie werden unter Absingung des nämlichen Liedes gerührt; ein anderes Lied wird gesungen, wenn sie in den Ofen geschoben werden. Der Braut werden sie Samstag gegen Abend zugeschickt.

Am Samstag wird die Aussteuer in Empfang genommen. Um 3 Uhr Nachmittags versammeln sich zu diesem Zwecke im Hause des Bräutigams der Priester, der κουμπάρος (Beistand des Bräutigams) und Verwandte und Freunde und begeben sich von da in das Haus der Braut. Einer oder zwei der nächsten Verwandten werden vorausgeschickt; von ihnen führt einer ein Pferd, das einen großen Korb mit jenen „Brautbroden" und ein Faß mit Wein trägt; der andere drei, fünf, sieben, neun oder elf Lämmer, Hammel oder Ziegenböcke. Wenn diese „Korbträger" beim Hause der Braut angelangt sind, setzt sich erst die übrige zur Empfangnahme der Aussteuer bestimmte Gesellschaft in Bewegung, unter Vortritt des Priesters und zweier oder dreier Knaben aus der Verwandtschaft des Bräutigams, die auf dem Kopfe Körbe mit Naschwerk und Haselnüssen tragen, über welche die bei der ἀποκοπή bestimmten Geschenke sowie das Brautgewand gebreitet sind. Nach den Begrüßungen im Hause der Braut zieht eine dazu vom Bräutigam bestimmte Person den Vertrag über die Aussteuer hervor und fragt, ob alles darin ausgemachte bereit sei; in den unteren Klassen wird sogar alles argwöhnisch durchsucht und nachgezählt. Dann wird von

einigen Zeugen eine Empfangsbestätigung ausgestellt, in welche auch die vom Bräutigam der Braut bestimmte Morgengabe, an Werth ungefähr der Mitgift gleich, aufgenommen wird. Dann nimmt der Vater (oder die Mutter) der Braut einen der zur Aussteuer gehörigen Gegenstände, berührt damit sein Kinn, wünscht dem Brautpaare Gesundheit, Kinder und langes Leben und übergibt ihn den neuen Verwandten. Die übrigen Sachen werden von den jungen Leuten auf Pferde geladen (nicht auf Maulthiere, was eine üble Vorbedeutung für die Fruchtbarkeit hätte) und in das Haus des Bräutigams gebracht. In einigen Dörfern, wo die Bevölkerung mit Albanesen gemischt ist, bleibt indessen die ganze Gesellschaft über Nacht im Hause der Braut und frühstückt auch noch am Sonntag Mittag dort. An der Thür des Hauses des Bräutigams stehen Frauen und Kinder, und wenn die Mitgift gebracht wird, werfen sie Reiskörner darauf; bevor sie ins Haus geschafft wird, wirft man zuerst ein Kopfkissen auf das Dach desselben, welches während der ganzen Hochzeitswoche dort liegen bleibt.

Am Abend wird eine große Schmauserei gegeben. Dazu schickt jeder der Verwandten und Freunde ein ganzes Lamm oder ein Stück davon, zugleich als Zeichen, daß er sich an der Hochzeitsfeierlichkeit betheiligen wolle. Wer nichts schickt, wird nicht eingeladen. In einigen Dörfern geschieht die Einladung, indem man mit einem großen Gefäß voll Wein von Haus zu Haus geht und daraus einschenkt. Am nächsten Montag schicken alle Eingeladenen ein großes Brod und einen Krug Wein. Bemerkenswerth ist noch, daß die Braut von dem ihr vom Bräutigam geschickten Brode nicht essen darf.

Nach dem Mahle oder auch noch während desselben, etwa um 11 Uhr Abends, ziehen junge Leute beiderlei

Geſchlechts unter Tanz und Geſang zu einem Brunnen des Ortes, um Waſſer zu holen; der Bräutigam iſt in ihrer Begleitung. Ein lediger Jüngling, deſſen beide Eltern noch leben, fängt das Waſſer in einem neuen Gefäße auf, wobei der Bräutigam ſeinen Verlobungsring ſo vor die Oeffnung des Brunnens hält, daß das Waſſer durch denſelben läuft. Im Hauſe des Bräutigams wird dann derſelbe von einem der jungen Leute, der wiederum keine Waiſe ſein darf, gewaſchen und dann raſirt; dabei wird von den anweſenden Mädchen ein beſtimmtes Lied geſungen. Hierauf geht alles ſchlafen.

Am Sonntag nach dem Gottesdienſt wird die Braut von Frauen aus der Verwandtſchaft des Bräutigams geſchmückt und in die Kirche geleitet, wobei ſie einen dünnen rothen Schleier über dem Geſicht trägt. Auch den Bräutigam begleiten Freunde und Verwandte zur Kirche, wo der Prieſter die rituelle Einſegnung vollzieht. Hinter dem Brautpaar ſtehen Bekannte und geben Acht, daß nicht Jemand das κομπόδεμα (Knüpfen des Neſtelknotens) vollzieht oder die Braut verzaubert, ſo daß ſie bloß Mädchen zur Welt bringen kann. Zu demſelben Zwecke trägt ſie in der Taſche ihres Kleides neun oder zwölf Bohnen, ſo viel Knaben ſoll ſie bekommen. Oder eine ältere Frau ſteht hinter der Braut und ſpricht, während der Prieſter die Gebete lieſt: „Neun Bäume und einen Apfelbaum," d. h. neun Söhne und eine Tochter. Nach Vollendung der Ceremonie werden die Brautkronen zuerſt von den Prieſtern, dann von den Verwandten und Freunden geküßt. Dabei verſetzen einige von den Verwandten der Braut dem Bräutigam Ohrfeigen, beſonders ſeine Schwiegermutter und andere Frauen aus der Sippſchaft. Dann begleitet die Braut ihr Bruder oder ein anderer naher Verwandter bis zur Thür der

Kirche, indem er ſie am Arme hält; an der Kirchenthür muß der Bräutigam ihm ein Geldgeſchenk machen, damit er ſie losläßt. Dann folgt ihm die Braut, aber ſehr langſam und fortwährend zu Boden blickend; daher ſtammen die Sprichwörter: „ſie geht (oder ſie ſieht zur Erde) wie eine Braut“. Auf dem Wege aus der Kirche zum Hauſe des Bräutigams wird der Zug aus den Thüren der am Wege liegenden Häuſer mit Reis oder mit Roſinen und Konfekt beworfen. An der Schwelle des Hauſes der jungen Eheleute aber ſtehen Frauen und Mädchen, welche das Paar mit Geſängen empfangen.

Bevor die Neuvermählten ihr Haus betreten, machen ſie kurz vor dem Eingang drei Verbeugungen; dann nimmt der Beiſtand des Bräutigams einen Frauengürtel oder bei der Hochzeit eines Bauern den Riemen, welcher die Deichſel mit dem Joch verbindet, ſchlingt ihn um die Köpfe des Ehepaares und führt dasſelbe ſo ſcheinbar mit Gewalt ins Haus. Hierauf muß der junge Mann ſeine Frau küſſen; und gleichzeitig zertritt ſie einen vor ihre Füße geworfenen Granatapfel. Anderwärts iſt es Brauch, daß eine Jungfrau der jungen Frau auf der Schwelle des Hauſes einen Kuchen aus Seſam, Honig und Nüſſen überreicht. In Bytini nimmt der Kumbaros einen mit Honig oder etwas anderem Süßen gefüllten Becher und gibt davon den Neuvermählten; in anderen Orten Arkadiens zerbricht die Frau noch vor der Thür ein kreuzförmig gebackenes Brot und wirft ein Stück davon nach hinten, eins nach vorn, die andern nach beiden Seiten. Ebenſo ſchüttet ſie ein Gefäß mit Waſſer nach vorn, nach hinten und nach beiden Seiten aus. In Lakonien ſetzt ſich die Frau vor dem Hauſe des Mannes nieder, und die Verwandten desſelben werfen ihr Geldſtücke in den Buſen, deren Summe ſich manchmal auf 1000 Drachmen

beläuft. Im Hause führt der Schwiegervater die junge Frau in eine Ecke, hebt ihr den Brautschleier in die Höhe, küßt sie auf die Stirn und schenkt ihr eine Goldmünze. Am Abend findet der Festschmaus statt, an dem sich indessen das junge Paar nicht betheiligt, welches besonders speist.

Am Abend desselben Sonntags, etwa um 11 Uhr, läßt der junge Ehemann den Eltern seiner Frau sagen, daß er mit seiner Tischgesellschaft zu ihnen kommen werde. Unter Gesängen und Flintenschüssen wird dorthin gezogen, und es findet eine einfache Bewirthung statt; das Ehepaar ißt ganz allein zusammen einen eingemachten Hahn, den „Hahn der Schwiegermutter". Beim Weggehen wird es als glückbringend betrachtet, etwas von den Tischgeräthschaften, eine Gabel, ein Messer, eine Serviette oder Aehnliches zu entwenden. Das wurde eigentlich gleich wieder zurückgeschickt; leider artete aber die scherzhafte Sitte in wirklichen Diebstahl aus, und so ist vielfach dieser Abendbesuch der Hochzeitsgäste bei den Schwiegereltern (τὰ πισῳόφια) in Wegfall gekommen und dafür ein solider Morgenbesuch am folgenden Dienstag in Begleitung der nächsten Verwandten getreten. Bei den Inselgriechen heißt derselbe ἀντίγαμος und findet erst acht Tage nach der Hochzeit statt.

Am Morgen nach der Hochzeitsnacht kommen nähere Freunde des Ehepaares, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und werden mit Süßigkeiten bewirthet. Acht Tage nach der Hochzeit geht die junge Frau, begleitet von jungen Mädchen und einen kleinen Knaben an der Hand führend, zu einem benachbarten Brunnen, um Wasser zu schöpfen; wenn sie den Krug untergestellt hat, wirft sie eine Silbermünze hinein, welche der Knabe herausholt. Wieder acht Tage später geht sie zum erstenmal zur Kirche und macht dem Priester ein Geldgeschenk.

Die Neuvermählten dürfen ein ganzes Jahr nach der Hochzeit keinem Leichenbegängniß beiwohnen, ja ein ſolches nicht einmal von weitem anſehen. Wenn ein Leichenzug bei ihrem Hauſe vorbeikommt, müſſen ſie ſich entfernen oder wenigſtens raſch verſtecken. Von anderen volksthümlichen Vorſtellungen, die ſich auf die Hochzeit beziehen, hebe ich noch die folgenden hervor. Wenn Sohn und Tochter eines Hauſes zu gleicher Zeit heirathen, ſo müſſen die beiden Schwägerinnen bei ihrer erſten Begegnung Waſſer in den Mund nehmen und ſich damit anſpucken, ſonſt ſtirbt eine von ihnen oder wird in der Ehe unglücklich. Als glücklichſte Monate zum Heiraten gelten meiſt September und Oktober; als durchaus unpaſſend der Mai. Indeſſen ſind hierin Verſchiedenheiten bemerkbar: in einigen Gegenden des Peloponnes gilt gerade der September für unglückbringend, und auch der Februar iſt bald günſtig, bald ungünſtig. Unglückstage ſind Dienſtag und Freitag. Nicht ſehr geſchätzt iſt im Volksglauben eine zweite oder gar eine dritte Ehe. Da wird die Trauung ganz im ſtillen, unter Anweſenheit Weniger, womöglich bei Nacht, vollzogen, die Braut wird durch eine Nebenthür oder gar durchs Fenſter in das Haus des Bräutigams gebracht, und der Haupteingang desſelben bleibt durch vierzig Tage geſchloſſen.

Hiemit ſchließe ich dieſe Mittheilungen. Der Leſer des Schröder'ſchen Buches wird viele Züge leicht in den Gang der dort gegebenen Unterſuchung einordnen können; andere ſtehen eigenthümlich da. Undeutlich blos ſchimmert im Peloponnes die Erinnerung an den alten Frauenraub durch, der z. B. bei Südſlawen und Albaneſen (auch bei den Basken) deutlichere Spuren hinterlaſſen hat und auf den ioniſchen Inſeln noch mehrfach ausgeführt wird, natürlich mit Einwilligung der Braut, um die Zuſtimmung

der Eltern zu erzwingen. Bei uns ist ein literarischer Ausläufer dieser Form der Eheschließung die köstliche Entführungsgeschichte Laura's durch den Doktor Hahn in der „Verlorenen Handschrift". Deutlicher sind die Reste von dem früheren Brautkauf. Der eigenthümliche Bettelgang der estnischen Braut hat in Griechenland nichts Analoges; schließlich sind indessen unsere Hochzeitsgeschenke eine zivilisirte Umformung dieser Sitte; eine Mittelstufe etwa stellt der kymrische Brauch dar, wie ihn Schuchardt, Romanisches und Keltisches, S. 396, beschreibt. Und so führt auch die Volkskunde, vergleichend und historisch behandelt, zur Deutung von manchem „Rudimentären", das der Gebildete ebenso noch heute mit sich herumschleppt, wie den Rest eines prähistorischen Schwänzchens.

XI.

Zur Volkskunde der Alpenländer.

(1891.)

Goethe erzählt in seiner „Kampagne in Frankreich" gelegentlich eines Besuches in der Galerie in Düsseldorf: „Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraus traten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief einer begeistert aus: Ist es einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schänke in gute Gesellschaft käme?"

Wen ein ähnliches Gefühl der Erleichterung ergreift, wenn er von der Lektüre einer Sammlung Volkslieder zu den Goldschnittbändchen unserer Salonlyrik zurückkehrt, dem wollen wir seine Kreise nicht stören. Goethe hatte trotz seiner Begeisterung für italienische Kunst auch offenen Sinn für den Realismus der Niederländer und fand in ihrem Studium, wie er sich ausdrückte, „Gewinn fürs ganze Leben". Daß er auch für die Bedeutung der Volksdichtung tiefstes Verständniß hatte, ist bekannt genug. Heutzutage ist Kenntniß des Volksliedes und Liebe zu demselben nicht allzu häufig anzutreffen, wenigstens im größern Publikum. Für die wenigen, welche zu dieser Gemeinde gehören, werden die fünf Sammlungen, welche

die bekannte Verlagsbuchhandlung von Liebeskind in Leipzig in allerliebsten Elzevir-Ausgaben veröffentlicht hat, eine freudig begrüßte Gabe sein.

Die Gattung der Vierzeilen, der sogenannten Schnadahüpfeln, ist hier durch zwei Bändchen vorzugsweise reich vertreten. Sie regen zu mannichfachen Gedanken an, die schließlich weit über die Grenzen Tirols und der Alpenländer überhaupt hinaus führen. Das Hauptgebiet des Schnadahüpfels gehört dem bayrischen Sprachgebiete an. Bayrisch wird gesprochen in Ober- und Niederbayern, in der Oberpfalz, in Theilen von Ober- und Mittelfranken, im Egerlande und an den böhmischen Abhängen des Böhmerwaldes, ferner in Oesterreich ob und unter der Enns, in Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnten, endlich an der ungarischen Grenze. Hier ist diese vierzeilige Dichtungsart überall zu Hause, unter mannichfachen Namen immer ein und dieselbe, sei es nun, daß man sie Gsangln und Gstanzln nennt, wie in Niederösterreich, oder Plapperliedln, wie in Kärnten, oder Schnadahüpfeln, wie in Bayern, Tirol und Steiermark, oder schlechtweg Vierzeilige, wie im Egerlande. Von da greift diese Dichtungsart hinüber nach Westen in alemannisches Sprachgebiet; sie ist in Vorarlberg lebendig und unter verschiedenen Bezeichnungen in der deutschen Schweiz; wir treffen sie als Schelmenliedle in Schwaben an, und einzelne Strophen sind bis in das Elsaß verschleppt worden. Nach Norden zu ist sie im fränkischen Vogtlande vollständig eingebürgert; die Rundâs in der Sammlung von Dunger sind dutzendweise identisch mit vielen unsrer gangbarsten Schnadahüpfeln. Auch im Koburgischen sind sie als Schlumperliedeln noch lebendig; weiter hinauf, in Thüringen und Dessau, erscheinen sie als versprengtes Gut. Ebensowenig haben sie im österreichischen und

preußiſchen Schleſien das volle Heimatsrecht erworben. Am merkwürdigſten iſt ihr Vorkommen im äußerſten Nordoſten des deutſchen Sprachgebietes, in der preußiſchen Provinz Preußen. In Oſtpreußen iſt z. B. folgendes echte und rechte Schnadahüpfl bekannt, das auch in den Alpenländern, in Schwaben, dem Sonnebergiſchen und dem Vogtlande in verſchiedenen Varianten geſungen wird:

Vier Ochſen, drei Kälber,
Eine bucklige Kuh,
Das gibt mir mein Vater,
Wenn ich heirathen thu'.

In der Sammlung von Greinz-Kapferer lautet es: (I, S. 99):

An ſchwarzbrauman Ochſ'n
Und a tſchekati Kua,
Dö geit ma mei Vota,
Wenn i heirat'n thua!

Hier in Preußen können wir errathen, woher und wie die Vierzeilen eingewandert ſind. Wir dürfen ſie ohne Zweifel an die ſchwäbiſche Kolonie in Weſtpreußen anknüpfen, welche Friedrich der Große dort angeſiedelt hat. Gerade mit ſchwäbiſchen Schelmenliedchen decken ſich einige der noch heute dort geſungenen Vierzeilen vollſtändig. Mit Tracht und Sitte, mit Glauben und Sprache, mit Sagen und Märchen iſt auch das Schnadahüpfl mitgewandert aus der alten Heimat in die neue; aber während Tracht und Sitte vergeſſen werden, während die Mundart aufgeht in derjenigen der Umwohner, bleibt das Schnadahüpfl zäher, und wenn es auch nicht mehr in der üppigen Fülle wuchert, wie daheim, ſo entgehen doch einzelne Exemplare durch beſtändige Ueberlieferung von Geſchlecht zu Geſchlecht immer wieder der Vergeſſenheit. Es iſt ſo anſpruchslos und ſo liebenswürdig, daß es auch den Fremden ſich wert zu machen verſteht. Es

wird in fremde Mundart übersetzt — das oben angeführte Liedchen von der buckligen Kuh ist in Pommerellen wie in Lippe auch plattdeutsch bekannt —, ja, es hat bei der Einfachheit seiner Form und der Faßlichkeit seiner Pointirung die erstaunlichste Fähigkeit, nach wenigen Mustern immer neue und neue Strophen erzeugen zu lassen.

Auch der lustigste und liebenswürdigste Wanderbursche wird heute nach seinem Paß gefragt. Unser Schnadahüpfl wandert seit einer Zeit, wo das Herumstreifen auf den Landstraßen noch nicht durch so feste Ordnung beschränkt war. Darum vermag so recht mit Bestimmtheit niemand zu sagen, wo es eigentlich zu Hause ist. Die Alpengebiete Bayerns und Oesterreichs scheinen das größte Anrecht darauf zu haben, für seine Heimat zu gelten. Hier mag die vierzeilige Strophe mit den zwei Hebungen in jeder Zeile zuerst vorzüglich als Tanzweise erklungen sein; darauf scheint der Name Schnadahüpfl hinzudeuten. Auch heute ist dieser Charakter noch nicht verwischt: wenn der Bauernbursche seinem Schatz einen Tanz zahlen will, tritt er mit ihm vor, wirft den Musikanten Geld hin und singt einen Vierzeiligen nach bekannter Melodie, die dann von der Musik nachgespielt wird. Aber das Schnadahüpfl ist nicht auf den Tanzboden beschränkt. Jedesmal, wenn sich im Leben des Gebirgsvolkes Fröhlichkeit und Glück, Uebermuth und Ausgelassenheit Luft machen will, da ist es als bequemste Sangweise und als leichteste Improvisation zur Hand; und nicht minder stellt es sich dem Kummer betrogener Liebe und trotzigem Hohn gegen das treulose Liebchen zur Verfügung und die Herausforderung, die nicht selten mit blutiger Rauferei endet, spielt sich — besonders in Tirol — in dem Rahmen eines Wettgesanges mit Vierzeilen ab; und auf einsamem Gebirgspfade, wo der Bursch

zum Fensterln geht oder wo der Jäger dahinzieht, da ertönt das Liedchen, und der Ueberschuß der Empfindung klingt in lang nachziehendem Jodler aus.

Es ist mit dem Schnadahüpfl wie mit aller Volksdichtung. Es ist uralt, und dabei doch immer wieder jung und neu. Gelehrte Forschung verfolgt seine Spuren bis ins hohe Mittelalter zurück; sehr viele der heute gesungenen Strophen sind gewiß vor mehreren hundert Jahren zum erstenmale gesungen worden. Jede Vierzeile ist einmal zuerst von einem bestimmten Sänger erdacht und vorgetragen worden. Gefiel sie, dann war sie rasch in aller Munde, ward hinausgetragen über die Gemarkung des Dorfes, über die Grenzpfähle des Landes, weit hinaus, so weit überhaupt derartige Kunstübung blühte, und, wir haben es gesehen, noch viel weiter. So kommt es, daß wir hunderten von Schnadahüpfln auf dem ganzen Gebiete dieser Dichtungsart begegnen, in Tirol wie im Vogtlande, in Schwaben wie in Steiermark, überall gleich und doch anders gestaltet nach Mundart und leiser Nüancierung des Ausdrucks. Aber auch da, wo die einzelne Strophe zuerst entstanden ist, bleibt ihre Form keine feste; jeder, der sie singt, singt sie anders, mit kleineren oder größeren Abweichungen, und so wird sie in stets frisch schaffender Improvisation immer gleichsam von neuem geboren. In feststehender Grundform die größte Beweglichkeit — das ist die Signatur der Volksdichtung überhaupt, die man nirgends besser studiren kann als am Schnadahüpfl und an den verwandten Liedformen andrer Völker.

Wer die kärtnerischen Alpen hinuntersteigt und durch Friaul nach dem Venezianischen hineinwandert, der hört auch dort allenthalben vierzeilige Liedchen, mit einheimischem Namen Villotte benannt. Ihre Form ist der-

jenigen der Schnadahüpfln ungemein ähnlich: die Zeile beginnt mit einem Auftakt und gipfelt in zwei Hebungen; die zweite und vierte Zeile reimen, die erste und dritte sind nicht gereimt. Das ist die normale Form, von der selten Abweichungen vorkommen, die auch beim Schnadahüpfl nicht ganz fehlen. Von den ihrem innern Wesen nach so nahe verwandten Ritornellen und Rispetten Mittel- und Süd-Italiens heben sich diese Villotte durch ihre Form in charakteristischer Weise ab. Ist das durch die lokale Nähe des Schnadahüpfls hervorgerufen — auch die Slovenen in Steiermark singen vierzeilige Vize (Weisen) — oder durch eine gemeinsame Grundlage bedingt? Und ist diese Grundlage nichts weiter als eine gleiche Anlage des menschlichen Geistes oder eine bestimmte ethnologische Thatsache?

Man hat an das letztere gedacht. Der Umstand, daß das kymrische Volk in Wales ähnliche Vierzeilen besitzt, hat zu der Annahme geführt, daß die vierzeiligen Liedchen der Alpenländer und Oberitaliens in ihren Ursprüngen den Kelten zuzuschreiben seien, welche nachweislich einmal in diesen Gegenden gewohnt haben. Man fand eine Unterstützung für diese Ansicht darin, daß auch auf der pyrenäischen Halbinsel eine ähnliche Dichtungsart — die spanischen Coplas, die portugiesischen Cantigas — heimisch ist. Wie in sonst unverwandten Sprachen gemeinsame Erscheinungen auftreten, die dem ethnologischen Einflusse einer ältern, auf dem Gebiete jener Sprachen einst gesprochenen Sprache zugeschrieben werden müssen, so glaubte man hier einer ähnlichen Thatsache auf dem Gebiete der Volksdichtung auf der Spur zu sein. Aber ist man nicht hier etwas zu vorschnell mit der Schlußfolgerung gewesen? Wenn sich herausstellt, daß auch in andern Gegenden, in welche niemals ein Kelte seinen

Fuß gesetzt hat, Liedchen von ähnlicher Form und verwandtem Inhalte vorhanden sind, ist es dann gestattet, hier auf engerem Gebiete die Kelten dafür verantwortlich zu machen?

Und in der That, die vierzeilige Strophe ist eine allenthalben, wo es Volkspoesie gibt, mit Vorliebe verwendete Form, um subjektives Empfinden in augenblicklicher Improvisation auszusprechen. Sie ist bei den arischen Indern so wenig unbekannt, wie bei den semitischen Syriern. Die malayischen Pantuns sehen den Schnadahüpfln zum Verwechseln ähnlich; schon Chamisso hat bemerkt, wie hier, ganz ähnlich wie bei uns, ein sinniger Gedanke durch einen Vergleich aus der Natur vorbereitet wird. Die lettische Volksdichtung besteht wesentlich aus vierzeiligen Liedchen in trochäischem Rhythmus, wie im Spanischen. Ganz reizend sind zum Theil die russischen und polnischen Tanzliedchen, auch sie nicht selten ein Naturbild mit einem erotischen Gedanken verknüpfend. Die tschechischen Vierzeilen will Helfert auf polnischen Einfluß zurückführen; ich weiß nicht, mit welchem Rechte. So kann man die Vierzeile über Schweden durch plattdeutsches Sprachgebiet verfolgen, bis wir in Frankreich wieder auf keltischem Boden ankommen. Und schließlich ist es wahrscheinlich, daß auch das dreizeilige Ritornell wie das achtzeilige Rispett aus vierzeiliger Strophenform entstanden sind.

Das alles ist merkwürdig genug. Es gibt dafür kaum eine andere Erklärung als die aus der überall wesentlich gleichen Anlage des menschlichen Geistes. Nicht anders ist es, wenn dasselbe primitive Ornament in den Anfängen der orientalischen und griechischen Kunst und bei südamerikanischen Stämmen gefunden wird. Nähere Zusammenhänge sind daraus nicht zu folgern. Auch aus

dem Inhalte nicht. Er ist überall vorzugsweise die Liebe. Daß hier, wo das Gefühl mit allen seinen Stufen, Wandlungen und äußeren Verhältnissen auf dem ganzen Erdball wesentlich das gleiche ist, mitunter an den entlegensten Orten der gleiche Gedanke in überraschend ähnlicher Pointirung auftritt, wen darf dies wundern? Gibt es doch auch auf literarischem Gebiete die seltsamsten Begegnungen schöner Geister. Wenn es im Schnadahüpfl heißt:

A scheans Diandl liabn
Is sei Lebta koa Sünd;
Das hat ja da Pfarra
Von da Kanzl vakündt,

so heißt es entsprechend im italienischen Rispett:

Ich sprach den Papst in Rom und fragt' ihn frei,
Ob denn das Lieben eine Sünde sei.
Er sagte: Nein, liebt nur in Gottes Namen,
Doch, wohl gemerkt, nur schöne Mädchen. Amen!

Sehr verbreitet ist allenthalben in mannichfacher Version das Schnadahüpfl:

Mei Herz ist vaschlossen,
Is a Bogenschloß dran,
Is an anziges Büabl,
Das 's afmachen kann.

Man schreibt gerade diesem Liedchen wegen des Zusammentreffens mit einer Strophe Werners von Tegernsee hohes Alter zu. Ganz ähnlich lautet eine portugiesische Cantiga:

Meu coração abre e fecha,
Sem ser arca nem bahu,
Está fechado para todos,
Aberto só para um.

Ich stehe davon ab, weitere Aehnlichkeiten vorzuführen, wie sie sich zum Beispiel in dem Wunsche junger Mädchen, zu heiraten, in der Beurtheilung der verschiedenen Stände für die Ehe, in der Abneigung gegen

die Heirat mit einem alten Manne u. ſ. w. reichlich zeigen. Weit überwiegend gegenüber der Uebereinſtimmung iſt doch die Verſchiedenheit. Es iſt wahrhaft erſtaunlich, bei einem Ueberblick über die verſchiedenen Volksliteraturen zu ſehen, welcher geradezu grenzenloſen Mannichfaltigkeit des Ausdrucks das Gefühl der Liebe fähig iſt. Daß die Verſchiedenheit des Volkscharakters dabei zur durchgreifendſten Geltung kommt, iſt ſelbſtverſtändlich, und es wäre eine höchſt intereſſante Aufgabe, die verſchiedenen Völker gerade an der Hand der Vierzeilen zu zeichnen. In der endloſen Fülle dieſer Produktion iſt nicht alles von gleichem Werthe. Es iſt wie eine Wieſe, die in weiter Ausdehnung mit einer Fülle bunter Blumen bedeckt iſt und dem Auge ſo den erfreulichſten Anblick bietet; geht man näher und pflückt die Blumen ab, ſo findet man viel gewöhnliche und unſcheinbare Pflanzen darunter.

Hat das Schnadahüpfl uns zu einer Reihe vergleichender Betrachtungen verführt, die vielleicht manchem allzuweit ausgeſponnen zu ſein ſcheinen werden, ſo können wir uns bei der Sammlung der „Tiroler Volkslieder“ kürzer faſſen. Nicht als ob nicht auch längere Volkslieder von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm wanderten; nicht als ob nicht auch hier an von einander ſehr entlegenen Punkten dieſelben Stoffe in volksthümlicher Behandlung uns begegneten. Aber was uns die Herren Greinz und Kapferer in ihrem Bändchen bieten, umfaßt, nach ihrer eigenen Verſicherung, einen großen Theil der im Tiroler Volk üblichen Geſänge. Und danach hat es den Anſchein, als ob viele Volkslieder, die ſonſt aus allen möglichen Theilen des deutſchen Sprachgebietes vorliegen, nach Tirol nicht gedrungen oder hier verloren gegangen ſind. Beſonders berührt der Mangel an erzählenden Volksliedern eigenthümlich. Von dieſen enthält die Sammlung nur ſehr wenige. Zwei davon

sind freilich interessant genug (S. 104, 108); sie behandeln Stoffe der biblischen Geschichte in der derb realistischen Weise, welche wir aus den biblischen Volksschauspielen kennen. Als Christus dem Malchus das abgehauene Ohr wieder angeheilt hat, wendet sich Petrus mit folgender Ansprache an ihn:

„Was hat mi denn iatz mein Hauen g'nutzt,
Du bist schon a Saggeraschwonz,
Wenn i so an Saukerl z'sammenputz,
Mochst du mir'n grod wieder gonz!"

Werthvoll ist auch „das Spingeser Schlachtlied" (S. 89), ein historisches Volkslied aus der Zeit der Franzosenkriege, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Flugblatt gedruckt, in der vorliegenden Fassung aber aus dem Volksmunde aufgezeichnet.

Das Malchuslied schließt mit der Strophe:

I bin a schlichter Bauersmonn,
Aus dem Oberland zu Haus,
Und wenn i koa Mirakel mehr wirken kann,
Blas' i mir durchs Ermloch aus.

Hier nennt sich offenbar der Dichter des Liedes. Das heißt, er nennt sich nicht mit Namen, aber er weist auf seine bestimmte Individualität als den Verfasser hin. Das hat weit verbreitete Analogieen. Wenn man die niedliche Ausgabe französischer Volkslieder von Moriz Haupt durchblättert, so findet man zu wiederholten Malen die Schlußstrophe mit der Antwort auf die Frage beschäftigt: „Wer hat dies Lied erdacht?" z. B. S. 140:

„Wer hat dieses Lied ersonnen?
Eine, die gern Freude hat
Und die Liebe hat viel lieber
La la la!
Als daß eingesperrt sie klagt.
Lironfa!

Vergl. S. 13, 17, 39, 45, 72, 85, 90, 97, 108, 138, 144, 148, 150, 164. Ebenso unter anderem in den von Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen niederländischen Volksliedern. Das ist sehr bezeichnend und sehr wichtig für die Frage nach der Entstehung der Volkslieder. Man hört häufig genug noch die unklare Ansicht, „das Volk" dichte die Volkslieder, oder, wie man mit noch mystischerem Ausdruck sagt, „der Volksgeist" bringe diese Schöpfungen hervor. Gewiß, der „Volksgeist", so weit er eben in jedem einzelnen Individuum wirksam ist; aber zunächst ist jedes Lied einmal von einem bestimmten, einzelnen Dichter verfaßt worden. So giebt es eigentlich keine feste Grenze zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie. Ich möchte wissen, wer einen zwingenden Beweis dafür erbringen könnte, daß gewisse Lieder von Goethe oder Heine keine Volkslieder sind, wenn wir eben nicht zufällig bestimmt wüßten, daß sie von diesen bestimmten Verfassern herrühren. Und andrerseits hat es erst gelehrter Forschung bedurft, um einige Goethe'sche Lieder als wesentlich unverändert herüber genommene Volkslieder nachzuweisen. Der Dichter des Volksliedes nennt sich nicht, oder er bezeichnet sich nur in ganz allgemeiner Weise, wie in den oben angeführten Beispielen. Dadurch wird sein Gut herrenlos, durch kein Gesetz gegen „Nachdruck" geschützt; das heißt, jeder, der es gehört und gemerkt hat, singt es, als ob es von ihm selbst stammte, fügt hinzu, läßt weg, ändert. Geht es aber den Liedern, Strophen und Stellen, welche aus unsern „Kunstdichtern" ins Volk dringen, anders? Wie viele Zitate aus unsern Klassikern gehen in nicht unwesentlich veränderter Gestalt unter uns umher! Wer kann sich rühmen, den Text eines viel gesungenen Liedes ordentlich auswendig zu wissen?

Nur in dem Sinne also dichtet „das Volk" seine

Volkslieder, daß jeder einzelne das Lied, das er einmal gehört hat, mehr oder weniger wesentlich umgestalten kann. Daher die große Anzahl von Varianten der Volkslieder, die gewöhnlich gerade so groß ist, als die Anzahl der Personen, aus deren Munde das Lied zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet worden ist. Ja, dieselbe Person wird, zur Wiederholung des Textes aufgefordert, denselben schwerlich genau in derselben Weise wiedergeben, wie das erste Mal. Daß ein solches Lied zufällig auch auf einem Flugblatt gedruckt wird, wie das auf die Spingeser Schlacht, ändert daran nichts; das ist eine Variante mehr unter vielen, die sich daneben im Volksmunde fortpflanzen.

Dafür, daß auch literarische Schöpfungen, wenn sie dem naiven Charakter der Volksdichtung nahe stehen, vom Volke wie seine eigenen gesungen werden, wobei natürlich der Name des Verfassers in Vergessenheit geräth, gibt es allenthalben Belege. Man hat dafür den, wie mir scheint, wenig bezeichnenden Namen volksthümliche Lieder gebraucht. Ein recht charakteristisches Beispiel ist mir neulich auf einem von den Alpenländern geographisch ziemlich entfernt liegenden Gebiete begegnet. In einer Sammlung von Volksliedern, die auf der Insel Chios gesammelt sind, stieß ich auf ein längeres Gedicht, das ich bald als eines der besseren Erzeugnisse der griechischen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts erkannte. Die „schöne Schäferin" ist in volksthümlichem Tone gehalten und hat es diesem Umstande zu verdanken, daß, wie man schon längst wußte, größere Stücke von ihr auf den Inseln des ägäischen Meeres vom Volk gesungen werden. Dem Herausgeber jener Sammlung ist der wahre Sachverhalt entgangen, obwohl die von ihm in Chios aufgezeichnete Fassung in auffallendster Weise mit der gedruckten übereinstimmt. Am

Schluſſe der letzteren iſt der Verfaſſer, ein gewiſſer Nikolaus Drimytikos, genannt; das iſt natürlich dort in Vergeſſenheit gerathen.

Eine ſehr eigenartige, vielleicht die werthvollſte Gabe unter den Bändchen der Liebeskindſchen Sammlung, bietet uns Herr Ludwig von Hörmann in Innsbruck, der vorzüglichſte Kenner des Tiroler Volkslebens, in den beiden von ihm herausgegebenen Sammlungen der „Grabſchriften und Marterln“ und der „Hausſprüche aus den Alpen“. Mehr als die andern ſind dieſe geeignet, uns tiefe Einblicke in die Seele der Alpenbewohner thun zu laſſen. Ausſprüche tiefſter Lebensweisheit ſtehen hier neben ſolchen von geradezu zwerchfellerſchütternder Naivität, neben Verſen von rührender Innigkeit findet ſich ein Witz, der auch das Heilige nicht verſchont. Die Herausgeber der „Volkslieder“ haben ihr Büchlein für „das deutſche Haus und die deutſche Familie“ beſtimmt; aber in noch viel höherem Grade verdienen es die beiden Hörmannſchen Bändchen, Hausbücher im beſten Sinne des Wortes zu werden.

Es lohnt ſich in hohem Maße, auf den Inhalt etwas näher einzugehen. Von den „Grabſchriften und Marterln“ umfaßt die erſte und größte Abtheilung die eigentlichen Grabſchriften. Sie ſind auf den Friedhöfen, beſonders den Dorffriedhöfen der Alpenländer geſammelt, wo ſie ſich theils auf den Grabkreuzen aufgemalt, theils unter dazu gehörigen Bildern an der Kirchenmauer auf Tafeln angebracht finden. Gedanken über Tod und Ewigkeit ſind hier in erſtaunlicher Mannichfaltigkeit variirt. Ihnen hat der Herausgeber die Inſchriften der ſogenannten Rechbreter, das heißt Leichen- oder Totenbreter, angeſchloſſen. Das waren urſprünglich die Breter, auf denen die Leichen aufgebahrt geweſen waren; ſie wurden auf häufig begangenen Wegen aufgeſtellt, ja ſogar auf

dem Wege niedergelegt. Jetzt sind es meist später vom Schreiner angefertigte Breter. Die Sitte ist vorzugsweise in Oberbaiern und den westlichen Alpen verbreitet. In diesen Inschriften der Grabkreuze und der Totenbreter treibt eine theils freiwillige, theils unfreiwillige Komik besonders da ihr Wesen, wo es sich um den Stand, die Beschäftigung oder die Todesart des Verstorbenen handelt. So wirkt z. B. in einer Grabschrift aus dem Oberinnthal die ungewöhnliche Stellung des Relativpronomens in Verbindung mit dem Reim unwiderstehlich komisch:

Hier liegt der Herr Melcher,
Pfarrer gewesen ist welcher.

In einer anderen wird eine ganz selbstverständliche Begründung sehr pomphaft durch ein rhetorisches Kunststück eingeleitet:

Hier liegt begraben unser Organist,
Warum? weil er gestorben ist.
Er lobte Gott zu allen Stunden,
Der Stein ist oben und er liegt unten.

Die Todesursache ist zu komischer Wirkung verwendet, z. B.:

Ach, ach, ach, hier liegt der Herr von Zach,
Er war geboren am Bodensee
Und ist gestorben an Bauchweh.

Oder

Und er maß sieben Schuh.
Gott geb ihm die ewige Ruh.
Ein unglücklicher Ochsenstoß
Oeffnete das Himmelsschloß.

Einigemale schließt eine Grabschrift so:

Er (sie) lebte in Furcht und Zucht
Und starb an der Wassersucht.

Das weibliche Geschlecht wird mit Ausfällen nicht ganz verschont, z. B.:

In diesem Grab liegt Anichs Peter,
Die Frau begrub man hier erst später,
Man hat sie neben ihm begraben,
Wird er die ewige Ruh nun haben?

Oder in Hall:

Hier liegt begraben mein Weib, Gott sei Dank,
Sie hat ewig mit mir zankt,
Drum, lieber Leser, geh von hier,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

Ganz ähnlich den Inschriften auf den Grabkreuzen und Totenbretern sind die auf den Erinnerungstafeln, wie sie in den sogenannten Totenkapellen und Totenrasten aufgehängt werden, jenen kleinen Kapellen außerhalb des Orts, welche den aus weiterer Entfernung hergebrachten Leichen solange zur Raststätte dienen, bis der nächste Ortsgeistliche sie abholt. Besonders charakteristisch sind hier die Armseelentafeln, Darstellungen von nackten Gestalten im Fegefeuer, dessen Pein in beigesetzten Versen lebhaft geschildert wird. Höher stehen die Inschriften der Votivtafeln, Bildstöckel und Feldkreuze, die meistens Erinnerungszeichen an wunderbare Rettung aus Lebensgefahr oder sonstigem Unglück sind. Verse erzählen den Fall, eine bildliche Darstellung erläutert dieselben. Verwandt sind die bekannten Marterln, die sich in großer Zahl in allen Alpenländern finden: Täfelchen mit bildlicher Darstellung und poetischer Erklärung, zur Erinnerung an einen an dem Orte stattgefundenen Unglücksfall errichtet. Unter ihnen finden sich einige, die wegen ihrer Naivität geradezu berühmt geworden sind. So heißt es in Stubai auf einen verunglückten Fuhrmann:

Der Weg in die Ewigkeit
Ist doch gar nicht weit;
Um 7 Uhr fuhr er fort,
Um 8 Uhr war er dort.

In Passeier sieht man auf einem Marterl dargestellt, wie aus einem Schneeberge ein Mannskopf herausguckt; links läuft ein Knabe eiligst davon. Dabei steht:

Hier ſtarb Martin Rauſch.
Die Lawine traf ihn halt
Auf den Leib und macht ihn kalt.
Auch der Jörg der war darunter,
Aber heut noch iſt geſund er.

Schneelawinen ſind begreiflicherweiſe in den Marterln häufig als Todesurſache angegeben, z. B.

Hier ruht der ehrſame Junggeſell Alois Feſtini von Cahamahango, welcher in der Fremde unter einer kleinen Schneelawine ſeine wahre Heimat gefunden hat am 18. Dez. 1871.

oder

Gedenke der Jungfrau Barbara Hechenpleikner, welche hier unter der Schneelawine ihr zeitliches Leben in das ewige verwechſelt hat.

Durch eigenthümliche grammatiſche Konſtruktion iſt ausgezeichnet: „Andenken der durch die Schneelawinen verunglückten ſind worden drei Kinder"; durch Kürze und Gedrungenheit des Ausdrucks:

Aufi gſtiegn,
Kerſchen brockt,
Abi gfallen,
Hin gweſen.

Aus dem Lavantthal in Kärnten ſtammt:

Hier ruht der ehrſame Johann Miſſegger auf der Hirſchjagd durch einen unvorſichtigen Schuß erſchoſſen aus aufrichtiger Freundſchaft von ſeinem Schwager Anton Steger.

Ernſthafter und in der That überraſchend reich an ſchönen und geſunden Gedanken ſind die in dem Bändchen der „Hausſprüche" vereinigten Sentenzen, die auf der Vorderſeite der Häuſer, auf den Wänden der Stuben, auf Glocken, Meſſern, Uhren, Scheiben und dgl. eingeſchrieben ſind. Bei den auf den Hausbau bezüglichen Sprüchen iſt die bekannte Doppelzeile:

Wer will bauen an der Straßen,
Muß die Leute reden laſſen

ſehr mannichfaltig variirt und erweitert. Der Bauherr,

der um ſein eigenes gutes Geld ſein Haus gebaut hat, giebt ſeinem Aerger darüber Ausdruck, daß alle möglichen fremden Leute an der Straße ſtehen bleiben und Ausſtellungen machen.

Wer will bauen auf offner Straßen,
Muß die Leute reden laſſen.
Der eine gafft vorn, der eine gafft hinten,
Wird jeder was zu tadeln finden.

oder

Schimpfen kann ein jeder Bauer,
Beſſer machen fallt ihm ſauer,
Jeder baut nach ſeinem Sinn,
Keiner kommt und zahlt für ihn.

Ja ſogar in maccaroniſcher Weiſe:

Qui aedificaturus est
an den Straßen,
Debet stultum dicere
laſſen,
Optat mihi omnis
was er will,
Opto ei
Noch ſo viel.

Vielfach werden Maria, die Engel und die Heiligen um Schutz für das neu gebaute Haus angerufen und einer beſonderen Berückſichtigung erfreut ſich dabei der heilige Florian, der Schutzpatron gegen Feuersbrunſt, der unzählige Mal an Häuſern und Brunnenſäulen abgebildet iſt. Für die Stellung, welche die Heiligen im Volksglauben einnehmen, iſt ungemein bezeichnend der Spruch aus Wenus:

Dieſes Haus ſtand in Gottes Hand
Und iſt dreimal abgebrannt,
Und das viertemal iſt's wieder aufgebaut
Und jetzt dem heiligen Florian anvertraut.

Um auch das Ernſtere zu ſeinem Rechte kommen zu laſſen, ſetze ich einen aus dem Jahre 1609 ſtammenden Spruch

auf die Jungfrau Maria her, der sich an einem Fenster in Schloß Amras findet:

Maria milt
O Mutter zart!
Sey du mein schilt
zur hinefart.
gib mir die gnad,
das ich da find
des lebens pfad
zu deinem Kind.

Man hat die Inschriften von den Grabsteinen und von den Vasen der Griechen und der Römer mit emsigem Fleiße gesammelt und in großartig angelegten und ausgestatteten Werken herausgegeben. Und man hat recht daran gethan; denn deutlicher als aus den offiziellen Kundgebungen von Städten und Staaten spricht aus diesen unscheinbaren Denkmälern die Seele der antiken Völker zu uns. Aber darf man dann nicht für die entsprechenden Aufzeichnungen unsres eigenen Volkes etwas Beachtung verlangen? Ich hoffe, daß die Hörmannschen Bändchen, mehr als frühere ähnliche Veröffentlichungen, ihnen solche verschaffen werden.

XII.

Finnische Volksliteratur.

(1887.)

Ich habe mich selbst gelegentlich gegen das Zuviel ausgesprochen, daß mir in der über uns hereinbrechenden Flut von Märchensammlungen hervor zu treten scheint und das die Verleger sowohl, als auch das Publikum mißtrauisch gegen jeden neuen derartigen Versuch machen muß. Ich habe darauf hingewiesen, daß es nun wohl an der Zeit sei, die Untersuchungen wieder einmal im Zusammenhange aufzunehmen, für welche Benfey die für alle Zeit giltigen Grundlagen in seiner Einleitung zum Pantschatantra geschaffen hat. Mit jener Bemerkung sind aber selbstverständlich nur jene Sammlungen gemeint, welche, immer wieder dieselben Gegenden ausbeutend, nichts als Varianten von längst Bekanntem bringen. Eine Uebersetzung finnischer Märchen ist von vornherein davon ausgenommen, da sie dem allergrößten Theile der in Europa für Folklore sich Interessirenden neues Material zugänglich macht. Denn die finnische Sprache wird, trotz ihres hohen Wohlklanges und ihrer großen Wichtigkeit für linguistische Studien, doch wohl für immer darauf verzichten müssen von einer größeren Anzahl Nicht-Finnen verstanden zu werden. Daß aber der finnische Märchenschatz schon wegen

seiner Beziehungen zu benachbarter germanischer und slawischer Volksdichtung eine hohe Bedeutung beanspruchen darf, liegt ohne weiteres auf der Hand.

Märchen der den Finnen am nächsten verwandten Esten und Lappen sind auch zum Theil erst in jüngster Zeit durch deutsche Uebersetzungen allgemein zugänglich gemacht. Die von Friedrich Kreutzwald gesammelten estnischen Märchen übersetzte im Jahre 1869 F. Löwe; erst 1881 konnte die zweite Hälfte dieser Uebersetzung veröffentlicht werden. Und eine Uebersetzung lappischer Märchen ist erst 1886 dem deutschen Publikum dargeboten worden. Diesen beiden Werken reiht sich die Verdeutschung finnischer Märchen durch Frau Emmy Schreck an, die bei Böhlau in Weimar erschienen ist.

Das kleine Finnland beschämt manches große Kulturvolk in Bezug auf die frühzeitig begonnene und systematisch durchgeführte Sammlung und Ausbeutung seiner volksthümlichen Ueberlieferungen. Das Interesse für finnische Volkspoesie ist ungefähr ebenso alt wie die finnische Landesuniversität Åbo (seit 1828 in Helsingfors), die im Jahre 1640 von der Königin Christine gegründet wurde. Indessen wurden während des siebzehnten Jahrhunderts, so viel man weiß, nur Sprichwörter gesammelt, von denen ein kleines Heft 1702 erschien. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts findet man in Dissertationen öfters Fragmente von Zauberliedern erwähnt, ein Beweis dafür, daß man auch mit dem Sammeln dieser Erzeugnisse des Volksgeistes sich bereits beschäftigte. Eine größere Anzahl von Zauberliedern, zusammen mit epischen und lyrischen Stücken, ließ gegen das Ende des Jahrhunderts der hochgefeierte finnische Professor Porthan durch seine Schüler und Freunde sammeln. Gedruckt wurden indeß nur Auszüge in den um jene Zeit verfaßten Mythologien von

Lencquiſt (1782) und Ganander (1789). Eine kleine Sammlung finniſcher Volksräthſel, meiſtens in poetiſcher Form, erſchien 1783.

Bei dem vielſeitigen Intereſſe Goethe's an volksthümlicher Dichtung darf es nicht wundern, daß wir bei ihm auch die Ueberſetzung eines finniſchen Liebesliedes finden, das er, wie Düntzer nachgewieſen hat, einem franzöſiſchen Reiſewerke entnommen hat. Herder's Volkslieder, welche Proben eſtniſcher und lappiſcher Poeſie mittheilen, enthalten kein finniſches Lied. Schon viel früher war jedoch eine Probe finniſcher Volksdichtung in Deutſchland bekannt gemacht worden: Daniel Georg Morhof hatte 1682 in ſeinem „Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie" ein finniſches Bärenlied, das er der Historia ecclesiastica Sveo-Gothorum (Åbo 1675) des Biſchofs Bång entnahm, mit einer wenig geſchmackvollen deutſchen Ueberſetzung mitgetheilt. Ich ſetze es her, weil das Buch nicht jedem gleich zur Hand ſein dürfte:

O ſchönes Wild von unſern Pfeilen,
Durch ſo viel Wunden hier berückt,
Das ſich getraut bey uns zu heilen,
Will ſeyn von unſrer Speis' erquickt,
Durch dich wird uns nunmehr gelingen
Noch hundertmahl dergleichen Beut,
Und du kanſt tauſend Nutzen bringen,
Biſtu zu kommen nur bereit.
Ich könnte hie vielleicht wohl kommen
Selbſt von den Göttern hergeſand,
Die mir zu meinem Nutz' und Frommen,
Viel guter Beute bracht zur Hand.
Wird dieſer Tag denn nun ſich enden
So geh ich in mein Hauß hinein,
So will ich zwiſchen meinen Wänden,
Drey Nächte durch voll Freuden ſeyn.
Ich habe mich mit Luſt und Glücke
Hieher durch Berg und Thal gebracht,

Nun komm ich frölicher zurücke,
All' Unluſt habe gute Nacht.
Der Tag iſt frölich angefangen,
Mit denen die noch übrig ſein,
Bald kömmt er wieder hergegangen
Zu voller Luſt und Freudenſchein.
Ich ehre dich allzeit indeſſen
Von dir erwartend Beut und Danck,
Daß ich nicht möge dich vergeſſen
Und meinen guten Bärenfang.

Zu welch unerträglicher Geſchwätzigkeit ſind hier die zwanzig kurzen trochäiſchen Verſe des Orginals auseinandergezogen!

Das nationale Erwachen Finnlands und das daraus hervorgehende ernſtere Intereſſe für die im Volke bewahrten Reſte der Vergangenheit datirt — merkwürdig genug — erſt ſeit der Vereinigung aller finniſchen Provinzen unter ruſſiſcher Herrſchaft, alſo ſeit dem Jahre 1808. Man weiß, mit wie weit gehender Selbſtändigkeit das Großfürſtenthum Finnland ausgeſtattet wurde und wie in Folge deſſen der bis dahin übermächtige Kultureinfluß des Schwediſchen immer mehr und mehr zurück trat. Nun nahm das Sammeln der Volksliteratur einen immer größeren Aufſchwung. Gottlund, Poppius, Topelius und Lönnrot machten mehr oder minder bedeutende Sammlungen. Einzelne Kleinigkeiten wurden auch herausgegeben, das meiſte aber blieb ungedruckt, weil die Bücher zu wenig Intereſſe und Abſatz fanden — man braucht ſich bloß an das Schickſal ähnlicher Unternehmungen in größeren Kulturländern zu erinnern. Leicht hätte es gehen können wie mit den Sammlungen des achtzehnten Jahrhunderts, welche mit ſehr wenigen Ausnahmen durch Feuersbrünſte und Unachtſamkeit wieder verloren gegangen ſind. Da erſtand allen dieſen Beſtrebungen ein Mittelpunkt und

Hort in der finnischen Literaturgesellschaft. 1831 gestiftet, war sie besonders dazu berufen, die reichen Sammlungen von Elias Lönnrot dem finnischen Volke und der Nachwelt zu erhalten. Lönnrot, geboren 1802, ist am 19. März 1884, viel betrauert von dem Volke, dem die ganze angestrengte Arbeit seines Lebens gegolten, dahingeschieden. Er hat das im Jahre 1886 gefeierte fünfzigjährige Jubiläum der Literaturgesellschaft nicht mehr erlebt, deren Schriften in den von ihm besorgten Veröffentlichungen ihre schönste Zierde besitzen. Er kann mit Jakob Grimm verglichen werden, dem er zwar an Genialität und vielseitigem Wissen nicht gleich kam, wohl aber an hingebender Liebe und treuer, stiller Arbeit für sein Volk. Noch kurz vor seinem Tode hat er ein groß angelegtes finnisches Wörterbuch beendet.

Es sind, wenn wir von den Sammlungen der Sprichwörter (1842), Räthsel (1844) und Zauberlieder (1880) absehen, besonders die drei großen von der Literaturgesellschaft veröffentlichten Ausgaben der epischen Lieder, der lyrischen Gedichte und der Märchen, welche den großen Reichthum des finnischen Volksgeistes erschlossen haben und geeignet sind auch außerhalb ihrer engeren Heimat die weitesten Kreise zu interessiren.

Schon im Jahre 1835 erschien die erste Ausgabe der von Lönnrot gesammelten epischen Lieder, die seitdem so berühmt gewordene Kalevala, in zwei Bänden mit etwas über 12000 Versen in 32 Gesängen. Fortgesetzte Sammlungen in entlegenen Theilen des Landes ergaben eine so ungeahnte Fülle bisher unbekannter Lieder, daß die zweite Ausgabe (1849) fast um das Doppelte vermehrt war: sie umfaßt 50 Gesänge mit fast 23000 Versen. Das Bekanntwerden dieser epischen Volksdichtungen, die durch wohl zwei Jahrtausende bloß mündlich

fortgepflanzt waren und bei aller Selbständigkeit der einzelnen Lieder doch eine fortlaufende und zusammenhängende Handlung zeigen, war von der größten Bedeutung für die Entscheidung der Fragen, die sich überhaupt an Entstehung und Entwickelung des Epos knüpfen und die besonders auf dem Gebiete der altgriechischen und altdeutschen Literatur zu so hitzig geführtem Streite Veranlassung gegeben haben. Man kann sagen, daß die finnische Kalevala in der Mitte der Entwickelungsreihe liegt, deren einen für uns erkennbaren Endpunkt die serbischen und südrussischen Heldenlieder, den andern die Ilias und die Odyssee bilden. Rechnet man dazu die hohe Bedeutung dieser alten Lieder für die Erkenntniß eines vor aller Geschichte liegenden Kulturzustandes der Finnen — was bei den bekannten, linguistisch nachweisbaren Wechselbeziehungen finnischer und germanischer Stämme auch für die deutsche Alterthumskunde nicht ohne Ertrag war — so wie die trotz mancher Längen bald in die Augen springenden hohen poetischen Schönheiten der Lieder, so wird man die sympathische Begrüßung verstehen, die Jakob Grimm denselben bereits 1846 zu Theil werden ließ.

Grimm konnte damals bereits eine schwedische Uebersetzung des Epos von Alexander Castrén (1841) benutzen, der sich ebenfalls um die finnische Alterthumskunde hoch verdient gemacht hat und dessen letztes Werk eine erst nach seinem 1852 erfolgten Tode heraus gegebene finnische Mythologie war.

Auch ins Französische wurde die erste Ausgabe der Kalevala schon 1845 von Léouzon-le-Duc übertragen, der auch eine heute natürlich veraltete Studie über die Urgeschichte, die Mythologie und die epische Dichtung Finnlands hinzufügte. Nach dem Erscheinen der zweiten Lönnrot'schen Ausgabe fertigte Anton Schiefner seine deutsche

Ueberſetzung der Kalevala an. Man kann nicht behaupten, daß ſie der Dichtung in Deutſchland viele Freunde geworben hat. Sie war weniger von äſthetiſchen als von philologiſchen Geſichtspunkten geleitet. Allerdings waren auch gegen das philologiſche Verſtändniß des Einzelnen recht viele Einwendungen zu machen, wie das in ziemlich ſcharfer Weiſe in der Beſprechung von Ahlqviſt in der finniſchen Zeitſchrift Suomi geſchehen iſt. Im ganzen rechtfertigte die Ueberſetzung einigermaßen den herben Witz: „Herr Schiefner hat ſeine Arbeit den Manen des edlen Caſtrén gewidmet; ſollte er über kurz oder lang eine zweite ſehr verbeſſerte Auflage publiziren, ſo empfehlen wir ihm, ſtatt jener Worte, folgenden Vers aus Racine's Phèdre:

„pour apaiser *ses manes* et *son* ombre plaintive . . .“

Ahlqviſt hat ſchon damals auf einige Grundſätze hingewieſen, welche die Ueberſetzer des finniſchen Epos leiten ſollten. „Es wäre den Ueberſetzern leicht geweſen der Beſchuldigung des Mangels an Formſchönheit zu entgehen, hätten ſie nur ſich vorgenommen dasjenige zu erſetzen, was keine Nachahmung zuließ. Sollten die Ueberſetzungen durchaus trochäiſch ſein — obgleich der Jambus im Schwediſchen wie im Deutſchen viel häufiger gebraucht wird — ſo müßte des finniſchen Trochäus Beweglichkeit und Abwechslung erſetzt werden durch Einſchiebung eines oder mehrerer Daktylen, nach Beſchaffenheit des Inhalts. Ferner müßte der Vers dann und wann einen männlichen Schluß haben . . . .“ und ſo weiter. Ich weiß nicht, ob dieſe Worte Hermann Paul bekannt geweſen ſind, der ſeine Ueberſetzung der Kalevala jedenfalls ganz nach dieſen Grundſätzen gemacht hat. Sie iſt eine treffliche Leiſtung deutſcher Ueberſetzerkunſt, in fließender und geſchmackvoller Sprache, dabei die Einfachheit und ſinnliche Naturfülle

des Originals nirgends verwischend, und wird wahrscheinlich viel dazu beitragen einer hochbedeutsamen Dichtung der Weltliteratur auch bei uns in etwas weiterem Kreise Eingang zu verschaffen.

Schon früher hatte uns Paul mit einer Verdeutschung des Kanteletar beschenkt. Kantele heißt das finnische Musikinstrument, dessen Erfindung durch Väinämöinen in der Kalevala erzählt wird und über das man die ausführliche Auseinandersetzung bei Retzius nachlesen mag. Davon hat Lönnrot die Sammlung lyrischer Lieder benannt, welche er im Jahre 1840 herausgab. Paul's Uebersetzung, welche mit Weglassung von Varianten und unbedeutenden Bruchstücken etwa die Hälfte der Originalausgabe umfaßt, setzt auch Fernerstehende in Stand, sich an den Erzeugnissen einer Volksdichtung zu erfreuen, welche einfache Gedanken in mannichfachster Abwechslung darzustellen und ein wenig kompliziertes und von keinem Zwiespalt zerrissenes Seelenleben mit großer Zartheit und Tiefe der Empfindung zum Ausdruck zu bringen weiß, ernst und still wie die Urwälder und Landseen Finnlands.

Später als den in poetischer Form überlieferten Resten finnischer Volksdichtung wandte man den Märchen seine Aufmerksamkeit zu. Erst am Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre wurden eigens ihretwegen Sammler ausgeschickt. Das so zusammengebrachte Material wurde von Eero Salmelainen (Erik Rudbeck) geordnet und in den Jahren 1852—1866 in vier Heften herausgegeben. Aus diesen ist das Buch von Frau Schreck übersetzt. Es ist die erste Sammlung finnischer Märchen. welche in deutscher Uebersetzung geboten wird. Nur vereinzelte Stücke der Rudbeck'schen Sammlung waren früher an zerstreuten und schwer zugänglichen Orten mitgetheilt worden. So machte bald nach dem Erscheinen des ersten

Heftes das von A. Erman herausgegebene „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland“ in seinem dreizehnten Bande (1854) S. 476 ff. auf die Sammlung aufmerksam und theilte drei Märchen mit: „Die vom Bösen geschenkten Instrumente“, „Das Mädchen im dritten Stockwerke der Hofburg“ und „Lippo und der Tapio“, von denen das erste und das dritte sich in unserem Buche als Nr. 17 und Nr. 2 finden, während das zweite eine Variante unserer Nr. 8 ist. Derselbe Band brachte S. 580 ff. noch die Uebersetzung des Märchens „Die auf der Insel Lebenden“ (Saaressa eläjät, Rudbeck I² 99 ff.), eine Variante unserer Nr. 11. Im sechzehnten (1857) und siebzehnten (1858) Bande desselben „Archivs“ sind drei Märchen aus dem zweiten Hefte Rudbeck's übersetzt. Ferner sind in dem mir nicht zugänglichen Buche von Dr. Bertram Jenseits der Scheeren oder der Geist Finnlands (Leipzig 1854) drei Märchen übersetzt: „Die sonderbare Fleudufe“, „Das Mädchen aus dem Meere“ und „Der vigilante Jäger“, also unsere Nr. 16, 10 und 2. Auch in Gräffe's „Märchenwelt“, die ich ebenfalls nicht habe einsehen können, sollen sich nach Reinhold Köhlers Mittheilung einige finnische Märchen befinden.

Es ist eine wohl schon über den Kreis der Fachgelehrten hinaus bekannt gewordene Thatsache, daß die Märchen der europäischen Völker kein den einzelnen von ihnen speziell zugehöriges Eigenthum sind, sondern daß alle oder wenigstens fast alle bei den einzelnen in mehr oder weniger genau zu einander stimmenden Varianten erzählt werden, daß ferner viele derselben auch bei den benachbarten Völkern Asiens und Afrikas vorkommen, daß endlich selbst bei entlegenen, gänzlich unkultivirten Stämmen Afrikas und Amerikas sich zu manchen die überraschendsten Parallelen nachweisen lassen. Die einzige

Theorie, welche dieſe merkwürdige Erſcheinung befriedigend zu erklären vermag, iſt die Wanderungstheorie. Danach iſt ein Märchen an einem Punkte entſtanden und hat ſich, wie heutigen Tages Witzworte und Anekdoten, durch Weitererzählen von einem Volke zum andern verbreitet. Man kann in dieſer Weiſe ſowohl die häufig bis zu wörtlicher Gleichheit gehenden Uebereinſtimmungen verſtehen als auch zu den ebenſo bemerkenswerthen Abweichungen Stellung nehmen, die ſich beſonders durch Verſchmelzung mehrerer Märchen zu einem, durch Verſchleppung einzelner Märchenzüge an andere Stellen und durch Anpaſſung des aus der Fremde eingewanderten Märchens an die pſychiſche Individualität und die Lebenserſcheinungen des entlehnenden Volkes erklären laſſen. Dabei iſt es, wie ich glaube, durchaus nicht nöthig anzunehmen, daß einzig und allein Indien das Mutterland aller unſerer Märchen und märchenartigen Erzählungen iſt. Uralte ägyptiſche Märchen müſſen, ſo lange nicht zwingende Gegengründe angeführt ſind, als eigenſte Erfindung der Aegypter betrachtet werden, und das Vorhandenſein durchaus origineller Erzählungen bei den Eingeborenen Afrikas und Auſtraliens iſt völlig unbeſtreitbar. Und wenn die letztern hie und da in einzelnen Zügen ſowohl als auch in der ganzen Richtung auffallend an unſere Märchen anklingen, ſo kann man oft gewiß mit Fug auf die gemeinſamen Grundlagen der menſchlichen Phantaſie zur Erklärung dieſer Thatſache hinweiſen.

Der verſtorbene Theodor Benfey hat zuerſt in ſeiner berühmten Einleitung zu der Ueberſetzung des indiſchen Fabelwerks Pantſchatantra den richtigen Weg für die Behandlung dieſer Fragen eingeſchlagen und Indien als die Heimat des größten Theiles, wenn nicht aller Erzählungsſtoffe des Abendlandes nachzuweiſen geſucht. Ich wieder-

hole, daß es mir Zeit scheint, jetzt, wo nicht bloß indische Quellen in größerer Reichhaltigkeit uns zugänglich gemacht worden sind, sondern wo wir auch über die Märchen und Fabeln der Weltliteratur einen viel weiteren Umblick haben, diese Untersuchungen wieder aufzunehmen. Es ist ungemein zu beklagen, daß Reinhold Köhler sein ungeheures und von keinem andern auch nur annähernd erreichtes Wissen auf diesem Gebiete nicht in den Dienst einer größeren Arbeit gestellt hat, um die Heimat und die Wanderungen der Märchenstoffe im einzelnen darzulegen, für deren allgemeine Gruppirung und Zurückführung auf gewisse Grundtypen J. G. v. Hahn in der Einleitung zu seinen „Griechischen und albanesischen Märchen" eine dankenswerthe Vorarbeit geliefert hat.

Für die Vergleichung von Märchen fällt nach dem oben Bemerkten nicht so sehr die ethnologische oder sprachliche Verwandtschaft der Völker ins Gewicht, als ihre Berührungen in Folge geographischer Nähe oder historischer Ereignisse. Das ist der Grund, weshalb ich im Stande war, auf spezielle Uebereinstimmungen zwischen arabischen und sizilianischen Märchen hinzuweisen (Essays und Studien I. S. 186 ff.). Wenn man aber mit den finnischen Märchen zunächst estnische und lappische vergleichen will, so mag man das thun, dabei aber nicht an die Stammverwandtschaft der Völker, sondern an ihre geographische Verbreitung denken. Wie sehr bei den Lappen, diesem kümmerlichsten und poesieloseſten der finnischen Stämme, die Farben der Märchen verblaßt sind, sieht man zum Beispiel aus einer Vergleichung des Märchens „Die Tochter des Beivekönigs" bei Poestion S. 236 ff. mit unserer damit identischen Nr. 5. Von nicht verwandten Völkern haben natürlich vor allem die Schweden und Norweger und die Russen Anrecht darauf,

als die Märchenlieferanten für Finnland betrachtet zu werden, und damit tritt die finnische Märchendichtung in engen Zusammenhang mit der germanischen und slawischen überhaupt. Wir haben für diese an und für sich selbstverständliche Thatsache zum Ueberfluß ein bestimmtes Zeugniß. Im Jahre 1855 schrieb Lönnrot an Schiefner: „Als ich einen Finnen fragte, woher er so viele Märchen wisse, antwortete er mir: „Ich habe mehrere Jahre nach einander bald bei russischen, bald bei norwegischen Fischern am Eismeer Dienste gethan, und so oft der Sturm uns vom Fischfang abhielt, vertrieben wir uns die Zeit mit Märchen und Erzählungen. Dann und wann war mir ein Wort oder eine Stelle unverständlich, doch errieth ich den allgemeinen Inhalt aller Märchen, die ich nachmals mit selbsterfundenen Zusätzen daheim wiedererzählte". Diese Stelle ist nicht uninteressant für die Lehre von der Wanderung der Märchen und Sagen.

Eine Abtheilung des Schreck'schen Buches wird in dieser Beziehung besonderes Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen, nämlich die Thiermärchen. Wir lernen hier eine große Anzahl finnischer Märchen kennen, die sich um den Fuchs, den Wolf und den Bären als Hauptfiguren gruppiren, mit andern Worten Märchen des bekannten Reineke-Kreises. Man kennt die verschiedenen Ansichten, welche über das Verhältniß dieser Reineke-Märchen zu den literarischen Bearbeitungen der Thiersage, dem sogenannten Thierepos, aufgestellt worden sind, und wie sich in der Anschauung über Wesen und Ursprung des letzteren seit Jakob Grimm ein so bedeutender Umschwung vollzogen hat. Es ist hier nicht der Ort auf diese Frage ausführlich einzugehen; ich deute nur kurz die Ansicht an, welche ich mir über dieselbe gebildet habe. Thiermärchen, welche den Löwen und den Schakal zu Hauptfiguren

hatten, waren in Indien entstanden und hatten sich von dort, wahrscheinlich zugleich mit der lehrhaften Tendenz, die ihnen entweder ursprünglich anhaftete oder in sie hineingetragen worden war, nach dem Occident verbreitet. Die aesopischen Fabeln der Griechen sind aus solchen volksthümlichen Märchen gewissermaßen destillirt. Diese literarischen Fabeln gingen zunächst wesentlich durch Vermittelung der Römer zu den übrigen Völkern Westeuropas über und haben bekanntlich ungeheuer lange fortzeugende Kraft besessen. Daneben ist ein lebendiger Strom mündlicher Ueberlieferung anzunehmen, der die alten Volkserzählungen ebenfalls nach dem Abendlande trug. Seiner Bahn im einzelnen nachzuspüren wird vermuthlich für immer verlorene Mühe sein; hier gilt das Wort Liebrechts: „Ein Märchen, eine Erzählung u. s. w. findet Wege der Fortpflanzung, die sich oft durchaus allem näheren Nachweise entziehen". Es sind wesentlich außerhalb der Thiermärchen liegende Momente, die mich bestimmen, anzunehmen, daß für den Westen Europas Italien, für den Osten (zunächst also für die slawischen Völker) Byzanz die Vermittlerin gewesen ist; und es freut mich, in dieser schon früher von mir geäußerten Ansicht (Essays und Studien I. S. 227) mit dem mir erst später bekannt gewordenen Buche des russischen Gelehrten Kolmačewsky „Das Thierepos im Westen und bei den Slawen", Kasan 1882, zusammen zu treffen. Ziemlich früh hat man, zunächst in französischen Klöstern, diese Thiergeschichten theils einzeln, theils zu vielfach von einander abweichenden Gruppen zusammen geschlossen, literarisch verwerthet, auch hier wieder mit didaktischer, diesmal vorwiegend satirischer Tendenz. Das „Thierepos" ist also ein verhältnißmäßig sehr spätes Produkt gelehrter geistlicher Dichtung, das seine Frische und Ursprünglichkeit lediglich den zu Grunde

liegenden Volksmärchen zu danken hat. Diese, die ja ohnehin in dem „Epos“ nicht ohne Rest aufgingen, wurden daneben ruhig weiter erzählt und weiter verbreitet; zunächst wenigstens sind jene literarischen Thierdichtungen gewiß ohne jeden Einfluß auf das Volk geblieben. Wieweit ein solcher später, als der Reineke vielfach zum Volksbuch geworden war, anzunehmen sei, darüber wage ich kein Urtheil auszusprechen; ganz wird er kaum abzuleugnen sein, weiß doch J. Wolff in der Einleitung zu Haltrich's Siebenbürgisch-deutschen Thiermärchen sogar von einem aus Goethe's Reineke Fuchs stammenden Märchen zu berichten. Es scheint mir jedoch nicht nothwendig, da Einfluß der literarischen Gestaltungen auf die volksthümliche Version anzunehmen, wo, wie bei den Siebenbürger Sachsen und in unsern finnischen Märchen, solche Fuchsmärchen auch zu größeren Cyklen zusammengefaßt erscheinen. Das ist gelegentlich durch einen oder den andern besonders begabten Erzähler geschehen; im großen Ganzen laufen die Thiermärchen nur als einzelne Stücke um. Es ist dem Zusammenschweißen epischer Lieder zu epischen Cyklen und weiter der Verbindung mehrerer einzeln gesungenen Strophen zu längeren lyrischen Liedern zu vergleichen. Die selbständig erzählten oder gesungenen einzelnen Geschichten, Lieder und Strophen kommen immer daneben auch vor. Uebrigens will ich der Mahnung Wesselofsky's solche Märchencyklen mit den literarischen Bearbeitungen der Thiersage zu vergleichen durchaus nicht entgegen treten; soweit ich aber sehe, wird eine solche Vergleichung durchaus nur ein negatives Resultat ergeben.

Die estnische Sammlung von Kreutzwald-Löwe enthält keine Thiermärchen; wohl hat aber schon J. Grimm in seiner Einleitung zum Reinhart aus andrer Quelle estnische Thiermärchen benutzen können. Poestion's Ueber-

setzung lappischer Märchen wird durch einige Thiersagen eröffnet, von denen die beiden ersten ebenfalls bekannte Episoden des Reineke-Kreises enthalten und ebenfalls auf zyklische Märchenbildung bei den Lappen hindeuten.* Damit ist wohl die Nachricht zu verbinden, daß Gustav von Düben auf seinen Wanderungen durch die schwedischen Theile von Lappland ein langes Reineke-Fuchs-Gedicht hörte (Poestion S. 3); leider ist sonst nichts über dasselbe bekannt geworden. Herrn Kolmačevsky sind für seine Studie über das Thierepos die finnischen Thiermärchen unbekannt geblieben.

Die nicht dem Reineke-Kreise angehörigen Thiermärchen sind entweder kleine Geschichten, welche den Ursprung gewisser in die Augen fallender Eigenthümlichkeiten der Thiere erklären sollen (so unsere Nr. 6) oder kleine

* Beide enthalten die bekannte Erzählung, wie der Fuchs sich tot stellt, von einem Bauern auf den Wagen geladen wird und die Fische von demselben stiehlt. Daran reiht sich hier, wie anderwärts, die Erzählung vom Fischfang des Wolfes (hier Bären), bei dem dieses der Schweif einfriert. Beide Märchen finden sich in unserer finnischen Sammlung nicht. Wohl aber ein drittes, welches in Nr. 2 der lappischen Märchen mit jenen beiden kontaminirt ist. Fuchs und Bär dreschen zusammen, bei der Theilung weist der Fuchs dem Bären, der mehr gearbeitet habe, den größeren Haufen zu und dieser bekommt so die Spreu. „Wie kommt es denn, fragt der Bär, daß es in deinem Munde brisk brask lautet, wenn du kaust, in meinem aber nur slisk slask?" „Das kommt natürlich daher, daß ich so viel Sand und kleine Steinchen in meinem Haufen habe, das knirscht so, wenn ich esse", antwortete der Fuchs. Das entspricht dem 9. Abenteuer des finnischen Reineke-Cyklus. Felix Liebrecht äußert sich über jene lappische Geschichte vom Fuchs und den Fischen (Germania XV, 161), „sie brauche nicht eigentlich entliehen zu sein, da sie sich ja selbst unter den Hottentotten wiederfindet". Natürlich ist sie bei den Hottentotten ebenfalls entliehen. Sie steht bei Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 13.

Schwänke. Das sind die beiden Gebiete, wo der Erfindungskraft der einzelnen Völker der weiteste Spielraum gelassen ist. Doch wird man z. B. in Nr. 12 (der Kaulbarsch und der Lachs) die bekannte Erzählung vom Wettlauf des Hasen und des Swinegels wiedererkennen. Die Fische, welche Meer und Landseen Finnlands in so großer Anzahl bieten, spielen überhaupt in der Poesie der Finnen wie der Lappen eine hervorragende Rolle; auch in Lappland wird der betreffende Scherz vom Lachs und Pottfisch erzählt (Poestion S. 23). Zielinski hat in seiner Abhandlung über die attische Märchenkomödie wahrscheinlich zu machen gesucht, daß auch im altgriechischen Volksmärchen die Fische einen bedeutenderen Platz einnahmen als bei uns; was ja an und für sich durchaus nicht unwahrscheinlich ist. Ich bin sonst weit davon entfernt den zum Theil an allzu dünnen Fäden hängenden Konstruktionen des Verfassers überall beizustimmen. Es ist aber erfreulich, daß man doch die Aufgabe nicht aus den Augen verliert den Spuren von Volksmärchen in der antiken Literatur nachzugehen. Von Friedländer und Rohde sind in dieser Hinsicht bereits werthvolle Andeutungen gemacht worden; und wir dürfen noch mehr wahrscheinlich von Eduard Zarncke erwarten, der in seiner Untersuchung über das in den plautinischen Miles gloriosus eingewebte Märchen ein vortreffliches Muster für solche Arbeiten gegeben hat.

Ich will bei dieser Gelegenheit auf ein finnisches Oedipus-Märchen hinweisen, das im zweiten Hefte der Rudbeck'schen Sammlung steht. Es ist von der Uebersetzerin nicht mit aufgenommen worden, findet sich aber in Erman's Archiv XVII 14 ff. Sein Inhalt ist folgender: Zwei weise Männer übernachten auf einem Bauernhofe. Dort war eben ein Schaf im Lammen begriffen

und die Frau in Kindesnöthen. Sie ſtehen beiden bei, weiſſagen aber zugleich, das Lamm werde von einem Wolfe gefreſſen werden und der Knabe werde ſeinen Vater töten und ſeine Mutter heiraten. Das Lamm wird bei einem Feſtmahl geſchlachtet, aber eben als man es nach der Suppe auf den Tiſch bringen will, ſieht man, wie ein Wolf die letzten Biſſen verſchlingt. Nun will der Vater das Kind töten, aber auf der Mutter Bitten wird es auf ein Brett gebunden und ins Meer geworfen; doch hat es bereits eine kleine Meſſerwunde an der Bruſt davon getragen. Das Knäblein wird an den Strand getrieben und von dem Abte eines Kloſters erzogen. Erwachſen, macht ſich der Burſche auf die Wanderſchaft und tritt als Knecht auf einem Bauernhofe ein. Er bekommt ein Rübenfeld zu hüten und erſchießt den Hausherrn, der ſelbſt bei Nacht kommt, um ſich eine Schürze voll Rüben zu holen. Nach einiger Zeit nimmt die Wittwe den Knecht zum Ehegatten; bei gemeinſamem Baden entdeckt ſie an der Narbe auf der Bruſt, daß er ihr Sohn ſei. Voll Verzweiflung macht ſich der Unglückliche auf den Weg, um von den Schriftkundigen zu erfahren, ob Sohn und Mutter Vergebung finden könnten. Zwei Mönche, die ihm verneinend antworten, erſchlägt er; von einem dritten erfährt er, ihnen würde vergeben werden, wenn er Waſſer aus einem Felſen hervorgraben und ein auf dem Schooße ſeiner Mutter ruhendes Schaf weiß werden würde. Beides geſchieht, als er eines Tages einen Rechtsverdreher ſo vor die Stirn ſchlägt, daß er tot niederfällt.

Poeſtion's lappiſche Märchen enthalten zwei Verſionen der Polyphemſage. Die eine derſelben (S. 122 ff.) ſtimmt ſehr genau zu der homeriſchen Darſtellung: der Lappe, der mit ſeinen Gefährten in die Höhle des Rieſen gerathen iſt, blendet ihn mit geſchmolzenem Blei, das er ihm ſtatt

einer Augenſalbe in die Augen gießt, gibt ihm als ſeinen Namen „Garniemand“ an und rettet ſich ſammt den Andern in den Häuten geſchlachteter Böcke aus der Höhle. Die andre hat nur einen Zug bewahrt (S. 72): ein Lappe kommt in die Hütte einer Hexe, gibt ihr als ſeinen Namen „Selbſt“ an und verbrennt ihr das Geſicht mit kochendem Waſſer. Als ihre Genoſſen ſie um den Grund ihres Wehgeſchreies fragen, antwortet ſie: „Selbſt mich verbrannte!“

Es iſt eine hübſche und dankbare Aufgabe, deren Löſung nicht mehr allzu lange hinausgeſchoben werden ſollte, die Volksmärchen auszuſchälen, die in die homeriſchen Gedichte Eingang gefunden haben. Hierfür wird die Vergleichung der Kalevala mit finniſchen und verwandten Märchen eine lehrreiche Parallele bieten. Schiefner hat nach dem Erſcheinen der beiden erſten Hefte der Rudbeck'ſchen Sammlung eine ſehr inhaltreiche Anzeige derſelben geſchrieben, in welcher er beſonders dieſer Seite des Gegenſtandes gerecht geworden iſt. Ein Aufſatz Schiefner's in Erman's Archiv (XXII 608 ff.) bringt Nachträge zu dieſer Abhandlung. Hier wird auch die gewiß richtige Beobachtung ausgeſprochen, daß „gewiſſe weſentliche Erſcheinungen in Kalevala erſt den Märchenzyklen ihr Daſein verdankten“. Das ſcheint mir unzweifelhaft von einigen Zügen der Epiſode von dem ſchon als Kind übermäßig ſtarken Kullervo, der z. B. (in der 33. Rune) ebenſo Bären und Wölfe ſtatt der Heerde nach Hauſe treibt, wie in unſerm dritten Märchen Mikko Mieheläinen die wilden Tiere an ſeinen Schlitten ſpannt und wie in einem ruſſiſchen Märchen Iwaſchko Bärenohr einen Bären nach Hauſe treibt und in die Hürde ſperrt. Im allgemeinen wird ſich allerdings, da es ſich ja bloß um zwei verſchiedene Seiten der Volksdichtung handelt, eine Wechſelwirkung zwiſchen Epos und

Märchen nicht ableugnen lassen, und die Grenzbestimmung des beiderseitigen Einflusses wird nicht immer leicht sein. Gleich dasjenige Märchen, welches unsere Sammlung eröffnet, „Die Brautfahrt des Schmiedes Ilmarinen", ist aus Zügen der Kalevala zusammengesetzt. Die beiden im Märchen nicht näher bezeichneten Freier, die mit Ilmarinen zusammen auftreten, sind natürlich Niemand anders als Väinämöinen und Lemminkäinen. Die Vorbereitungen Ilmarinens zur Brautfahrt stimmen sehr genau zu der Erzählung in der achtzehnten Rune des Epos: dort heizt ihm die Schwester Annikki (im Märchen die Mutter) zuerst die Badestube, bringt ihm dann Leinenhemd, Unterkleider und Strümpfe, und der Knecht spannt dann das schnelle Füllen vor den buntgeschmückten Schlitten (Vers 383 ff.). Wie in unserm Märchen, bekommt im Epos Ilmarinen drei Aufgaben (19. Rune); die erste derselben, das Umpflügen des Schlangenfeldes, ist dem Epos und dem Märchen gemeinsam.* Die beiden andern Aufgaben stimmen nicht überein; doch läßt sich für die dritte, wo Ukko Untamo Ilmarinen verschluckt und dieser in seinem Magen sich eine Schmiede einrichtet, an die 17. Rune der Kalevala anknüpfen, wo Väinämöien von Vipunen verschluckt wird und ihn durch Hämmern und Schmieden in seinem Leibe so lange quält, bis er ihm seine ganze Weisheit vorsingt. Im Epos wird Ilmarinen's Frau von Kullervo's wilden Tieren zerrissen; er schmiedet sich dann aus Gold und Silber eine andere Frau (Pygmalion!); als er am Morgen, nachdem er bei ihr geruht, erwachte, war die der Jungfrau zugewandte Seite kalt. Nach diesem verunglückten Versuche raubt er aus Nordland die jüngere Schwester seiner ersten Frau, die ihn unterwegs beschimpft und da-

* Der Zug, daß die Jungfrau selbst dem Helden mit ihrem Rathe beisteht, — wie in der Medeasage —, findet sich nur im Epos.

für von ihm aus Zorn in eine Möwe verwandelt wird (37. und 38. Rune). Beide Züge enthält auch unser Märchen, aber in umgekehrter Reihenfolge; hier wird die erste Frau, die sich Ilmarinen durch Verwandlungen dreimal entziehen will, in eine Möwe verwandelt, schließlich aber, als das Experiment mit der kupfernen Frau mißlungen ist, wieder zum Weibe gemacht.

Ich will diese Bemerkungen nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß die finnische Literaturgesellschaft neuerdings sich wieder in hervorragender Weise der Sammlung der Volksüberlieferungen zugewendet hat. Ich kann darüber aus einem in der französischen Zeitschrift „Mélusine" abgedruckten Briefe von Hrn. Eliel Aspelin und aus einem Briefe von Hrn. J. Krohn das Folgende mittheilen. In alle Theile des Landes sind in den letzten zehn Jahren Sammler geschickt worden, die sich besonders des neuen Hilfsmittels der Stenographie für ihre Aufzeichnungen bedienen konnten. So haben die Herren Borenius, Genetz u. A. eine große Menge Varianten zum Nationalepos gesammelt, deren Redaktion den Herren J. Krohn und Borenius anvertraut worden ist. Der erstere hat auch eine umfassende historisch-ästhetische Studie über das Epos zu veröffentlichen begonnen. Herr Aspelin besorgt eine neue Ausgabe der Sprichwörter, die seit Lönnrot von etwa 7700 auf 10000 bis 11000 gestiegen sind. Herr Porkka hat eine ungemein interessante Sammlung von „Thränenliedern", von denen sich bei Lönnrot nur wenig Proben fanden, vorbereitet. Viele lyrische Gedichte, Zauberlieder, Zauberformeln aus dem wenig civilisirten Nord-Osten des Landes sind zusammengebracht; Borenius hat auch Melodien epischer Lieder aufgezeichnet. Auf Märchenjagd gingen unter Andern die Herren Sjoeros, Mustakallio und Karl

Krohn aus; besonders der letztere hat von seinen fünf in den Jahren 1881—1885 unternommenen Reisen ein sehr reiches Material heimgebracht, dem die paar nicht aus Rudbeck stammenden Thiermärchen unserer Sammlung entnommen sind; er hat sie noch vor der finnischen Veröffentlichung der Uebersetzerin freundlichst zur Verfügung gestellt. Dieselbe soll mit den Thiermärchen beginnen, welche nächstes Jahr, etwa 20 Bogen stark, erscheinen werden.

Eine Stelle aus dem Briefe von Hrn. J. Krohn kann ich mir nicht versagen hier abzuschreiben: „Außer den eigens auf Kosten der Gesellschaft durch herumreisende Sammler veranstalteten Sammlungen hat man bekannt gemacht, daß für eingesandte Sammlungen, wenn sie gewisse vorgeschriebene Regeln erfüllen (genaues Angeben des Fundortes, des Erzählers u. s. w.), Preise je nach dem Umfange und Werthe des Manuskripts ausgezahlt werden, in den meisten Fällen in von der Literaturgesellschaft herausgegebenen Büchern bestehend, ausnahmsweise auch in Geld. Dieser Aufruf hat eine wahre Sündflut von Zusendungen zu Wege gebracht. Volksschullehrer, Schüler der gelehrten Schulen, Bauern, Frauen, selbst Tagelöhner schicken unaufhörlich größere und kleinere Sammlungen, jeder aus seiner nächsten Heimat. Natürlich ist nicht Alles von gleichem Werthe, aber der größte Theil doch verwendbar. Ich führe dies an, weil es mir scheint, als hätte man in den größeren Kulturländern nicht genug verstanden, auch das Volk für wissenschaftliche Zwecke zu interessiren. Bei uns wird in derselben Art auch vielfach für Alterthumskunde und vaterländische Geschichte mit gemeinschaftlichen Kräften gearbeitet."

XIII.

Das Räuberweſen auf der Balkan-Halbinſel.

(1891.)

Der freche Räuberangriff, welchem vor kurzem einige Reiſende des Orientzuges auf der Strecke zwiſchen Konſtantinopel und Adrianopel zum Opfer gefallen ſind, hat in noch höherem Grade, als die vor einigen Jahren erfolgte Wegſchleppung zweier Eiſenbahnbeamten bei Belovo, allgemeine Aufmerkſamkeit erregt und die Spannung des Zeitungen leſenden Publikums aller Länder durch länger als eine Woche wach gehalten. Die Gefangenen, jetzt längſt den Ihrigen wiedergegeben, ſind mit der ausgeſtandenen Angſt und den Mühſeligkeiten unfreiwilliger Fußwanderungen im rumeliſchen Gebirge davongekommen, und werden vielleicht bald auf dieſe Epiſode als auf ein nicht ganz unintereſſantes Abenteuer zurückblicken; die türkiſche Regierung, um das nicht unbeträchtliche Löſegeld ärmer, hat ſich beeilt, die Verfolgung der Räuberbande einzuleiten und hat in Bezug auf die Herſtellung der Sicherheit in ihren Provinzen die ſchönſten Verſprechungen gemacht. Die Räuber werden vermuthlich niemals eingefangen werden, und es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß man in ſpäteren Jahren Herrn Athanaſios einmal als türkiſchen Würdenträger hoch zu Roß auf der Brücke begegnet,

welche Galata mit Stambul verbindet. Die Sicherheitsvorkehrungen werden einſchlafen, und es wird vorläufig alles ſo bleiben, wie es iſt und wie es in dieſen Ländern war, ſeit wir hiſtoriſche Kunde von ihnen haben.

Mich hat jenes bemerkenswerthe Ereigniß veranlaßt, Aufzeichnungen durchzublättern, die ich mir bei meinen ſprachwiſſenſchaftlichen und kulturgeſchichtlichen Studien über die Balkanhalbinſel gemacht habe, und es ſchien mir der Mühe werth, einiges aus denſelben zuſammenzuſtellen und zu verſuchen, ob ſich daraus eine flüchtige Skizze gewinnen ließe, die vielleicht einen andern zu genauerer Ausführung anregt. Es zeigt ſich dabei, daß auch in dieſem Punkte die Verhältniſſe im Orient von derſelben Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit ſind, die man auf anderen Gebieten beobachtet hat, und daß ſie weder durch den Wandel politiſcher Geſchicke, noch, was in dieſen Ländern viel wichtiger iſt, durch den Wechſel der Religionen in ihren weſentlichen Zügen beeinflußt worden ſind.

In der gedankenreichen Einleitung zu ſeinem Geſchichtswerke hat Thukydides von der Stellung geſprochen, welche in den älteſten hiſtoriſch erkennbaren Zuſtänden Griechenlands das Seeräuberweſen einnahm. In ſeiner Schilderung, welche hervorhebt, wie der Seeraub durchaus nicht als etwas ſchimpfliches gegolten habe, erkennt man leicht Züge aus dem Wikingerthum des germaniſchen Nordens wieder. Er war ein Gewerbe, wie andere auch, geachteter vielleicht, weil man dem zu ſeiner Ausübung nothwendigen perſönlichen Muthe die Anerkennung nicht verſagte. Es iſt oft genug darauf hingewieſen worden, wie bei Homer Fremde, die zu Schiffe gekommen ſind, gefragt werden, ob ſie Handelsleute ſeien oder als Seeräuber über die Flut dahinfahren. Man rechnete durchaus mit dieſen Verhältniſſen: man legte die Städte in

einiger Entfernung vom Meere an, ummauerte ſie, und die allgemeine Sitte des Waffentragens leitet der Hiſtoriker aus ſolcher Unſicherheit der Zuſtände ab. Es iſt ein Stück Prähiſtorie, das da in die geſchichtliche Zeit hineinragt, ein Ueberbleibſel aus jener Zeit, wo der nicht zum Stamme gehörige, der Fremde, lediglich der Feind (hostis) war, bevor er zum Gaſtfreund (gothiſch gasts, ſlaviſch gostĭ) wurde. Nun bemerkt Thukydides an jener Stelle, daß zu ſeiner Zeit, wo der Seeraub unterdrückt war, der Landraub in manchen Gegenden noch in voller Blüthe ſtand, und er nennt als ſolche die Gebiete der ozoliſchen Lokrer, der Aetolier und Akarnanen, ſowie das anſtoßende Epirus — alſo Landſchaften, welche bis in die jüngſte Zeit ein Hauptſitz griechiſchen und türkiſchen Räuberthums geweſen ſind. Von den Epiroten nördlich wohnten die Illyrier, die Vorfahren der heutigen Albaneſen; von ihnen berichtet ein allerdings viel ſpäterer Zeuge, ein Erklärer zu einer Stelle in den „Vögeln" des Ariſtophanes (Vers 425), ſie trieben keinen Landbau, ſondern lebten blos von Räuberei. Nicht anders war es in Thrakien. Hier gehörte die Palme des Räuberweſens dem Stamme der Beſſen, die im Rhodopegebirge wohnten, welches noch heute mit ſeinen rauhen und unwirthlichen Klüften und Schluchten den ſchützenden Rückhalt aller Art von Banditen bildet. Der Geograph Strabon, welcher unter Kaiſer Auguſtus lebte, weiß allen den Völkern, welche zwiſchen dem Balkan, der Donau und dem ſchwarzen Meere lebten, nichts Gutes nachzuſagen; Alle, berichtet er, ſind im höchſten Grade Räubervölker, die Beſſen aber werden ſelbſt von den übrigen Räubern als Räuber bezeichnet (VII. 318). Das Volk der Beſſen exiſtirte noch am Ende des vierten nachchriſtlichen Jahrhunderts; in dieſer Zeit wurden ſie von dem Biſchof Nikolaus von

Remesiana in Dakien zum Christenthum bekehrt. Der Apostel der Bessen hat in dem heiligen Paulinus von Nola einen dichterischen Verherrlicher seiner Wirksamkeit gefunden; und in einem seiner Hymnen schildert dieser mit nicht üblem Schwunge, wie die früher unbetretbaren und blutbefleckten Berge jetzt den Mönchen Schutz bieten, in welche sich die Räuber verwandelt haben, und wie in den Höhlen, in denen der Wegelagerer lebte, jetzt der Gerechte sich birgt (Carm. 30).

Man darf wohl annehmen, daß mit der Bekehrung der Bessen zum Christenthum die Romanisirung der nördlichen Balkanhalbinsel zum Abschluß gebracht war. Es folgen dann dunkle Jahrhunderte, in denen unter dem Einflusse stammfremder Völker, die von Norden her einbrachen, eine Umgestaltung des ethnographischen Charakters dieser Gegenden vor sich ging. Nur die Albanesen, die sich einer völligen Romanisirung schließlich erwehrt hatten, vermochten auch der Slawisirung zu widerstehen, deren Endprodukt das noch heute südlich von der Donau wohnende serbische und bulgarische Bevölkerungselement ist. Durch Slawen und Albanesen hingesprengt und bis nach Griechenland hinein sich erstreckend, fristen noch heute Reste der romanisirten Thraker ihre Existenz, die unter dem Namen der makedonischen Rumänen oder Wlachen bekannt sind. Es ist bezeichnend, daß die erste bekannte Erwähnung derselben in der Geschichte mit einer Räuberthat verknüpft ist. Der bulgarische Bojar David, einer von vier Brüdern, welche einen Aufstand der Bulgaren gegen die Byzantiner leiteten, wurde nach dem Berichte des Geschichtschreibers Kedrenos (2,435) auf dem Wege zwischen Kastoria und Prespa von einigen „wlachischen Wanderern" erschlagen; und es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß Wanderer nur ein euphemistischer Ausdruck

für Räuber iſt. Das war am Ausgange des zehnten Jahrhunderts; im zwölften nennt der jüdiſche Reiſende Benjamin von Tudela in ſeinem Tagebuche die Wlachen in Theſſalien und ſchildert, wie ſie behend wie die Ziegen von den Bergen herunter klettern um zu rauben, und wie niemand ihrer Herr werden könne (The itinerary of Benjamin de Tudela, edited by Asher, London 1840, S. 48). Gewiß waren dieſe Wlachen ſchon damals, wie heute, Wanderhirten, welche, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, zu Räubern wurden; bis in die jüngſte Zeit haben ſich die Räuberbanden an der türkiſch-griechiſchen Grenze aus ſolchen wlachiſchen Hirten Zuzug geſchafft.

Nur um weniges ſpäter, als die Rumänen der Balkanhalbinſel ihren wenig rühmlichen Einzug in die Geſchichte halten, begegnen wir auch der Erwähnung bulgariſcher Räuber. In einem Berichte über die Geſandtſchaftsreiſe des Biſchofs Lietbert im Jahre 1054 (Monumenta Germaniae VII, 535) heißt es: Nun betrat er die ungeheure Einöde, welche bulgariſche Wüſte heißt und welche von Räubern ſcythiſcher (!) Abſtammung bewohnt wird. Dieſe leben wie wilde Thiere, ohne Geſetze und ohne Städte; ſie bringen den Tag unter freiem Himmel zu, ſchlafen dort, wo die Nacht ſie überraſcht, lauern den Vorüberziehenden auf, ermorden, was ihnen in den Weg kommt, und plündern alles aus. Und um das Jahr 1306 begegnet uns in dem Geſchichtswerke des Byzantiners Pachymeres bereits einer jener Bandenführer, ein Hirt, Namens Iwan, der einen lange dauernden Guerillakrieg gegen die Türken leitete, ein Vorbild jener zahlreichen Haiduken- und Kleftenkapitäne, welche der nationale Hintergrund ihrer Thätigkeit zu ſagenumwobenen Helden zahlreicher Volkslieder bei Slawen und Griechen gemacht hat.

Zu dieſen Notizen, welche das Vorhandenſein des

Räuberweſens in allen Theilen der Balkanhalbinſel von den älteſten Zeiten bis gegen den Ausgang des ſogenannten Mittelalters hin beweiſen, läßt ſich nun einiges hinzufügen, was die allgemeinen Umriſſe des Bildes mit etwas mehr Leben füllt. Zwei Schriftſteller des zweiten nachchriſtlichen Jahrhunderts, der ſyriſche Grieche Lukianos und der afrikaniſche Römer Appulejus, haben in zwei ihrer Schriften, die wahrſcheinlich auf eine gemeinſame Quelle zurückgehen, uns anſchauliche Schilderungen aus dem Räuberleben Theſſaliens hinterlaſſen, welche zeigen, daß ſich daſſelbe damals in weſentlich denſelben Formen bewegte wie noch heute. Der Held von Lukian's kleinem Roman „Lukios oder der Eſel" kommt auf einer Geſchäftsreiſe nach Theſſalien, dem klaſſiſchen Lande des Hexen- und Geſpenſterſpuks, und wird im Verlaufe ſeiner neugierigen Beſtrebungen, näheren Einblick in das Hexenweſen zu gewinnen, durch ein unglückliches Mißgeſchick in einen Eſel verwandelt. Noch bevor es gelungen iſt, die Verzauberung wieder zu löſen, brechen bei Nacht Räuber in das Haus ein, binden den Hausherrn und die Diener in ihren Betten, räumen alles bewegliche Gut im Hauſe aus und führen ſchließlich das Pferd des jungen Reiſenden, ihn ſelbſt in Eſelsgeſtalt und einen wirklichen Eſel mit fort. Dann geht es in die Berge; auf den ſpitzen Steinen der rauhen Pfade ſtrauchelt der ſolcher Strapazen ungewohnte menſchliche Eſel oft genug, aber Fallen wurde hier wie ein Verbrechen behandelt, und es war gleich einer da, der ihm mit einem tüchtigen Prügel wieder auf die Beine half. Nicht einmal zu ſchreien wurde ihm geſtattet, weil das die Räuber verrathen konnte. So ging es die Nacht hindurch fort. Am nächſten Mittag kehrten ſie in einem abgelegenen Meierhof ein, deſſen Bewohner offenbar gute Bekannte der Räuber waren; denn ſie begrüßten einander

mit Küſſen, und die Leute im Hofe luden zur Einkehr und zum Imbiß ein. Am Abend wird der gewöhnliche Zufluchtsort der Räuber erreicht und die geraubten Gegenſtände werden dort verſteckt; bald kommt ein anderer Trupp an, der die Beute eines in der Gegend ausgeführten Raubzuges mitbringt. Am nächſten Tage zieht die ganze Bande zu einer neuen Unternehmung aus, von der ein ſchönes junges Mädchen als Geißel heimgebracht wird. Ein als Kundſchafter ausgeſandter Genoſſe kommt und zeigt an, es werde bald ein Reiſender die Gegend paſſiren, der große Reichthümer bei ſich habe. Die Räuber lauern ihm auf und ermorden ihn ſammt ſeinem Bedienten; ſeine Habe wird im Walde verſteckt. Unterdeſſen hatte der Bräutigam des jungen Mädchens, das wegen eines Fluchtverſuchs bereits zu einem grauſamen Tode verurtheilt worden war, den Schlupfwinkel der Bande entdeckt, er wird eines Morgens von einem Trupp Soldaten umzingelt und die Räuber werden gefeſſelt zum Statthalter der Provinz geführt.

Die weiteren Schickſale des in einen Eſel verwandelten Lukios bis zu ſeiner endlichen Entzauberung intereſſiren uns hier nicht. Es iſt ohne weiteres klar, daß die hier geſchilderten Züge des theſſaliſchen Räuberlebens auf wirklicher Beobachtung, ſei es Lukians, ſei es ſeiner ſonſt nicht weiter bekannten Quelle, beruhen. Auch die breite und in unangenehmer Weiſe aufgeputzte Bearbeitung deſſelben Stoffes durch den etwa gleichzeitigen Appulejus hat dieſelben nicht zu verwiſchen vermocht. Manche Zuſätze ergänzen ſogar das lukian'ſche Bild in durchaus authentiſcher Weiſe. So tröſten ſich die Räuber über den Tod eines ihrer Führer mit der Ausſicht, daß ſein Andenken gleich dem berühmter Könige und Feldherrn auf die Nachwelt kommen werde — was in der That bei vielen der ſpäte-

ren Bandenführer der Fall gewesen ist. Ein der Wirklichkeit abgelauschter Zug ist es auch, wenn die Räuber sich bei dem von ihnen in die Berge geschleppten Mädchen förmlich entschuldigen; nur die Armuth habe sie ihrem Gewerbe in die Arme getrieben, Leben und Ehre der Jungfrau seien sicher, denn ihre Eltern würden nicht zögern ein entsprechendes Lösegeld zu senden. Einer aus der Bande hat auf eigene Hand einige gewinnbringende Unternehmungen ausgeführt; den Ertrag bringt er aber „als ehrlicher Kerl" zur gemeinsamen Kasse. Im Allgemeinen freilich sind die Ausmalungen des afrikanischen Rhetors in dem Stile gehalten, der sich in den Deklamationen und Kontroversen der rhetorischen Schulen für die Idealisirung des Land- und Seeräuberthums längst ausgebildet hatte. Sie war von der Wirklichkeit gerade so weit entfernt, wie die Fra Diavola und Zampa unserer Opernbühne. Die falsche Räuberromantik, welche in der erzählenden Literatur bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden ist, hat im griechischen Alterthum ihre Wurzeln, und die ganze Reihe der spätgriechischen und byzantinischen Romane, in welchen es ohne die umständliche Staffage aller möglichen Räuber zu Land und zu Wasser niemals abgeht, ist davon durchsetzt. Auch der edle, menschenfreundliche Räuber ist damals bereits erfunden und unter anderen in dem Hippothoos der „Ephesischen Geschichten" des Xenophon von Ephesos vorbildlich gezeichnet worden.

Es war weder der römischen noch der byzantinischen Herrschaft gelungen, das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel auszurotten; es mußte nach der türkischen Eroberung begreiflicher Weise noch üppiger in die Halme schießen, wo nun zu den Motiven, welche bis dahin so viele diesem Handwerke zugeführt hatten, noch der Haß der Slawen und der Griechen gegen die andersgläubigen

Unterdrücker kam. Seitdem wird das Räuberwesen vielfach in enge Verbindung mit nationalen Erhebungen gesetzt; seitdem ist es in den Augen des Volkes mit dem Glanzschimmer volksthümlichen Heldenthums umwoben, welcher den Klesten- und Haidukenliedern, so gering auch häufig ihr poetischer Werth ist, eine nicht geringe kulturhistorische Bedeutung giebt. Die ersten kräftigen Sultane mögen das Räuberthum nach Möglichkeit unterdrückt haben; wenigstens hat der bekannte Busbek, der auf seiner Gesandtschaftsreise in der Mitte des 16. Jahrhunderts zwischen Sofia und Philippopel das Hauptgebiet der Haidukenstreifereien durchreiste, dort von keinerlei Gefahren berichtet; und er war ein vielseitiger und aufmerksamer Beobachter orientalischer Zustände. Schon hundert Jahre später ist es anders. Im Mai 1665 zog der englische Botschaftssekretär Paul Rycaut auf der Rückreise dieselbe Straße; auf dem Wege nach Sofia passirte er den Balkan bei Derwend Kapusi. „Der Aufstieg ist hier rauh, erzählt er, steil und bequem für Räuber, welche dort solche Höhlen und anderweitige Zufluchtsstätten besitzen, daß sie sehr beträchtliche, gegen sie ausgesandte Streitkräfte in Schach halten können. Auf der Spitze dieser Höhe ist ein bulgarisches Dorf. Geht man von da nach der andern Seite wieder thalwärts, so kommt man durch einen sehr engen Hohlweg mit hohen Bergen und Wäldern zu beiden Seiten, welcher zwei Stunden lang ist und einen dunklen und beängstigenden Durchgang bietet. Diese Stelle wird von Haiduts oder Haiduken, wie sie genannt werden, aus Siebenbürgen, der Moldau, Ungarn und andern Ländern in großer Zahl besucht, welche, sich die Wälder zu Nutze machend, gegen die stärksten Karavanen Salven abgeben oder an besonders engen Stellen Steine vom Gebirge hinunterrollen und damit ebensoviel Unheil an-

richten, als wenn es Kanonenkugeln wären. Wie man mir mittheilte, haben in einem solchen Engpasse nur 18 Räuber mehr als 350 Kaufleute, die sich zu gegenseitigem Schutze zusammen gethan hatten, sammt und sonders umgebracht, so daß ihre sämmtlichen Güter den Räubern in die Hände fielen."

Der Bericht des englischen Botschaftssekretärs enthält die nicht zu bezweifelnde Mittheilung, daß die bulgarischen Räuberbanden wenigstens zum großen Theile durch allerlei Zuzügler aus den jenseits der Donau gelegenen Landschaften verstärkt waren, die ja damals noch unter der Botmäßigkeit der Pforte standen. Dahin weist auch das türkische Wort Hajdud, welches im Serbischen als Hajduk, im Bulgarischen als Ajdut oder Ajdutin einen Räuber bezeichnet, im Türkischen selbst aber ursprünglich zur Benennung des leichten ungarischen Infanteristen gebraucht wurde. Der oben genannte Busbek wurde durch die Kunde von den südungarischen Haidones, wie er sie nennt, „Kriegern aus dem Hirtenstande und zugleich Räubern", veranlaßt, seine Reise von Ofen nach Belgrad auf der Donau zu machen. Es mochten ursprünglich Hirten sein, welche der Adel gegen die Türken bewaffnet hatte und die von Guerillakriegern zu Räubern herunterfanken, nachdem ihre ursprüngliche Aufgabe erledigt war.

Statt weitere Auszüge aus neueren Reiseberichten zusammen zu tragen, will ich lieber auf zwei Schriften verweisen, welche das moderne Räuberwesen in Bulgarien in ausführlicher Weise schildern. Die eine stammt von zwei Engländern, Saint Clair nnd Brophy, welche ihren dreijährigen Aufenthalt in der Nähe von Varna in ihrem Buche „A residence in Bulgaria" (London 1869) beschrieben und darin dem Brigantenwesen eine besondere Studie in dem Kapitel „Brigandage in the Balkan" gewidmet haben. Ihre Angaben werden durch ein sehr

werthvolles Dokument ergänzt und zum Theil berichtigt, durch die Selbstbiographie eines Haidukenführers, eines gewissen Panajot Hitow, die im Jahre 1872 zu Bukarest in bulgarischer Sprache erschienen und von Georg Rosen (Die Balkan-Haiduken, Leipzig 1878) mit einer werthvollen Einleitung in's Deutsche übersetzt worden ist. Wir lernen hier drei Klassen von Räubern kennen, den Balkan-Tschelebi, den Chyrsyz und den Haiduken. Der Balkan-Tschelebi, d. h. der Edle vom Walde, ist von den beiden Engländern, die ihre Erkundigungen vorwiegend aus türkischen Quellen schöpften, mit besonderer Vorliebe und nicht ohne Parteilichkeit geschildert. Er stammt gewöhnlich aus guter türkischer Familie und ist durch irgend eine Ungerechtigkeit der Behörden zum Raubritter geworden. Er plündert vorzüglich reiche Armenier oder Griechen aus, meist allein, zur Schußwaffe nur dann greifend, wenn man sie gegen ihn anwendet. Ihm scheinen wirklich Züge ausgleichender Gerechtigkeit nicht fremd, wie sie die Räuberromantik kennt; so hatte z. B. einmal ein Steuereintreiber einem Bauern 500 Piaster zu viel abgenommen, der Balkan-Tschelebi lauerte dem Sünder auf, nahm ihm den Betrag ab und stellte ihn ohne Abzug dem Betrogenen zurück. Mit den Jahren zieht er sich als ehrlicher Mann in sein Dorf zurück und zeichnet sich wirklich meist durch eine makellose Redlichkeit aus. Der Chyrsyz entspricht dem gewöhnlichen Briganten, wie er auch in anderen Ländern vorkommt; der Haiduk ist der Bandit mit nationaler Färbung, eine Spezialität des Balkan. Diese Banden bestehen aus Bulgaren gemischt mit Griechen, Albanesen und Wlachen. Seit der Errichtung des bulgarischen Fürstenthums haben auch die türkischen Räuber den Kampf gegen die Regierung der Ungläubigen in ihr Programm aufgenommen. Aber diese politische Färbung,

hindert weder die einen noch die andern sich gelegentlich an ihren eigenen Volks- und Glaubensgenossen zu vergreifen.

Es ist kein Zweifel, daß das Handwerk eines Balkanräubers ganze Männer erfordert. Es müssen stahlharte Gesellen sein, an Frost und Hitze, an Hunger und Durst gewöhnt, die vor den beschwerlichsten Märschen nicht zurückschrecken, mit der elendesten Kost und dem härtesten Lager auf steinigem Boden vorlieb nehmen. Besonders das Ueberwintern an den eisigen Abhängen des ganz von Menschen verlassenen Gebirges ist eine furchtbare Probe auf die Widerstandsfähigkeit dieser Leute. Die Banden haben eine feste Organisation; ihr erster Führer hat den Titel Wojwode (Herzog), der zweite heißt Bairaktar (Fahnenträger). Der Wojwode trägt die ganze Verantwortlichkeit; er sorgt für Waffen und Munition, er wählt die Aufenthaltsplätze und leitet die Unternehmungen. Das Gewerbe gedeiht am besten an einer für die Geschäftswelt nothwendigen Straße; in der Nähe müssen wohlwollend gesinnte Ortschaften sein, wo man die nöthigen Lebensmittel bekommen und Erkundigungen einziehen kann; ein verhältnißmäßig sicherer Zufluchtsort muß sich in der Nähe befinden und die Möglichkeit eines raschen Rückzuges muß geboten sein. Der Bairaktar führt die Kasse und vertheilt die Beute; nach einem Haidukenliede bemächtigen sich zwölf Haiduken einer Geldsendung der Regierung und vertheilen sie so, daß jeder einen Theil, der Bairaktar anderthalb, der Wojwode zwei erhält. Die Stellung eines Wojwoden im Kreise dieser abenteuernden Gesellen erfordert viel persönlichen Muth und eiserne Festigkeit; bei jedem ernsten Konflikte macht er die Erfahrung, daß es eben doch nur Banditen sind, über die er gebietet. Die Gefangennahme eines Mitgliedes der Bande bringt diese immer in die äußerste Gefahr; denn selten widersteht

dieſer gegen die Zuſicherung einer Belohnung der Verſuchung ſeine Genoſſen zu verrathen.

Der Brigantaggio in Bulgarien iſt durch die Regierung des jungen Fürſtenthums zwar eingeſchränkt, aber bei weitem nicht ganz ausgerottet worden. Er macht ſich beſonders in den Landſchaften von der Jantra bis zum Meer und längs der ganzen türkiſchen Grenze, in den Gebirgen des Oſogow, Rila, Rhodope und Strandſcha, unangenehm fühlbar. Im Frühjahr 1880 war die Lage im Oſten Bulgariens derartig, daß die Einwohner ſich fürchteten, von einer Stadt zur anderen zu reiſen, ja auch nur zur Feldarbeit auszugehen. Damals wurde bei Belibé, in einer Waldlandſchaft auf dem Kamme des Balkan, eine förmliche Schlacht gegen die Räuber geliefert. In einer Kommiſſion für die Unterdrückung des Räuberweſens legte 1882 der damalige bulgariſche Kriegsminiſter Baron Kaulbars einen von den Militärbehörden zuſammengeſtellten ſtatiſtiſchen Bericht vor; derſelbe verzeichnet in dieſem Jahre 98 Raubanfälle und 166 türkiſche, 17 bulgariſche und einen griechiſchen Räuber. Unter den nicht türkiſchen Briganten war lange Zeit Nikola Spanós berühmt, ein Grieche oder Wlache aus der Gegend von Bitolia, der beſonders 1881 mit einer aus etwa dreißig Mann beſtehenden Bande die Südgrenze Oſtrumeliens unſicher machte. Nachdem durch ſie Beamte des Baron Hirſch von der Station Belovo fortgeſchleppt und nur gegen ein Löſegeld von 1200 türkiſchen Pfund freigegeben worden waren, wurde ein kleiner Feldzug gegen ſie eröffnet, welchen der Major von Mach in ſeinem Buche „Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußiſchen Offiziers“ (Breslau 1889, S. 208 ff.) als Augenzeuge geſchildert hat. Die Bande wurde theils getödtet, theils gefangen, Spanós ſelbſt entkam nach der Türkei. Trotz-

dem wurden 1888 gerade wieder in Belovo zum zweiten Mal Beamte der Eisenbahn in die Berge geschleppt — der Vorfall ist noch in frischer Erinnerung — und ungefähr gleichzeitig ein Photograph aus Sofia in der Nähe des Klosters Rila abgefangen.

Die strengen Maßregeln der bulgarischen Behörden gegen das Räuberwesen würden gewiß von nachhaltigerem Erfolge begleitet sein, wenn sich die inneren politischen Verhältnisse des Fürstenthums rascher befestigen könnten. Gegenwärtig findet sich immer wieder eine Partei, als deren Agenten sich die Banditen zur Verschönerung ihres Handwerks ausgeben können und die sich ihrer vielleicht thatsächlich für ihre Zwecke bedient. So sagte man den bei den letzten Vorkommnissen Betheiligten russophile Neigungen nach. Im Allgemeinen bringt man dem Haidukenthum noch immer große Sympathien entgegen, nicht blos in jenen Ortschaften, welche durch ihren regelmäßigen Verkehr mit den Briganten auf deren gute Behandlung angewiesen sind und dabei auch ihren Vortheil aus ihnen zu ziehen wissen, sondern auch anderwärts. Die noch immer gern gesungenen und gehörten Haidukenlieder tragen nicht wenig dazu bei, die Raubzüge der Haiduken als nationale Großthaten auffassen zu lehren und die dabei Gefallenen mit dem Glorienscheine des Märtyrerthums zu umkleiden. Es ist bezeichnend, daß ein Hauptverfechter der revolutionären Idee, der Journalist Karawelow, seiner Zeit die Selbstbekenntnisse jenes Panajot Hitow herausgab. Hitow erzählt darin, wie ein ihm verwandter Pope beim Beginn seiner Räuberlaufbahn seine Waffen kirchlich gesegnet habe. Die Katholiken Rumeliens werfen der orthodoxen Geistlichkeit vor, daß sie für Raub und Meuchelmord ohne jede Schwierigkeit Absolution ertheile, und andererseis beklagen sich die Orthodoxen darüber, daß bul-

garische Franziskaner persönlich das Haidukengewerbe getrieben haben. Alles das läßt auf eine nicht unbedenkliche Verwilderung des Rechtsgefühles schließen. Und so mag nicht blos der arme Hirtenknabe, der seinen Ziegen auf einsamen Bergpfaden folgt, davon träumen, wie schön es wäre, wenn er als Wojwode gekleidet und gewaffnet sich seinen Dorfgenossen einmal am Festtage zeigen könnte.

Wie in den serbischen und bulgarischen Volksdichtungen der Haiduk, so ist in den griechischen Volksliedern der Klefte idealisirt. Auch in dem Kleftenthume hat sich das uralte Räuberthum der Landschaften zu beiden Seiten des Pindus aus den willkürlichen und rechtlosen Zuständen türkischer Paschawirthschaft neue Kraft geholt. Wem durch die Türken Eltern oder Geschwister ermordet, die Braut entführt, die Schwester entehrt war, wem die Bedrückung eines Bei sein Vermögen geraubt, wem die Behörde sein Recht verweigert hatte, der „ging in die Berge", sammelte eine Schaar oder schloß sich einer Bande an und übte nun Rache. Die Kleften haben zur Vorbereitung des griechischen Befreiungskampfes gegen die Türken sehr wesentlich beigetragen und ihre Schaaren haben während des Krieges, der nach der Natur des Landes vielfach ein Guerillakrieg sein mußte, werthvolle Dienste geleistet. Nach der Aufrichtung des griechischen Königreiches war ihre Aufgabe erfüllt. Ein Theil von ihnen suchte sich mit den geordneten Verhältnissen abzufinden und ließ sich als eine Art irregulärer Miliz in das Heer einreihen, von dessen nach westländischen Mustern gefertigten Uniformen sich ihre Nationaltracht wohlthuend abhob; und mancher alte Bandenführer bekleidete eine hohe Stellung in der militärischen Rangordnung. Andere aber zogen das freie und ungebundene Leben in den Bergen vor, und da es keine Türken mehr zu ermorden und aus-

zurauben gab, machten sie sich an ihre eigenen Landsleute und an die Fremden, welche nun das Land zu besuchen anfingen. Lange Zeit hindurch war die Sicherheit im hellenischen Königreich sehr übel berufen. Im Anfang fehlte auch hier der Vorwand eines nationalen Hintergrundes nicht ganz; als im Jahre 1836 in Nauplia die fünf Brüder Chondrojannis hingerichtet wurden, welche Jahre lang an der Spitze einer furchtbaren Räuberbande Morea unsicher gemacht hatten, suchte der älteste derselben sich einen guten Abgang zu machen, indem er sich als Opfer der „Baiern" hinstellte. Der Augenzeuge, der dies erzählt, weist darauf hin, daß diese Chondrojannis gegen ihre Landsleute und Glaubensgenossen die gräßlichsten Grausamkeiten verübten, wie man sie kaum in den Berichten aus den Zeiten der Christenverfolgungen findet: „Greise und Weiber wurden mit teuflischer Wollust hingeschlachtet, Kinder gespießt, Männer wurden gefoltert und die Körper der Opfer oft auf die empörendste Weise verstümmelt." Zwanzig Jahre später schrieb Edmond About seinen Aufsehen erregenden Roman „Le roi des montagnes". Ein Schrei der Entrüstung ging durch Griechenland; aber noch fünfzehn Jahre nachher (1870) wurden in der Ebene von Marathon einige reisende Engländer von Briganten aufgegriffen und im Angesicht der verfolgenden Truppen massakrirt. Damals raffte sich endlich die Regierung — ich glaube, Trikupis war damals am Ruder — zu den energischesten Maßregeln auf. Einer rücksichtslosen Strenge gelang es, das Räuberwesen auf griechischem Boden vollständig auszurotten, und gegenwärtig ist Griechenland das einzige Land des Südens, in welchem man überall mit dem vollen Gefühle persönlicher Sicherheit allein reisen kann. Der Brigantaggio im griechischen Königreiche gehört der Vergangenheit an.

Um so höheren Werth besitzt ein Dokument, welches uns einen genauen Einblick in das ehemalige griechische Räuberleben gewährt, die Aufzeichnungen eines griechischen Abgeordneten aus dem Peloponnes, eines Herrn Sotiropulos, der länger als einen Monat Gefangener einer Räuberbande war. Das Buch ist, wie mir scheint, wenig bekannt geworden, und verdiente wohl einmal in's Deutsche übersetzt zu werden. Es ist einfach und anspruchslos geschrieben, und hat höheren Werth, als manche bekanntere Leistungen der neugriechischen Literatur. Da der Gefangene ein Grieche war, wie die Räuber, war es ihm möglich, während ihrer Kreuz- und Querzüge mit ihnen zu verkehren, und so enthält seine Schrift eine Fülle merkwürdiger Einzelheiten, die für das Brigantenwesen nicht blos Griechenlands, sondern der ganzen Halbinsel geradezu typisch sind.

Herr Sotiropulos, Abgeordneter der Eparchie Triphylien und früherer Finanzminister, wurde eines Abends gegen Ende Juli 1866 auf seiner Besitzung Agrili im Peloponnes vor den Augen seiner Frau und seiner Dienerschaft von fünf Räubern weggeführt. Der Vorfall erregte um so größeres Aufsehen, als der Peloponnes nicht eigentlich als eine von Räubereien besonders heimgesuchte Gegend bezeichnet werden konnte, und als das Opfer ein im politischen Leben hervorragender und weit umher angesehener Mann war. Dieser selbst giebt ziemlich deutlich zu verstehen, daß er die geistige Urheberschaft des Ueberfalles seinen politischen Feinden zuschreibe, welche auch, um ihn empfindlicher zu schädigen, den Briganten gegenüber eine übertriebene Darstellung seiner Vermögensverhältnisse gegeben hatten. Diese verlangten in Folge dessen anfänglich 80,000 Drachmen Lösegeld und gingen schließlich auf 60,000 herab; und zwar mußten dieselben

in Gold ausgezahlt werden. Frau und Verwandte des Sotiropulos beschafften das Geld durch eine hypothekarische Anleihe bei der Nationalbank in Athen und kauften mit hohem Agio Gold ein; auf dem Wege zu den Räubern gingen 5000 Francs in nicht ganz aufgeklärter Weise verloren, so daß die Vermögensverhältnisse des Abgeordneten aus diesem Vorfall in größter Zerrüttung hervorgingen. In höchst ungeschickter Weise begann die Regierung, noch bevor Sotiropulos befreit war, die Verfolgung der Räuber, hinderte seinen Schwager zweimal mit Gewalt, das Lösegeld auszuliefern und brachte dadurch das Leben des Gefangenen wiederholt in die höchste Gefahr. So erklärt sich die lange Dauer seines Aufenthaltes bei den Räubern.

Der Abgeordnete von Triphylien besaß offenbar ein sehr weiches Gemüth. Die Thränen steigen ihm bei jeder Gelegenheit in die Augen. Er weint nicht blos — was ja nicht zu tadeln ist — bei dem Gedanken an seine Frau und seine Mutter; er weint auch, sobald einer der Räuber seinen Säbel blank putzt und er daran denkt, daß dieser Säbel vielleicht bald seinen Hals durchschneiden wird; er weint sogar, als er an seinem Körper und in seinen Kleidern die Folgen vierwöchentlicher ungewaschener Existenz in Gestalt kleiner Thierchen entdeckt; und besonders auf seiner Heimreise lockt alles Mögliche, wie der Anblick eines reinen Tellers oder eines sauberen Bettes, die Thränen in seine Augen. Das erhöht den naiven Reiz der Darstellung; schämen sich doch auch die homerischen Helden ihrer Thränen nicht, und ein griechischer Dichter hat gesagt, thränenreiche Männer sind gut. Trotzdem hat Sotiropulos die ungewohnten und an manchen Tagen nicht unbedeutenden Anstrengungen des Hin- und Herziehens und Kletterns in dem Grenzgebirge zwischen Arkadien und

Elis ohne Schaden für seine Gesundheit überstanden, obwohl er manchmal dem glühenden Sonnenbrande der ersten oder den wolkenbruchartigen Regengüssen der zweiten Hälfte des August zu erliegen drohte. Marschirt wurde meistens in der ersten Hälfte der Nacht; dann schlief man irgendwo in der Nähe der Straße bis zum Sonnenaufgang, um bei Beginn der Tageshelle ein etwas sichereres Versteck aufzusuchen, in dem man noch ein paar Stunden weiter ruhte. Begegnungen mit Bauern bringen die Bande nicht selten in Gefahr; der Gefangene muß dann seinen Strohhut vom Kopfe nehmen und ein Tuch um denselben binden, damit er keinen Verdacht erregt, schlimmstenfalls wird der Bauer durch Drohungen eingeschüchtert, ja auch einen ganzen Tag gefangen gehalten, bis der Abend den Räubern erlaubt, in größerer Sicherheit weiter zu ziehen. Am wohlsten fühlen sie sich hoch oben im Gebirge, „unter den Tannen," wo auch Sotiropulos die letzten Tage seiner Gefangenschaft nicht ohne Behagen zugebracht hat. Dort ist kühle Luft, frisches Wasser und erquickender Schatten; die Hirten, die dort ihre Heerden weiden, sind zuverlässige Freunde, theils aus Furcht vor der Rache der Banditen, theils aus Abneigung gegen die Militärpatrouillen; selbst die Wölfe sind in dieser Jahreszeit ungefährlich. Im Winter, so erzählt einer der Räuber, ist das anders; er hatte sich da einmal mit zwei seiner Gefährten im kylleniſchen Gebirge gegen ein Rudel von fünfzehn Wölfen zu wehren, welche schließlich alle mit den Säbeln niedergemacht wurden. Auch die Verpflegung ist hier oben eine gute und reichliche; jeden Tag wird ein Schaf oder eine Ziege am Spieß gebraten und der Weinschlauch kreist in der Runde. Während der Querzüge in der Ebene war es damit schlimmer bestellt; der Gefangene wie die Räuber hatten

oft Tage lang nichts als Brot und harten Käſe, im beſten Falle ein paar Eier zu eſſen und warmes, übelriechendes Waſſer zu trinken. Ein merkwürdiger Zug der Räuberpraxis iſt es, an Feſttagen das ſonſt gewaltſam requirirte Eſſen zu bezahlen. Ein alter Biſchof wurde einmal gefragt, was ſein Oſterlamm gekoſtet habe. „Ich bin doch kein Kleſte," antwortete er, „daß ich mein Oſterlamm bezahle!"

Das erſte, was die Räuber thun, wenn ſie ein Thier geſchlachtet haben, iſt das Schulterblatt deſſelben zu unterſuchen. Dieſes iſt das wichtigſte Orakel für ſie und eine genaue Kenntniß der dabei beobachteten Praxis würde ein merkwürdiges Stück Brigantenaberglauben ergeben. Leider hat, wie es ſcheint, ſich auch Herr Sotiropulos dieſelbe nicht in vollem Umfange verſchaffen können. „Habt ihr das Schulterblatt beſchaut?" fragt einmal Euthymios, eine der beiden Hauptperſonen unter den Räubern, ſeines Zeichens urſprünglich ein Fleiſcher. „Wir haben es beide beſchaut und es aufgehoben, damit auch ihr es morgen ſehen könnt. Es wimmelt überall von Soldaten, aber für uns iſt keine Gefahr, denn wir ſind weit von ihnen, und, wie es ſcheint, hat niemand gemerkt, wohin wir gezogen ſind." Ein anderes Mal zeigen ſie dem Gefangenen ſehr vergnügt ein ſchwarzes Mal im oberen Theile des Schulterblattes; das ſollte bedeuten, daß das Löſegeld bereit ſei. Bei einer ſpäteren Gelegenheit iſt Euthymios von dem Ergebniß ſeiner Schulterbeſchauung wenig erbaut; denn an der Stelle, welche ſeine abweſenden Gefährten bedeutete, waren eine Menge rother Punkte, und das bedeutete, daß jene umzingelt und beſchoſſen wurden. Indeſſen wußte er ſeine Beſorgniß durch die Erwägung zu beſchwichtigen, daß das Thier nicht gut gebraten war und daß die rothen Punkte wohl vielmehr

daher kämen, so wie durch den Lehrsatz, daß die Schulterblätter der Schafe nicht die untrügliche Weissagungsgabe besäßen, wie die der Böcke und Ziegen. Auch die Traumdeutung spielt eine große Rolle; an jedem Morgen werden die Träume der vergangenen Nacht besprochen, und der Gefangene betheiligt sich daran; ja er gesteht sogar, daß er nicht ohne Spannung auf das Orakel des Schulterblattes gewartet habe. Euthymios behauptet einmal, ein Räuber, der jeden Tag sein Schulterblatt habe und sich vor den Weibern in Acht nehme, fahre immer gut. Dieses Gebot der Keuschheit ist ein interessanter Zug in der Ethik dieser Banditen, der sich in derselben Weise auch bei den Haiduken findet. Bei diesen ist es traditioneller Aberglaube, daß jeder von ihnen, der an einem Weibe sich vergreifen würde, durch die unabwendbare Gewalt des Fatums zur türkischen Gefangenschaft verurtheilt worden sei. Oben „bei den Tannen" hören wir den Euthymios einmal eine kräftige Verwünschung gegen die Hirtenmädchen ausstoßen, die in ihrer Einsamkeit gar oft der Tugend und damit der Zukunft eines Pallikaren gefährlich würden. Und dabei erzählt er eine Geschichte von einem gewissen Dawelis, der einmal an der Straße einem Mädchen Gewalt anthat, von seinem Hauptmann, der ihn anfänglich tödten wollte, aus der Bande ausgestoßen wurde und bald darauf in die Hände der Behörde fiel.

Ueberhaupt haben die Räuber ein feststehendes Gewohnheitsrecht, das von ihnen geradezu auf eine Tradition vom Balkan her zurückgeführt wird. Morea selbst ist ja niemals ein eigentliches Räuberland gewesen und seine Bewohner haben niemals Sympathie für diese Zustände gehabt; das Räuberwesen ist hier lediglich importirt. Der Führer der kleinen Bande belehrte unseren Gefangenen

einmal über dieſe ungeſchriebenen Satzungen in folgender Ausführung. „Unſere Geſetze," ſagt er, „geſtatten uns erſtens, alle die zu verfolgen und zu tödten, welche uns nachſetzen und uns zu vernichten trachten; zweitens, denen, welche uns an die Behörden verrathen, Naſe und Ohren abzuſchneiden, ſie aber ſo gezeichnet am Leben zu laſſen, damit ſie als abſchreckendes Beiſpiel gegen den Verrath wirken; drittens, Geld zu nehmen von denen, die es haben, damit wir davon leben und zugleich die Armen unterſtützen können; viertens, die Reichen und Mächtigen gefangen zu nehmen und Löſegeld für ſie zu verlangen, und, wenn wir dies nicht bekommen, ihnen die Köpfe abzuſchlagen und ſie an ihre Verwandten zu ſchicken. Andererſeits verbieten uns unſere Geſetze einen Treubruch zu begehen, ohne Noth Blut zn vergießen, Jemandem ſein ganzes Vermögen abzunehmen und ihn ſo arm zu machen, vor allem aber uns mit Frauen einzulaſſen." Bei der Verfolgung durch Truppen wird der Gefangene getödtet, weil es die Räuber für eine Schande halten, ihn lebend in die Hand der Verfolger fallen zu laſſen; und zwar ſchlagen ſie ihm den Kopf ab, weil Flinte und Piſtole nur für den Kampf ſind, und weil auch die Regierung die Uebelthäter köpft.

Auch die Räuber, welche den Sotiropulos gefangen hatten, bildeten ſich ein, eine höhere Miſſion zu erfüllen. Sie ſind Vertreter der gerechten nationalen Sache gegenüber den Miniſtern und Abgeordneten, welche von ihnen als „Frankenknechte", alſo als antinational, bezeichnet werden. Dieſe haben nach ihrer Anſicht die nach der Thronbeſteigung des Königs Georg erwartete allgemeine Amneſtie hintertrieben und es ſo einer großen Anzahl von Leuten, die, um einer Strafe zu entgehen, in die Berge geflohen waren, unmöglich gemacht, wieder einen

ordentlichen Lebenswandel zu beginnen; ja sie haben für die Revolution, die den Sturz des Königs Otto herbeiführte, sich der Klesten bedient und diese nach gethaner Arbeit verrathen. Wiederholte Unterhaltungen mit dem Gefangenen drehten sich um diesen Punkt, und es war ganz vergeblich, daß der Ex-Minister sich bemühte, seine Hüter von der Unrichtigkeit ihrer Anschauungen zu überzeugen. Es verdient übrigens noch hervorgehoben zu werden, daß der Gefangene mit Zuvorkommenheit behandelt wurde, daß für sein leibliches Wohl, soweit es die gegebenen Verhältnisse möglich machten, nach Kräften gesorgt und ihm die Anstrengungen möglichst erleichtert wurden. Nur marschiren mußte er, sobald es die Sicherheit der Räuber erforderte, oft bis zur äußersten Anspannung seiner Kräfte, in mancher Nacht acht bis zehn Stunden, und die Todesgefahr schwebte fortwährend über seinem Haupte. Beim Abschiede küßten ihn alle die schmutzigen Gesellen und der Hauptmann drückte ihm ein Päckchen mit 70 Drachmen zur Bestreitung der Kosten auf der Heimreise in die Hand.

Wie gesagt, Griechenland ist von der Räuberplage gegenwärtig vollständig frei und man kann alle Theile des schönen Landes vollständig ruhig auch allein durchstreifen. In der europäischen Türkei und in gewissen Theilen Bulgariens macht sie sich dagegen noch sehr unangenehm fühlbar. Trotzdem dürfen diejenigen, welche in diese Länder zu reisen veranlaßt sind, sich keinen übertriebenen Befürchtungen hingeben. Ein Fall wie der von Tscherkeskjöi gehört jedenfalls zu den allerseltensten Vorkommnissen und dergleichen kann verhindert werden. Wer im Innern der Türkei reist, den läßt schon die türkische Behörde nicht ohne die Begleitung von Zaptiehs (Polizeisoldaten) reiten, die er natürlich bezahlen muß; wie weit

man ſich in einem ernſten Falle auf ihren Schutz verlaſſen kann, habe ich glücklicherweiſe niemals zu erproben Gelegenheit gehabt. Vor einem gewöhnlichen räuberiſchen Anfalle iſt man ſchließlich auch auf den Landſtraßen bei Wien oder in den Vorſtädten von London nicht durchaus ſicher; und wo es ſich um die Fortſchleppung einer Perſon zum Zweck der Erpreſſung von Löſegeld handelt, ſind die Briganten regelmäßig über die Leiſtungsfähigkeit derſelben gut unterrichtet. Die Reiſenden des Orientzuges ſind, wie es ſcheint, einem unglücklichen Zufall zum Opfer gefallen; der griechiſche Millionär, dem der Anſchlag galt, hatte ſeine Abreiſe um einen Tag verſchoben. Ein Forſchungsreiſender wird in dieſen Gegenden verhältnißmäßig am wenigſten zu fürchten haben; Leichtigkeit an irdiſchem Beſitz iſt ein gutes Vorbeugungsmittel gegen Räuber. Cantabit vacuus coram latrone viator.

XIV.

Eine Geschichte der byzantinischen Literatur.

(1890.)

Der bekannte griechische Schriftsteller Demetrios Bikélas hat im Jahre 1874 eine kleine Studie „Ueber die Byzantiner" veröffentlicht, welche bald darauf auch ins Französische und Deutsche übersetzt worden ist. Das lebendig und geistvoll geschriebene Buch ist trotzdem nicht so bekannt geworden, wie es verdient. Es ist nichts mehr und nichts weniger, als eine „Rettung" der Byzantiner, ein Versuch, der als ein wohl gelungener bezeichnet werden muß, soweit der skizzenhafte Charakter der kleinen Schrift, welcher eine lebensvolle Ausführung des Einzelnen ebenso versagt bleiben mußte, wie eine eingehendere Begründung des Allgemeinen, dies zuließ. Nicht anders, als das sogenannte „Mittelalter" im Abendlande, hat die Geschichte des byzantinischen Reiches und das Verständniß der mit demselben verknüpften Kultur durch übel angebrachte historische Konstruktionen und durch den völligen Mangel an Sachkenntniß in der Werthschätzung der meisten Kreise eine sehr niedrige Stellung eingenommen; und zwar nicht bloß in den weiten Schichten des gebildeten Publikums, dem besonders durch die Ausführungen in den letzten Kapiteln von Montesquieu's bekanntem Buche seine An-

schauung vorgezeichnet war, sondern auch bei gelehrten Forschern, die entweder in weitem Bogen diesem ungemüthlichen Gebiete aus dem Wege gingen, oder, wo ihre Studien sie in eine unfreiwillige Berührung mit demselben brachten, in Aeußerungen ihres Unwillens über den auf allen Gebieten des staatlichen, geistlichen und geistigen Lebens angeblich dort hervortretenden Verfall sich kaum Genüge thun konnten.

Gewiß hat es auch Ausnahmen von dieser Regel gegeben. Die großen Universalphilologen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben auch in den Schriftstellern der byzantinischen Periode eine staunenswerthe Belesenheit besessen, und besonders der gewaltige Ducange hat auf diesem Gebiete eine Reihe von Sammlungen und Untersuchungen gemacht, die noch heute Jedem die höchste Bewunderung abnöthigen müssen. In unserm Jahrhundert ist es vor allem der durch einen allzufrühen Tod der Wissenschaft entrissene Karl Hopf gewesen, der in beneidenswerther Weise in der byzantinischen Literatur zu Hause war. Aber es ist, als ob die weitgehende Unfähigkeit künstlerischer Gestaltung, welche allerdings dem byzantinischen Schriftthum eigen war, in unseliger Weise sich allen denen mitgetheilt hätte, die sich mit ihm beschäftigten. Keiner von ihnen allen hat es verstanden, seine Forschungen zu einer lebendigen und anschaulichen Schilderung der byzantinischen Welt zu gestalten; das ungeheure Wissen von Ducange liegt wesentlich in seinen Kommentaren zu verschiedenen byzantinischen Geschichtschreibern vergraben, das von Hopf ist in den Katakomben der Encyklopädie von Ersch und Gruber beigesetzt und muß, auch abgesehen davon, als Werk geschichtlicher Darstellung ungenießbar erscheinen. Nur die beiden glänzend geschriebenen Werke der Engländer Gibbon und Finlay machen hier eine

Ausnahme; aber sie erfüllen dafür nicht das Ideal einer wirklich vollkommenen und allzeit sichern Beherrschung des Stoffes. Erst in allerneuester Zeit hat die Geschichte Athens im Mittelalter von Ferdinand Gregorovius uns ahnen lassen, wie heute eine Darstellung der byzantinischen Geschichte in dem Sinne, den wir wünschen dürfen und müssen, aussehen würde: nur daß sie nicht vom Standpunkte der Akropolis, sondern von dem der Hagia Sofia aus geschrieben werden müßte.

Es ist ohne Zweifel eine ebenso unerwartete als erfreuliche Mündigkeitserklärung der byzantinischen Studien von Seiten der klassischen Philologie, daß in dem rühmlich bekannten Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft, welches der Erlanger Professor Iwan v. Müller herausgiebt, eine Darstellung der byzantinischen Literatur Aufnahme gefunden hat. Und zwar nicht etwa in ein paar Bogen, als dürftiger Anhang zu der Geschichte der „klassischen" Literatur, sondern in einem stattlichen Bande von 30 Druckbogen. Der Verfasser desselben ist Dr. Karl Krumbacher, Professor an der Universität München, der sich damit einen höchst ehrenvollen Platz unter den Forschern der Gegenwart errungen hat. Ich habe das Buch mit immer steigender Bewunderung durchgelesen. Es ist ein Werk, das auf wenig, zum Theil noch gar nicht betretenen Pfaden wandelt, und dabei nirgends die Handhabung einer sicheren, auf besser angebauten Gebieten gelernten und geübten Methode vermissen läßt; ein Werk, das ein riesenhaftes Material verarbeitet hat, dem es nicht auf jeder Seite gegönnt war, direkt aus den ersten Quellen zu schöpfen, und das doch nicht im geringsten den Charakter einer Kompilation an sich trägt; ein Werk, das spröden und widerspenstigen Stoff mit seltenem organisatorischen Geschick meistert, das Licht und Schatten, auf- und ab-

steigende Entwickelung, schriftstellerische Individualitäten da erkennen läßt, wo man bisher nur eine einförmige Masse zu sehen gewohnt war, und dessen Darstellung die durch die Anlage des Ganzen gebotene kompendienmäßige Lehrhaftigkeit nicht selten in einer Weise durchbricht, die auch für die stilistische Gewandtheit des Verfassers das beste Vorurtheil erweckt.

Wenn man die reichhaltigen bibliographischen Angaben des stattlichen Bandes durchmustert, so staunt man darüber, wie ungemein viel eigentlich an Einzelarbeiten über Byzantiner vorhanden ist, trotz der Abneigung und Verachtung, mit der sie bei den Philologen geschlagen waren. Aber der bei weitem größere Theil derselben ist den Byzantinern allerdings nur so weit zu gute gekommen, als sie Erben und Verwahrer der geistigen Schätze des griechischen Alterthums waren. Und so hat das, was den byzantinischen Schriftstellern zum Fluche geworden ist, daß sie die Enkel größerer Väter waren, sich ihnen jetzt zum Segen gewendet, und ihre Werke zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht, deren Ernst und Bedeutsamkeit sich nicht mehr von der an klassischen Literaturwerken geübten unterscheidet. Eine Arbeit, wie die Ausgabe des Theophanes von Karl de Boor, darf man getrost den besten Leistungen der Textkritik auf dem Gebiete der altgriechischen Philologie an die Seite stellen, und es ist bezeichnend genug, wie sehr ihre Sauberkeit und Gründlichkeit wohlthuend absticht gegen die Schleuderhaftigkeit, mit der sich seinerzeit ein Immanuel Bekker an den Texten der byzantinischen Historiker versündigen zu dürfen glaubte.

Aber noch mit einem anderen Gebiete der Wissenschaft sind die byzantinischen Studien eng verknüpft, und auch von dieser Seite haben sie in den letzten Jahrzehnten

mannichfache Förderung erfahren. Das ist die slawische Philologie. Die Kultur der Südslawen und der Russen ruht auf der Kultur von Byzanz. Das Christenthum ist in der Gestalt der oströmischen Orthodoxie zu ihnen gekommen, theologische und geschichtliche Werke sind frühzeitig von ihnen übersetzt und nachgeahmt worden, ein Strom von Legenden, Märchen, Volksliedern und Sprüchwörtern hat ihre Literatur befruchtet, im Volke seine Ablagerungen zurückgelassen. Und was in den slawischen Donau-Ländern und in Rußland sich von bildender Kunst findet, ist bis auf den heutigen Tag byzantinisch. Die Gelehrten Rußlands sind diesen Zusammenhängen längst nachgegangen, und eine weitschichtige, bei uns häufig schwer zugängliche Literatur gibt Zeugniß von dem Eifer, mit dem sie es gethan haben. Es ist kein Zufall, daß die dem Nachweis solcher Zusammenhänge gewidmeten Studien gerade jetzt in Rußland besonders lebhaft betrieben werden, wo auch die nationale russische Literatur sich in der Abkehr von abendländischen Einflüssen gefällt und rein slawischen „Erdgeruch", wie man jetzt zu sagen pflegt, als höchstes Ziel anstrebt. Die Trennung Europa's in eine romanisch-germanische und eine slawische Welt rechnet von dem Zeitpunkte, wo das römische Weltreich sich in eine westliche und eine östliche Hälfte schied; und das Kirchenschisma hat diese Zweitheilung besiegelt. Die Kultur beider Hälften ruht auf der griechischen; aber während den Romanen und Germanen Humanismus und Renaissance vergönnten, an den lebendigen Brüsten des Griechenthums sich zu nähren, ist den Slawen der griechische Geist nur in byzantinische Flaschen gefüllt zugekommen. Wenn die Tschechen und die Polen ebenfalls um das panslawistische Kulturideal herumtanzen, vergessen sie dabei die Kleinigkeit, daß sie ihrer ganzen Entwicklung nach dem

westlichen Kulturkreise angehören. Serben, Bulgaren und Russen sind die Erben des geistigen Besitzes von Byzanz, und es hat den Anschein, als ob sie auch seine politischen Erben werden würden.

Für den Geschichtschreiber der byzantinischen Literatur sind ihre Beziehungen zum Hellenismus und zum Slawenthum indessen nur beiläufige Momente. Seine eigentliche Aufgabe ist, diesen Theil der byzantinischen Kultur in seinem Zusammenhange mit der ganzen Kultur jener Zeit zu verstehen, aus den staatlichen, geistlichen, gesellschaftlichen Zuständen jener merkwürdigen tausendjährigen Epoche heraus zu beschreiben. Heute ist die Erreichung dieses Zieles noch eine Unmöglichkeit; aber sie bleibt eine der lohnendsten und glänzendsten Aufgaben für die Zukunft. Hrn. Krumbacher darf es Niemand zum Vorwurf machen, daß er dieses Ideal noch nicht erfüllt hat: vorläufig dürfte noch ein ganzes Menschenleben zu kurz dafür sein. Es ist schon genug, daß er da Wellenlinien der Entwickelung aufgezeigt hat, wo man bisher nur eine schiefe Ebene des Verfalls sah. Er hat zunächst nachgewiesen, daß die eigentlich byzantinische Zeit später anhebt, als die landläufige Annahme ist. Das Zeitalter des Justinian, mit dem auch seine Darstellung aus äußerlichen Gründen noch beginnt, ist keine Grenze zwischen griechischem Alterthum und griechischem Mittelalter. Das Schriftthum des 6. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts ist der letzte Ausläufer der antiken Literatur. Dann folgt eine zwei Jahrhunderte andauernde Nacht, welche lediglich durch das trübe Lämpchen theologischer Schriftstellerei nothdürftig erhellt wird. Erst mit dem Anfang des 9. Jahrhunderts regt sich einiges neues Leben und es beginnt eine aufsteigende Entwickelung, deren Höhepunkt die literarische Renaissance im 12. Jahrhundert ist.

Das geistige Leben der drei diesem Höhepunkt vorangegegangenen Jahrhunderte hat in drei bedeutenden Männern den bezeichnendsten Ausdruck seiner Eigenart gefunden: das neunte in dem Patriarchen Photios, das zehnte in dem Kaiser Konstantin Porphyrogennetos, das elfte in dem Staatsmann Michael Psellos. Photios ist in seiner Wirksamkeit als Patriarch ein Mann von weltgeschichtlicher Bedeutung, die in der vortrefflichen Darstellung des Kardinals Hergenröther zu ihrem vollen Rechte gekommen ist; in seinem Kampfe mit dem Papst liegen die Keime zu der Spannung zwischen dem griechischen Patriarchat und der römischen Kirche, die unter Michael Kerularios (1054) in der völligen Trennung beider Kirchengemeinschaften ihren Abschluß fand. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist er eine der gewaltigsten Gestalten der gesammten griechischen Literatur, deren Größe um so schwerer zu begreifen ist, als sie nach einer zweihundertjährigen Versumpfung des geistigen Lebens ganz unvermittelt empor taucht. Die literarische Bedeutung des Kaisers Konstantin VII., über den wir eine rühmenswerthe Einzelschrift des französischen Gelehrten Alfred Rambaud besitzen, beruht weniger auf seinen eigenen Arbeiten, als auf den aus seiner Anregung hervorgegangenen großen Exzerptensammlungen, welche die nicht mehr übersichtlichen, oft schwer zugänglichen und zum Theil schon vom Untergang bedrohten Schätze der alten Literatur für die Zwecke des Staates und der Kirche nutzbar machen sollten. Michael Psellos ist von diesen Dreien vielleicht am meisten Byzantiner, mit allen schlechten und allen guten Eigenschaften dieses Typus. Zur hervorragenden Theilnahme an den Staatsgeschäften in jener unsäglich traurigen Zeit der byzantinischen Geschichte berufen, wo nach dem Tode des Bulgarentödters Basilios die wüstesten

Thronstreitigkeiten das Reich erschütterten, ist er einer der eitelsten, egoistischsten und servilsten Menschen geworden, von denen wir aus Byzanz wissen, das doch wahrlich an diesen Eigenschaften gerade keinen Mangel litt. Dabei ist er aber als Schriftsteller durch eine erstaunliche Vielseitigkeit, verbunden mit umfangreichem Wissen und schärfster Beobachtung, ausgezeichnet, so daß ihn Krumbacher nicht mit Unrecht dem Bacon vergleicht; sein Streben nach Formschönheit und seine Bewunderung des hellenischen Ideals hat die literarische Renaissance der Komnenen-Zeit vorbereitet, in welcher wohl die Kaiserin Anna Komnena und die beiden Brüder Niketas und Michael Akominatos die bedeutendsten literarischen Erscheinungen sind.

Warme Begeisterung hat freilich unter allen diesen byzantinischen Literaturgrößen keine einzige ihrem Geschichtschreiber einzuflößen vermocht. Aber das ist auch nicht nothwendig; die Wissenschaft hat niemals das beneidenswerthe Vorrecht gehabt, dessen sich die Kunst zu ihrem eigenen Nachtheil manchmal begibt, nur das darzustellen, was schön und was bedeutend ist. Unter den vielen Schriftstellern der byzantinischen Periode ist nur ein einziger, der vielleicht einmal wird beanspruchen dürfen, einen hervorragenden Platz in dem Pantheon der Weltliteratur einzunehmen. Das ist der christliche Hymnendichter Romanós. Die Begeisterung für ein neues Ideal, das nicht mehr das der Antike war, hat in seinen Gedichten eine neue, sich selbst entsprechende und genügende Form gefunden. „Die Literaturgeschichte der Zukunft wird vielleicht den Romanós als den größten Kirchendichter aller Zeiten feiern." Nur ein Theil seiner Gedichte ist bis jetzt bekannt; eine vollständige Ausgabe dürfen wir von Krumbacher erwarten, der vor einigen Jahren die beiden wichtigsten Handschriften der Klosterbibliothek in Patmos abgeschrieben hat.

Der Richtung meiner Studien entsprechend, hat für mich in der byzantinischen Literatur die Frage das meiste Interesse, wie sich in diesem Zeitraum die griechische Sprache entwickelt hat. Als ich seinerzeit anfing, mich mit mittelgriechischer Literatur zu beschäftigen, hätte ich viel darum gegeben, einen so trefflichen Führer zu besitzen, wie er jetzt in dem Buche von Krumbacher vorliegt. Die Jüngeren, welche dieses ebenfalls noch sehr wenig angebaute Gebiet betreten, werden sich vor manchem Irrweg hüten können. Es war zu erwarten, daß Krumbacher, dem wir einige wohlgelungene grammatische Untersuchungen verdanken, auch dieser Seite seines Gegenstandes seine Aufmerksamkeit zuwenden werde. Und so hat er nicht nur versucht, die einzelnen Schriftsteller ihrem sprachlichen Ausdruck nach zu kennzeichnen, sondern er hat auch in einem ungemein dankenswerthen Anhange eine vortreffliche Uebersicht über diejenigen schriftstellerischen Erzeugnisse gegeben, in welchen die Sprache des Volkes, das sogenannte Vulgärgriechische, einen mehr oder weniger getreuen Ausdruck gefunden hat. Die unglückselige Frage der Schriftsprache, welche die Gemüther der heutigen Hellenen zu Zeiten nicht minder lebhaft aufregt als jene andere, ob Trikupis oder Delijannis Ministerpräsident sein soll, wurzelt im byzantinischen Mittelalter und kann nur durch das Studium der mittelalterlichen Gräzität begriffen, freilich nicht gelöst werden.

Im alten Griechenland müssen wir uns den Abstand der Schriftsprache von der Umgangssprache der Gebildeten — nicht von den Volksmundarten, denn dieser ist allenthalben sehr bedeutend — gewiß größer vorstellen, als wir ihn bei den modernen Kulturvölkern beobachten. Die Attiker, welche auch ihre prosaischen Schöpfungen in erster Linie als Kunstwerke gaben, haben, nach dem Zuge

ihrer ganzen Kunſtanſchauung, auch die Sprache idealiſirt und ſtiliſirt. Die griechiſche Gemeinſprache, welche ſeit den Kriegen Alexanders in einem ungeheuer großen Gebiete Verkehrsſprache geworden war, hat in der Literatur niemals einen vollkommenen und energiſchen Ausdruck gefunden, und ſelbſt des Polybios ehrliche Soldatennatur hat ihr nur einen leiſen, freilich dem Kenner leicht wahrnehmbaren Einfluß auf ſeinen Stil geſtattet. Attiſch zu ſchreiben blieb, bis auf einzelne Sonderlinge, immer das erſtrebenswertheſte Ziel, und es iſt erſtaunlich, bis zu welchem Grade Einzelne demſelben nahegekommen ſind. Die Kluft zwiſchen dem immer und immer wieder kopirten Attiſchen und der ohne Rückſicht darauf ſich entwickelnden, wenn auch gewiß durch den altgriechiſchen Schulunterricht immer noch im Zaume gehaltenen Umgangsſprache der gebildeten Kreiſe erweiterte ſich im Laufe der Jahrhunderte naturgemäß immer mehr. Wir dürfen kaum daran zweifeln, daß im Beginn der byzantiniſchen Zeit nicht nur die Laute des Altgriechiſchen längſt in erheblicher Weiſe ſich verändert hatten, ſondern daß auch der Wortſchatz durch Verluſt alten Sprachgutes, durch Aufnahme zahlreicher lateiniſcher Lehnworte ſtark abweichend geſtaltet war, und daß Fügungen, die zu den hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten des heutigen Griechiſch gehören, wie die Umſchreibung des Futurs, des Infinitivs, bereits gewöhnlich geworden waren. Die Literatursſprache verhielt ſich ablehnend gegen ſolche Erſcheinungen. Ausſchlaggebend war dafür, daß die byzantiniſchen Schriftſteller faſt alle nicht aus dem Volke ſtammten, ſondern den höchſten Geſellſchaftskreiſen angehörten; es waren Kaiſer, Patriarchen, Miniſter; oder es waren wenigſtens Leute, deren Monopol die Ueberlieferung und Behütung des Altgriechiſchen war, Mönche und Schulmeiſter. Hiſto-

riker wie Malalas und Theophanes haben trotzdem den Versuch gemacht, ihre Sprache der Volkssprache bis zu einem gewissen Grade anzunähern, der erstere weitergehend als der zweite. Es ist kein Zweifel, daß damals auf diesem Wege zur Schöpfung einer neuen griechischen Schriftsprache gelangt werden konnte. Aber die literarische Restauration der Komnenenzeit hat diese Versuche verschüttet, und sie sind nicht wieder aufgenommen worden. Als Reaktion dagegen wagen sich nun immer zahlreicher solche Produkte an die Oeffentlichkeit, in welchen die wirkliche Volkssprache einen Ausdruck sucht. Freilich mehr sucht als findet; denn ihre Verfasser sind entweder von so grauenhafter sprachlicher und stilistischer Verwahrlosung, daß bei einigen von ihnen höchstens vom Stammeln eines Idioms die Rede sein kann, oder der Schulmeister, der ihnen in der Jugend die altgriechischen Formen eingeprägt hatte, sitzt ihnen noch immer im Nacken. Den Höhen, auf welchen wirkliche Literatur gemacht wurde, blieben diese Verfasser und Bearbeiter von Volksbüchern dauernd fern. Nur die Bettelpoeten, wie Tzetzes und Prodromos, haben beiderlei Sprachgattungen nicht ohne Geschick gehandhabt.

Die Geschichte der mittelgriechischen Vulgärsprache ist ebenfalls noch zu schreiben. Ich glaube, wir dürfen sie von dem französischen Gelehrten Jean Psichari, einem geborenen Griechen, in hoffentlich nicht allzu ferner Zeit erwarten. Er hat in kleineren und größeren Arbeiten rühmlichstes Zeugniß davon abgelegt, daß er die Probleme klar erfaßt, den Stoff sicher beherrscht und eine ungewöhnliche Begabung zur Behandlung sprachwissenschaftlicher Fragen besitzt. Er ist, soweit ich sehe, neben dem ausgezeichneten griechischen Forscher Georg Hatzidakis der einzige, von dem die neugriechische Sprachwissen-

schaft zunächst Förderung zu hoffen hat. Denn Krumbacher dürfte noch für längere Zeit durch rein philologische Arbeiten in Anspruch genommen sein, und die früher Gutes versprechende Kraft von Karl Foy scheint diesen Studien endgültig verloren gegangen zu sein.

Ich habe von einem fremden Forschungsgebiete aus, von dem ich allerdings oft genöthigt bin, meine Blicke auf den byzantinischen Literaturkreis hinüber zu werfen, Herrn Krumbachers werthvolle Gabe zu würdigen versucht. Es ist möglich, daß mein Urtheil dadurch beeinflußt worden ist, daß ich aus diesem Buche von Seite zu Seite so sehr viel gelernt habe. Aber ich meine, daß auch andre, welche enger mit diesen Studien verknüpft sind, anerkennen werden, welch ein tüchtiges Stück Arbeit hier gethan worden ist. Man überblickt jetzt bequem das Viele, was schon geleistet ist, das Viele, was noch zu leisten ist. Die wüsten und weiten Räume der Literaturgeschichte hat Krumbacher wohnlich gemacht und zu bequemerer Orientierung hergerichtet. Und er darf über die Thür des neuen Hauses getrost die Worte schreiben, die Lessing seinem „Nathan" vorgesetzt hat: Introite, nam et hic dii sunt.

XV.

Athen im Mittelalter.

(1889.)

„Wohlwollende Freunde meiner Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter werden, ſo denke ich, es von vornherein erklärlich finden, daß mich der Wunſch beſeelte, auf dieſes Werk ein zweites, an Umfang geringeres, folgen zu laſſen, welches die Schickſale Athens in demſelben Zeitalter zum Gegenſtande hat. Sie werden den Trieb dazu als folgerichtig anerkennen und es gutheißen, daß ich die Geſchichte des mittelalterlichen Rom wie die eine Seite einer Medaille betrachtete, der noch die andere mit dem Bilde Athens hinzuzufügen war, mochte dieſes ähnlich oder nicht, gelungen oder mißlungen ſein.“

Mit dieſen Worten ſchließt Ferdinand Gregorovius die Vorrede zu dem Buche, mit welchem er die deutſche Literatur um ein neues klaſſiſches Werk bereichert hat. Auch dieſe zweite Seite der Medaille iſt in ihrer Ausführung ſo gelungen, wie es von der bewährten und gereiften Kunſt des Verfertigers nicht anders zu erwarten war. Aber die Vorlage, welche der ſchöpferiſchen Nachbildung zu Grunde liegt, iſt bei der einen Seite in weſentlich verſchiedenem Zuſtande als bei der anderen. Dort prachtvolle ungeſchmälerte Erhaltung der Zeichnung mit ihren lebensvollen Umriſſen und der liebevollen Aus-

führung der Einzelheiten; hier ein durch die Ungunst der Zeiten beschädigtes, verwischtes, zum großen Theil bis zur Unkenntlichkeit entstelltes Bild. Rom ist auch im Mittelalter die Hauptstadt der Welt gewesen. Ihr Geschichtschreiber hat das Aufsteigen und den beginnenden Niedergang der weltbeherrschenden Macht des Papstthums zu schildern, das Ringen der weltlichen Gewalt mit der geistlichen, genußfreudiges Hofleben und aufstrebende Bürgertugend, eine Stadt, die aus Brand und Zerstörung immer herrlicher nnd unvergleichlicher wieder aufblüht, geschmückt mit Palästen und Kirchen, mit Meisterwerken der Malerei und Bildnerei. Ganz anders Athen. Auch Athen ist einmal die Hauptstadt der Welt gewesen, in anderem Sinne freilich als Rom. Eine in der Geschichte der Menschheit ohnegleichen dastehende Blüthe geistiger und künstlerischer Entwickelung ist hier in einem kurzen Zeitraum zur Reife gekommen. Was hier gedacht und geschaffen worden ist, das hat den barbarischen Orient der Zivilisation erschlossen und hat dem Militärstaat der Römer den Gährstoff geistiger Entwickelung zugeführt; es hat sich selbst in der Verflachung und Verwässerung durch die Römer mächtig genug erwiesen, um die geistige Umgestaltung des Mittelalters in der italienischen Renaissance herbeizuführen, und es hat später, in Deutschland in seiner ursprünglicheren Gestalt wieder entdeckt und erkannt, noch einmal der neuen Bildung die Bahnen gewiesen. Aber dieser geistige Primat ist niemals mit einem weltlichen verknüpft gewesen. Die Stadt Athen war weder im Alterthum noch im Mittelalter die politische Hauptstadt Griechenlands — erst in neuester Zeit ist sie das in einem noch immer beschränkten Sinne geworden — geschweige denn die politische Hauptstadt der Welt. Professoren, die an ihrer Universität lehrten, haben jene Wir-

kungen ausgeübt, Bücherrollen, die von hier aus in die Welt wanderten, Bildsäulen und Bauwerke, die jahrhundertelang verschüttet unter der Erde lagen und langsam und trümmerhaft derselben wieder abgerungen wurden.

Die Stadt selbst sinkt nach der kurzen politischen Höhe, zu der sie Perikles empor gehoben, immer tiefer und tiefer. Sie wird im Mittelalter eine kleine, unbedeutende Provinzstadt, materiell verkommen und geistig verfallen, welche man flieht, weil man dort zum Barbaren zu werden fürchtet. Die byzantinischen Strategen wie die fränkischen Herzöge residiren lieber in Theben als in Athen. Lange Jahrhunderte ist die Stadt so gut wie ganz vergessen, ihre Geschichte in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Höchstens die Burg, das Kastell Setines, wie man im Abendlande sagte, behält als militärischer Punkt einige Bedeutung. Die Bildwerke werden geraubt und verschleppt, die Säulen der Tempel umgestürzt, die Mauern geschleift, der heilige Oelwald verbrannt; noch zu einer Zeit, wo man glauben durfte, die Leidensgeschichte der Stadt habe ihren Höhepunkt längst erreicht, sprengt eine Bombe den Parthenon mitten auseinander. Als das neue Königthum aufgerichtet wurde, hielt der erwählte Herrscher seinen Einzug in einen Trümmerhaufen, wo eine arme, verkommene, mehr albanesische als griechische Bevölkerung in schmutzigen Lehmhütten zwischen den Ruinen des Alterthums, im Schutt von Kirchen und Straßen, wohnte.

Eine solche Stadtgeschichte zu schreiben, ist eine ebenso melancholische, wie schwierige und entsagungsvolle Arbeit. Kein Schriftsteller des Mittelalters, weder ein einheimischer noch ein fremder, hat die Geschichte Athens in diesen dunklen Jahrhunderten dargestellt; erst der Todeskampf der Griechen gegen die einbrechenden Osmanen hat in dem Athener Chalkokondylas einen Schilderer gefunden,

dem aber auch die Geschichte seiner Vaterstadt hierin etwas sehr Nebensächliches ist. Keine Katakomben melden hier vom Erstehen und Erstarken der Christengemeinde; keine Stadtchroniken, keine Stadtpläne, kaum ein dürftiges Mirabilienfragment sind uns erhalten. Das Wenige, was das Mittelalter geschaffen hat, ist in Athen wie in Griechenland überhaupt völlig verschwunden. Einige byzantinische Kirchlein in Athen, die Ruinen der thälerbeherrschenden fränkischen Burgen im Peloponnes und der Markuslöwe über einigen Stadtportalen sind so ziemlich das einzige, was aus einem Jahrtausend Geschichte übrig geblieben ist. In Griechenland knüpft die neueste Zeit überall scheinbar unvermittelt an das Alterthum an. Es gilt den dürftigen und versteckten Erwähnungen Athens in den Werken der byzantinischen Geschichtschreiber nachzugehen, die zu den ödesten und unerfreulichsten Erzeugnissen gehören, welche die Literatur aller Zeiten und aller Völker hervorgebracht hat. Es gilt die abendländischen Archive zu durchforschen und nach Urkunden zu stöbern, in welchen die Beziehungen der westlichen Mächte zu Athen irgend einen Ausdruck gefunden haben. Das ist eine mühevolle und abschreckende Kleinarbeit, wo nicht allzu häufig ein glücklicher Fund die Anstrengungen des suchenden Forschers lohnt. Der große Karl Hopf hat sie zu dem bedeutenderen Theile schon gethan. Sein monumentales Werk, leider nicht durch Schönheit der Maße und Linien ausgezeichnet, ist die feste Grundlage für alle Studien auf dem Gebiete der mittelalterlichen Geschichte Griechenlands; seine Rüstkammern haben alle, die darüber geschrieben haben, bis auf den heutigen Tag benutzt. Auch Gregorovius. Aber Gregorovius hat die Untersuchungen Hopfs noch einmal gemacht; er hat sie bestätigt, ergänzt oder verbessert. Er hat die Archive Italiens, Siziliens und

Spaniens selbständig durchforscht und manchen neuen, werthvollen Beitrag gefunden. Er hat die topographische und archäologische Literatur über Athen, die seit den Tagen des Cyriakus von Ancona zu einer mächtigen Bibliothek angeschwollen ist, verwerthet; er hat aus den Arbeiten der rüstig aufstrebenden neugriechischen Geschichts- und Urkundenforschung Nutzen gezogen.

So ist dieses Werk entstanden, ein gewaltiger Threnos, ein Klagelied auf den Untergang der vornehmsten und edelsten Stadt der Welt. Aufgebaut auf vollständiger Kenntniß und Beherrschung der Thatsachen, getragen von reifer und ruhiger Beurtheilung der Völker- und Menschenschicksale, durchwärmt von wahrer Begeisterung für die ewige Größe der Blüthezeit von Hellas, aber auch von lebendiger Theilnahme an seinen Wandlungen, seinem Niedergange und seiner endlichen Auferstehung, so zieht die Darstellung abgeklärt, ruhig, im besten Sinne des Wortes vornehm an uns vorüber. Und wenn wir das Buch schließen, thun wir das mit dem Gefühl, eine ergreifende Tragödie mit durchlebt zu haben, die in unserer Brust Regungen des Mitleids und Schauer der Furcht aufrührt, die aber auch der kathartischen Wirkung nicht ermangelt.

Athen war im Mittelalter für das Abendland gänzlich sagenhaft geworden. Wie einst Perikles in seiner Lobrede auf die gefallenen Athener bei Thukydides es die Schule Griechenlands genannt hatte, so lebte es in der Ueberlieferung der christlichen Welt als Mutter aller Weisheit und Wissenschaft. Noch lange Zeit, nachdem die Hochschule Athens aufgehört hatte zu existiren — sie ist zur Zeit Justinians von selbst, wie es scheint, erloschen — läßt die Sage dort allerlei berühmte Persönlichkeiten ausgebildet werden. Dort soll die fabelhafte Päpstin Johanna

ſtudirt haben, dort der große Gräciſt Scotus Erigena; eine Epiſode des Romanes vom galliſchen Amadis läßt einen ihrer Helden ſeine Bildung in Athen holen, in der ſächſiſchen Weltchronik, in den Alexanderromanen ſpielt es die gleiche Rolle. Dieſe Tradition hatte das Mittelalter von den Römern überkommen. Die Hochachtung, welche die Römer in den letzten Zeiten der Republik und unter den Kaiſern vor griechiſcher Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft hegten, war eine unbegrenzte. Sie wirkte in ſichtlicher Weiſe auf die politiſche Behandlung des unterworfenen Landes ein. Trotz zahlreicher Unbotmäßigkeiten, trotz der immer mehr zu Tage tretenden Schwierigkeiten, die Selbſtverwaltung der griechiſchen Städte mit den Reichsintereſſen in Einklang zu bringen, haben die Römer auf Griechenland das Unterthanenverhältniß niemals vollſtändig in Anwendung gebracht. Mommſen hat dieſe Verhältniſſe mit bekannter Meiſterſchaft im fünften Bande der Römiſchen Geſchichte geſchildert. Beſonders über Athen ſchwebten ſchirmend die Geiſter der großen Vorfahren. Als Sulla die Stadt eroberte, die ſich im mithridatiſchen Kriege durch ihren, auch den Traditionen ihrer Vergangenheit zuwiderlaufenden Anſchluß an den aſiatiſchen König ſchwerer Pflichtverletzung ſchuldig gemacht hatte, wollte er ſie im erſten Anlauf des Zornes zerſtören; dann entſchloß er ſich, „den Lebenden um der Todten willen zu verzeihen". Derſelbe Gedanke wird dem größten Römer in den Mund gelegt: nach der Schlacht bei Pharſalus verzieh Cäſar den Athenern, die mit großer politiſcher Kurzſichtigkeit ſich dem Pompejus angeſchloſſen hatten; trotz ihrer großen Verſchuldung wurden ſie von den Todten gerettet, ſagte er, aber er fügte die Frage hinzu, wie oft ſie noch der Ruhm ihrer Vorfahren retten ſollte. Und als am Schluß das Verhängniß, welches das ganze Byzantinerreich zu

den Füßen der Osmanen niederwarf, sich auch an Athen erfüllte, da hat der furchtbare Eroberer Mohammed, ein unterrichteter und gebildeter Herrscher, dem die von den Arabern zu den Türken gekommene Vorstellung von Athen als der Vaterstadt der Philosophen nicht fremd geblieben sein wird, mit einiger Ehrfurcht der großen Vergangenheit der Stadt gedacht und ihre Bewohner mit ungewohnter Güte behandelt.

Trotz seiner Schonung der Stadt Athen hat Sulla ihr unheilbare Wunden geschlagen; in diesem Jahre 86 beginnt der unaufhaltsame Niedergang. Sie war ein offener, wehrloser Platz geworden; ihre Bedeutung als Handelsstadt war unwiederbringlich vernichtet, seitdem der Mittelpunkt des Handels in den Emporien der italischen Westküste ruhte. Die Bevölkerung schwindet, wie in ganz Griechenland, so auch hier; schon hundert Jahre vor der Schlacht bei Aktium weiß Polybios von Unfruchtbarkeit der Ehen und Rückgehen der Volksziffer zu berichten, und die römischen Bürgerkriege, deren Entscheidungsschlachten mehrmals auf griechischem Boden oder auf griechischem Meere geschlagen wurden, thaten das Uebrige. Die archäologische Begeisterung des Kaisers Hadrian für Athen ließ die Stadt eine kurze Nachblüte erleben; noch längere Zeit strahlte von den attischen Schulen der Philosophie und Beredsamkeit Licht aus in die heidnische Götterdämmerung. Der letzte kaiserliche Schwärmer, welcher dem Rad der Weltgeschichte in die Speichen fallen wollte, Julianus der Abtrünnige, hat als Prinz hier studiert; mit ihm zwei andere Männer, welche das triumphirende Christenthum unter seine vornehmsten Vorkämpfer zählt, der große Basilius und Gregor von Nazianz.

Unterdeß war der Stern Konstantinopels aufgegangen. Seitdem sich dieß mit Rom in die Herrschaft über die

römische Welt getheilt hat, liegt der Schwerpunkt aller Geschicke der Balkanhalbinsel und der Länder Asiens, welche derselben ihre Küsten zuwenden, am Bosporus, bis auf den heutigen Tag und wahrscheinlich noch für eine lange Zukunft. War Athen schon in der Römerzeit von Korinth, Patras und der augusteischen Gründung Nikopolis stark in den Schatten gestellt worden, so erlosch sein schwacher Schimmer jetzt ganz vor dem gewaltigen Glanze, welchen die märchenhafte Herrlichkeit der byzantinischen Hauptstadt ausstrahlte. Das gewaltsame Centralisirungssystem der Kaiser ließ alle griechischen Städte zu kümmerlichen Provinzialstädten herabsinken. Athen ward eine der unbedeutendsten unter ihnen. Es verschwindet für viele Jahrhunderte ganz aus der Geschichte. Längst hatte auch hier das Christenthum seinen siegreichen Einzug gehalten; freilich brauchte die Saat, die Paulus in seiner berühmten Predigt auf dem Areopag gesäet, in der Stadt der Platoniker und Neuplatoniker länger als anderswo Zeit, um aufzugehen. Der Parthenon war zur Marienkirche umgewandelt worden, die erste Leidensstation in der Geschichte dieses herrlichsten aller Göttertempel, und auf der Höhe, wo einst panathenäischer Festjubel erklungen war, residirte ein griechischer Erzbischof.

Von einem dieser Kirchenfürsten haben wir aus dem Ende des 12. Jahrhunderts Nachrichten über Athen. Es ist Michael Akominatos, ein ideal strebender und für das griechische Alterthum begeisterter Mann, der etwa im Jahre 1174 den atheniſchen Bischofsstuhl bestieg. Freilich erfahren wir auch von ihm nicht viel mehr als die allgemeine Thatsache der entsetzlichen Erniedrigung und der trostlosen Verkommenheit von Stadt und Volk. Eine verwüstete Stadt in einer verödeten Landschaft, eine Bürgerschaft ohne jede Ahnung von dem Werthe dessen,

was ihre Vorfahren geſchaffen, keine Regung geiſtigen Lebens, keine Spur materiellen Wohlſtandes, das ſind die Klagen, die ſich fort und fort durch ſeine Reden und Briefe ziehen. Er, dem die Schwärmerei für die helleniſche Vorzeit den Wunſch eingegeben hatte, Athen zur Metropole zu erhalten, iſt durch die Wirklichkeit in der grauſamſten Weiſe enttäuſcht worden; er hat jenen Schmerzensruf ausgeſtoßen, er wolle fort von Athen, weil er fürchte, dort zum Barbaren zu werden. Und nicht einmal der Beſitz der herrlichſten Kathedrale, die er ſelber einen wunderſchönen, hellſtrahlenden Tempel nennt, die heilige Wohnung des aus der Gottesmutter leuchtenden wahren Lichtes, konnte ihm den täglichen Anblick des Zerrbildes einſtiger Größe erträglich machen.

Er wurde von dieſer Pein endlich erlöſt, aber freilich auf andere Weiſe, als er geahnt und gewünſcht hatte. Unter dem Schwerte abendländiſcher Eroberer brach der byzantiniſche Kaiſerthron zuſammen, und auch Athen wurde in ein neues Verhängniß hineingeriſſen. Seit langen Jahrhunderten brauſten um das byzantiniſche Reich die Wogen gewaltiger Völkerſtürme. Gothiſche Horden hatten mit Mord und Brand ſeine blühendſten Provinzen durchzogen. Dann kamen die Slawen, die Avaren, die Bulgaren und wie ſonſt das Völkergewimmel hieß, das ſich aus Nord und Nordoſt über das Reich ergoß. Die ſlawiſchen Serben wie die nichtſlawiſchen Bulgaren haben, fortgeriſſen von der Thatkraft einzelner bedeutender Männer, mächtige Reiche gegründet, die das byzantiniſche Reich mehr als einmal an den Rand des Unterganges brachten, aber ihre Schöpfer niemals überdauerten. Slawen haben auch Griechenland zu wiederholten Malen beſetzt und ſich zum Theil dort auf dem Lande in dauernden Wohnſitzen eingerichtet; ſie haben ohne Zweifel die griechiſche Bevöl-

kerung in einzelnen Strichen stark mit fremdem Blute durchsetzt, aber sie haben sonst keinerlei greifbare Spuren ihres Schaltens zurückgelassen. Athen ist von ihnen gänzlich frei geblieben. Eine Provinz nach der anderen war auf diese Weise von dem sich zersetzenden Reiche abgebröckelt worden, und bereits pochten die furchtbaren Osmanen an den Pforten Europa's. Aber immer noch hielt der wunderbare Staatsmechanismus, den das politische Genie der Römer geschaffen hatte, Stand, und immer wieder kam ein und der andere kraftvolle Kaiser auf den Thron, der das Reich so ziemlich in seinem alten Machtumfange wieder herstellte. Da erstürmte im Jahre 1204 ein Haufen lateinischer Kreuzfahrer, der sich zum Werkzeug der ehrgeizigen Politik des gewaltigen Dandolo hergab, die Kaiserstadt am Bosporus und plünderte sie unter entsetzlichen Gräueln. Es war eine der kühnsten, aber auch eine der brutalsten und zugleich der unklugsten Thaten, welche die Geschichte kennt. Sie hat den Türken den Weg nach Europa geöffnet.

Die künstliche Schöpfung des lateinischen Kaiserthums brach nach einem halben Jahrhundert in sich zusammen. Aber nachhaltiger waren die Wirkungen, welche dieses Ereigniß auf Griechenland hatte. Hier entstanden im Gefolge desselben zwei fränkische Reiche, das Fürstenthum Achaja und das Herzogthum Athen. Diese Feudalstaaten haben Griechenland nach fast einem Jahrtausend geschichtslosen Dahindämmerns eine neue Geschichte gegeben, aber freilich nur eine fremde Geschichte, die sich auf griechischem Boden abspielte. Die westländischen Ritter und Barone, welche ihre ragenden Burgen mit dem Lärm und der Pracht ihrer Feste und Turniere erfüllten, haben ohne jedes Verständniß der Vergangenheit und der Eigenart des Volkes, unter das sie verschlagen waren, gegenüber

geſtanden und ſind deßhalb allezeit Fremdlinge auf helleniſchem Boden geblieben. Sie haben eine Verſchmelzung mit dem nationalen Element weder angeſtrebt, noch erreichen können. Die Reſte ihrer Schlöſſer dienen mancher Gegend Griechenlands als landſchaftlicher Schmuck; einige Stoffe der abendländiſchen Ritterdichtung ſind damals in die griechiſche Literatur übergegangen, und die Aufnahme zahlreicher romaniſcher Fremdwörter hat die griechiſche Sprache noch mehr entſtellt, als ſie es ohnehin ſchon war; ſie ſelbſt aber ſind dahingegangen, ohne irgendwelche Spur in der Phyſiognomie des Griechenvolkes zurückzulaſſen.

Der Gründung Champlitte's in Morea war eine längere Dauer beſchieden, als dem franzöſiſchen Herzogthume Athen. Zerwürfniſſe mit den Fürſten Achaja's, Bedrängniſſe durch die Venezianer, die ſich auf den Inſeln feſtgeſetzt hatten, Kämpfe mit den Byzantinern, die nach der Wiederaufrichtung ihres Thrones die griechiſchen Provinzen zurückzuerobern trachteten, haben den kleinen Staat zu keiner gedeihlichen Entwicklung kommen laſſen. Die furchtbare katalaniſche Söldner-Kompagnie, welcher Walter von Brienne den bedungenen Lohn nicht ausgezahlt hatte, vernichtete ſein glänzendes Heer in mörderiſcher Schlacht (1311) und das burgundiſche Herzogthum Athen verſank in den Sümpfen des Kephiſſos. Eine herrenloſe Bande von Lanzknechten zog in die Akropolis ein, wo die griechiſche Panagia ſchon längſt der lateiniſchen Madonna hatte weichen müſſen. Unfähig, das Land ſelbſt zu behaupten, boten ſie es dem König Friedrich II. von Sizilien an, und ſo ward Athen eine Sekundogenitur des ſizilianiſchen Hauſes Aragon. In dieſem Verhältniß beherrſchten die Katalanen ſiebzig Jahre lang das Land, deſſen in den fortwährenden Kriegen verarmte Bewohner völlig zu rechtloſen Heloten herunterſanken.

Auf die Franzosen und Spanier folgten Italiener als Herren der unglücklichen Stadt. Niccolo Acciajoli, ein Florentiner Bankier, hatte es durch seinen Reichthum, seine Klugheit und Gewandtheit zu hohen Würden gebracht und war unter anderm vom Fürsten Robert von Achaja mit Korinth belehnt worden. Sein Neffe und Adoptivsohn Nerio stürzte von hier aus die katalanische Herrschaft und zog als Herr in die Stadtburg von Athen ein (1387). Die Beziehung, welche sich so zwischen dem aufstrebenden Neu-Athen am Arno und dem verfallenen am Ilissos bildete, entbehrt nicht eines besonderen Reizes, wenn sie auch nur eine Wirkung des Zufalls ist. Eine milde und menschliche Herrschaft löste das Regiment der wilden Soldateska ab. Verschmelzungen des einheimischen und fremden Elementes kamen vor; ein Medici hellenisirt sich zum Jatros. Eine Nationalpartei regt sich, die allerdings in den Kämpfen, welche nach Nerio's Tode um die Nachfolge entbrannten, nichts eiligeres zu thun hat, als die Türken zu Hülfe zu rufen. Zum ersten Male besetzen diese die offene Unterstadt; und gleich darauf erscheint zum ersten Male der Markuslöwe auf den Zinnen der kekropischen Burg (1394). Nicht für lange, denn schon nach acht Jahren gewinnt Nerio's Bastard Antonio die Stadt seinem Hause zurück. Noch ein halbes Jahrhundert lang geboten Herzöge aus der Familie Acciajoli in Athen. Dann zermalmte das ungeheure Schicksal, welches das byzantinische Kaiserreich für immer umstürzte, auch dieses armselige Thrönchen. Der letzte fränkische Herzog zog, begleitet von seiner griechischen Gemahlin, zum Thore der Akropolis heraus, und der Parthenon wurde zur türkischen Moschee (1458).

Heute herrscht reges Treiben und Schaffen in den Straßen der schmucken Hauptstadt des griechischen König-

reichs. Denn eine deutsche Kaisertochter zieht als die Verlobte des jungen Thronfolgers ein, und ihr mächtiger Bruder wird in wenigen Tagen mit einem stattlichen Kriegsgeschwader in den Hafen des Piräeus einlaufen. Zugleich mit ihm versammelt sich eine Menge fremder Fürsten an dem kleinen Hofe des ehemaligen dänischen Prinzen, und ein großes Festmahl wird auf den Höhen der Akropolis stattfinden, wo zwar längst nicht mehr das Erzbild der jungfräulichen Göttin in die attische Ebene herniedergrüßt, wo aber auch der mächtige Frankenthurm und das schlanke Minaret, die Sinnbilder drückender Fremdherrschaft, verschwunden sind.

Man denkt sich in diesen Tagen gern in vergangene Zeiten zurück, an welchen Athen Kaiserbesuche empfangen hat. Des Kaisers Hadrian, des begeisterten Freundes der Stadt, wurde bereits gedacht. An ihn erinnern vor allem die noch aufrecht stehenden Riesensäulen des von ihm vollendeten Zeustempels, der so recht eigentlich der Ausdruck der Verschmelzung des römischen mit dem griechischen Geiste war; denn bereits Pisistratus hatte den Bau begonnen. Später haben dann einige byzantinische Kaiser die verschollene Stadt des Perikles mit ihrem Besuche beehrt. Vielleicht der Isaurier Zeno, der im Jahre 486 nach Hellas und dem Peloponnes und daher wohl auch nach Athen gekommen war; jedenfalls Constans II., welcher, auf einer Fahrt nach dem Abendlande begriffen, im Winter 662 im Hafen von Piräeus einlief und bis zum nächsten Frühjahre in Athen verweilte Fünfhundert Jahre später hielt der furchtbare „Bulgarentödter" Basilius II. seinen Einzug auf der Akropolis. Er hatte durch die endgültige Niederwerfung des Reiches der Bulgaren, deren er 15000 mit entsetzlicher Grausamkeit blenden ließ, für lange Zeit den Sieg des Griechen-

thums über die Barbaren entschieden, und er brachte in der Kirche der Panagia Dankgebete für seinen Sieg dar und schmückte dieselbe mit vielen kostbaren Weihgeschenken. Endlich finden wir im Jahre 1208 den lateinischen Kaiser Heinrich von Byzanz in Athen als Gast Otto's de la Roche. Er kam von Theben, das er für diesen wiedererobert hatte, und blieb zwei Tage in Athen, um dann nach Euböa hinüber zu gehen. Es würde interessant sein, zu erfahren, in welcher Weise diese Fürsten in Athen empfangen worden sind; aber die Chronisten melden geschäftsmäßig nichts als die bloße Thatsache.

Die Beziehungen Athens zu den byzantinischen Kaiserhäusern sind damit noch nicht erschöpft. Zwar unter den Männern verschiedenster Herkunft, welche den Kaiserthron in Konstantinopel bestiegen haben, befindet sich kein einziger Athener, wie denn überhaupt Athen während des ganzen Mittelalters keinen einzigen bedeutenden Mann hervorgebracht hat: es hat seine Zeugungskraft in der kurzen Spanne seiner antiken Blütezeit erschöpft. Aber zweimal haben Athenerinnen das Diadem der byzantinischen Kaiserin getragen. Die erste war Athenais, die Philosophentochter, welche im Jahre 421 Theodosius II., der Sohn des Arkadius, unter dem Namen Eudokia zu seiner Gemahlin machte. Das anmuthige Mädchen, welches an den Ufern des Ilissos mit den Freunden ihres Vaters spazieren ging, in anregender Rede und Gegenrede philosophische Lehrmeinungen erörternd, ist später zur fanatischen Frau geworden, welche mit den schmutzigen und verwilderten Mönchen vom Libanon verkehrte. Sie hat früh den Weg von Athen nach Jerusalem gemacht, den später so Viele betreten haben, die der hellenischen Weltanschauung untreu geworden sind, und sie stellt in ihrer Person den Uebergang des sinkenden Heidenthums in die christliche

Neugestaltung der Dinge dar. Die zweite athenische Kaiserbraut war Irene, die sich 770 mit Leo, dem Sohne des Kaisers Konstantin Kopronymos, verband und an seiner Seite 775 den Thron bestieg. Nach dem frühen Tode ihres schwachen Gemahls lenkte sie als Kaiserin-Mutter das Reich, mit ungewöhnlicher Thatkraft, aber auch mit unmenschlicher Grausamkeit. Sie hat glückliche Kämpfe gegen die Slawen führen lassen, und sie hat auf dem ökumenischen Konzil zu Nicäa die Wiedereinführung des Bilderkultus durchgesetzt. Zum Dank dafür hat die Kirche sie unter ihre Heiligen aufgenommen, nicht beirrt dadurch, daß sie ihren eigenen Sohn blenden und verstümmeln ließ.

Wer in diesen Tagen die Hochzeitsfeierlichkeiten in Athen mit ansieht, der wird freundlichere Bilder zu verzeichnen haben, als die sind, welche der Rückblick in das Mittelalter der Stadt erscheinen läßt. Aus Schutt und Asche ist mit wunderbarer Schnelligkeit in kürzester Zeit eine Hauptstadt erstanden, die jetzt bereits 100 000 Einwohner zählt; der Piräeus, der zum elenden Fischerdorf herabgesunken war, ist zur volkreichen Hafenstadt geworden. Niemals, so lange die Stadt steht, ist sie in solchem Sinne der Mittelpunkt der griechischen Nationalität gewesen, wie heute. Wohlstand und behagliches Leben ist in sie eingezogen, manches reiche und vornehme Haus schmückt die schönen Straßen und Plätze, ein reich entwickeltes Schulwesen hebt die jahrtausendelang vernachlässigte Bildung des Volkes, das sich wieder bewußt geworden ist, welche Verpflichtungen ihm so edle Abstammung auferlegt. Die Akropolis, in den barbarischen Zeiten ein festes, ummauertes Kastell, ist jetzt zum Museum geworden, und die einzige Besatzung desselben sind die Invaliden, welche zu Hütern desselben bestellt sind. Auf ihrer Höhe beten nicht mehr Verehrer der Pallas, der

Jungfrau Maria oder des bilderlosen Allah, sondern Gläubige aus allen Nationen pilgern dort hinauf, die einig sind in dem Kultus der ewig unvergänglichen Schönheit.

Das ernste und doch so leicht erregbare Volk der Athener wird dem Jünglinge zujubeln, der als der Nächste die griechische Königskrone tragen soll, der erste Herrscher, welcher im griechischen Lande geboren, im griechischen Glauben erzogen ist. Gewiß knüpfen sich im stillen Herzen der Griechen kühne Hoffnungen an ihren Fürstensohn, der den verheißungsvollen Namen Konstantin trägt. Aber man darf nicht vergessen, daß auch russische Großfürsten mit Vorliebe Konstantin getauft werden. Von dem Schicksale der großen Konstantinsstadt am Bosporus hängt nach wie vor das Schicksal der orientalischen Welt ab und damit auch das Schicksal Athens.

XVI.

Das heutige Griechenland.

(1888.)

I.

Das Wort „intereſſant" hat eine etwas unerfreuliche Nebenbedeutung, wenn man es auf die verſchiedenen Völkerſchaften anwendet, welche mehr oder weniger unfriedlich auf der Balkanhalbinſel neben einander wohnen. Es pflegt in dem Geiſte des Weſteuropäers Vorſtellungen wach zu rufen von unmöglichen Landſtraßen und unreinlichen Nachtquartieren, von ſchlechter Verpflegung und höchſt unromantiſchen Räuberabenteuern, endlich von all dem politiſchen Herzweh und Kopfzerbrechen, welches dieſe Nationen und Nationchen ſeit langer Zeit den friedebedürftigen Staatslenkern Europas bereiten. Wenn man das Wort aber auf die Griechen anwendet, ſo muß es von jenem ironiſchen, halb feindſeligen und halb verächtlichen Beigeſchmack frei ſein. Die heutigen Griechen ſind unſeres ernſthaften Intereſſes lang ſchon werth, doppelt werth in einem Augenblicke, wo eine deutſche Kaiſertochter im Begriff iſt, als Gemahlin des griechiſchen Thronfolgers in die Stadt des Perikles einzuziehen.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man annimmt, daß die Mehrzahl der Gebildeten Deutſchlands im alten

Griechenland zwar leidlich Beſcheid weiß, über das neue aber ſchlechter unterrichtet iſt als über die afrikaniſchen Schutzgebiete. Reiſen nach Griechenland werden, außer von Leuten, die ihr Beruf irgendwie hinführt, noch immer nicht allzu häufig unternommen; die leidigen Zufälle einer Meerfahrt halten viele ab, auch nur die joniſchen Inſeln oder Athen zu beſuchen, und die Unbequemlichkeit des Reiſens und des Aufenthaltes im Innern des Landes nöthigt die meiſten Fremden, ſich auf die Beſichtigung der Hauptſtadt zu beſchränken. Von den deutſchen Gelehrten erfuhr man meiſtens nur — wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet — wieviel von dem alten Griechenland im neuen noch über der Erde ſteht oder der Erde abgewonnen wurde; von den Zuſtänden des Landes, das für ſie theils ein großes Muſeum, theils ein merkwürdiger Schutthaufen iſt, haben nur wenige im Vorbeigehen Notiz genommen. So kommt es, daß unſere Literatur, die über Serbien und Bulgarien muſterhafte Werke beſitzt, über Griechenland keines aufzuweiſen hat, welches, auf der ſogenannten „Höhe der Zeit" ſtehend, uns über ein Land aufklärte, in deſſen Vergangenheit immer noch zum großen Theile die Erziehung unſerer Kinder wurzelt.

Niemals werde ich den eigenthümlichen Eindruck vergeſſen, den ich hatte, als ich zum erſten Male — es war in Korfu — durch eine griechiſche Straße ging und die Aufſchriften auf den Häuſern und über den Läden betrachtete. Es war ja nicht das überwältigende Gefühl wie damals, als ich zum erſten Male das Meer ſah, auch nicht das freudig ängſtliche Herzklopfen, mit dem ich zum erſten Male bei den Thermen des Diokletian aus dem Eiſenbahnwagen ſtieg und mir ſagte: nun biſt du in Rom. Aber es war doch ſeltſam genug, dieſe alten, wohlbekannten Schriftzeichen, die mich als Knaben aus den Teubner'ſchen

Textausgaben griechiſcher Klaſſiker oft bis in den tiefſten Traum — nicht immer freundlich — verfolgt hatten, jetzt auf dem Aushängeſchild eines wirklichen und lebendigen Schuſters oder Schneiders wiederzufinden. Und ich war ganz glücklich, als ich, vertieft in die Aufſchrift eines Bakteriopolion — was nicht Bazillen-, ſondern Stockhandlung heißt — von dem Beſitzer in das Geſchäft genöthigt wurde, wo man mir mit großer Beredtſamkeit, von der ich damals nicht den dritten Theil verſtand, einen etwas zweifelhaften Olivenknüppel für eine Drachme aufſchwatzte. Hätte mich ein junger Archäologe ſo andachtsvoll vor dieſen Häuſern ſtehen geſehen, er würde mich wahrſcheinlich im Grunde ſeines Herzens tief verachtet haben. Freilich, viel merkwürdiges ſteht ja nicht darauf — aber, du lieber Gott! die Inſchriftſteine, welche wir in unſeren Sammlungen neugierig von allen Seiten zu begucken pflegen, enthalten ja häufig auch nicht viel intereſſanteres. Und jemanden, der Augen zum ſehen und Ohren zum hören hat, können auch jene unſcheinbaren Schilderaufſchriften mancherlei lehren. Auf jenem Laden ſtand Bakteriopolion, und *βακτηρία* iſt ein gutes altgriechiſches Wort; es bedeutet „Stock“. Der Händler ſelbſt aber ſprach nicht von einer bakteria, ſondern von einem bastuni. Da ſieht man gleich die tiefe Kluft, welche in Griechenland zwiſchen Volksſprache und Schriftſprache klafft. Das Volk ſagt allenthalben in Griechenland für „Stock“ bastuni, was aus dem italieniſchen bastone entlehnt iſt.

Dieſe Frage der Sprache iſt eine dornenvolle für jeden Beſucher des Landes, dem es überhaupt darum zu thun iſt, mit den verſchiedenen Schichten des Volkes perſönlich in Berührung zu treten; ſie wirkt geradezu labyrinthiſch verwirrend, wenn man ſich ernſtlich mit ihr be-

ſchäftigt. Wie oft bin ich gefragt worden: „Was ſpricht man denn eigentlich in Griechenland für eine Sprache?“ und habe ein ſehr erſtauntes Geſicht geſehen, wenn ich darauf antwortete: „Griechiſch“. Gewiß, die modernen Träger des Griechennamens, mögen ſie nun im Königreiche ſelbſt wohnen oder in Konſtantinopel oder in den zahlreichen griechiſchen Ortſchaften von Epirus, Mazedonien und Kleinaſien, ſprechen griechiſch. Aber trotzdem kann keiner, der mit einer noch ſo vorzüglichen Note im Griechiſchen bei uns das Gymnaſium verlaſſen hat, mit den Griechen reden, eben ſo wenig wie ihm ſein Latein die Verſtändigung mit einem Italiener ermöglicht. Die mehr als zweitauſend Jahre, die ſeit dem großen Alexander dahingegangen ſind, haben tiefe Spuren in dem Antlitz der griechiſchen Sprache zurückgelaſſen. So wenig wie das Franzöſiſche heut dasſelbe iſt wie zur Zeit des Rabelais oder gar des Rolandsliedes, ſo wenig wie ein Deutſcher die Kudrun oder das Ludwigslied ohne weiteres verſteht, ebenſo wenig würde ſich der auferſtandene Perikles ohne weiteres mit Trikupis unterhalten können. Der Laie meint gewöhnlich obenhin, nur die Ausſprache habe ſich erheblich geändert. Ach nein, es iſt viel mehr. Und die ganze, nachgerade berüchtigte Sache mit der Ausſprache beruht zumtheil auf falſcher Auffaſſung. Wenn helios, das altgriechiſche Wort für Sonne, heut ilios geſprochen wird, ſo iſt eben eine Veränderung der Laute in dem Worte vor ſich gegangen: das h im Anfang iſt verſchwunden, und das lange e iſt zu i geworden. Manche Heißſporne bei uns halten die Kluft zwiſchen Alt- und Neugriechiſch für überbrückt, wenn in unſeren Schulen das Altgriechiſche mit der heut vorhandenen Geltung der Laute geleſen und gelernt würde. Der Beifall ſämmtlicher Griechen iſt derartigen Beſtrebungen ſicher. Doch iſt ihr

Erfolg durchaus nicht ein unzweifelhafter, weil die Voraussetzungen, auf denen solche Vorschläge beruhen, zumeist falsch sind. Aber selbst wenn sich unsere Unterrichtsverwaltungen wirklich einmal dahin entschließen sollten, würde der Musterabiturient eines deutschen Gymnasiums immer noch einem lebendigen Griechen sehr rathlos gegenüber stehen. Denn auch die Beugung der Haupt- und Zeitwörter hat sehr wesentliche und tief einschneidende Veränderungen erlitten; eine Menge alter Wörter, gerade für die gewöhnlichsten Begriffe, sind untergegangen und durch neue ersetzt worden, die theils aus den eigenen Schätzen der griechischen Sprache entnommen, theils aus anderen Sprachen entlehnt worden sind. Freilich, wer eine griechische Zeitung in die Hand nimmt, pflegt gewöhnlich nicht viel von diesen Dingen zu bemerken. Die schriftstellernde Welt Griechenlands bedient sich einer Sprache, welche mehr oder weniger eine Annäherung an die antike Schriftsprache anstrebt. So giebt es in Griechenland eine dreifache Sprachschicht: die verschiedenen, zum Theil ganz ungeheuer von einander abweichenden Volksmundarten, eine Durchschnittssprache der Gebildeten, die in Korfu und Athen, in Konstantinopel und Smyrna wesentlich die nämliche ist, und die Schriftsprache oder besser die Schriftdialekte. Im allgemeinen ist es ja bei uns nicht anders; aber während hier die Verkehrssprache der Gebildeten doch nur unwesentlich von der Schriftsprache abweicht, haben in Griechenland in Bezug auf letztere individuelle Ansichten und Bestrebungen ein zur Zeit noch gänzlich unabgeklärtes Chaos geschaffen, für welches der ordnende und schöpferische Genius erst von der Zukunft erwartet werden muß.

Eines steht fest: die Griechen haben allen Grund, auf ihre Sprache stolz zu sein, denn sie ist ein voll-

wichtiges Zeugniß dafür, daß der Zusammenhang zwischen ihnen und den alten Hellenen niemals unterbrochen worden ist. Man hat das ja bekanntlich geleugnet und in geistreicher und scheinbar überzeugender Weise nachzuweisen gesucht, daß die Bewohner des heutigen Griechenlands wesentlich Slawen sind. Das ist thöricht und unwissenschaftlich. Slawen haben allerdings im Mittelalter ausgedehnte Landstriche Griechenlands besiedelt und zahlreiche Ortsnamen als Zeugnisse ihrer Anwesenheit zurückgelassen; aber sie sind ebenso in der griechischen Bevölkerung aufgegangen, wie die Slawen der Mark Brandenburg in den Deutschen. Die Rasse ist dabei freilich wohl nicht überall ganz rein geblieben, und in anthropologischem Sinne werden die Griechen des Festlandes und des Peloponnes schwerlich als reine Griechen zu betrachten sein. Aber welches Volk kann sich heutzutage überhaupt reiner und unvermischter Abstammung rühmen? Nur darf dabei eine wichtige Thatsache nicht übersehen werden. Die heutigen Griechen stammen nicht ganz direkt von den Kämpfern bei Marathon und Salamis ab, sondern zunächst von den byzantinischen Griechen. Der griechische Geist in allen seinen Lebensäußerungen hat in dem langen Jahrtausend byzantinischer Geschichte nicht unwesentliche Ablenkungen und Umformungen erfahren. Das Christenthum, hier speziell in der Gestalt des oströmischen Christenthums, war vom mächtigsten Einfluß auf die Eigenart der Hellenen. Auch jetzt noch ist im Orient das Bekenntniß, wenn nicht alles, so doch das wichtigste; es bedeutet dort selbst in unserem Zeitalter des Nationalitätsprinzips mehr als nationale und sprachliche Zusammengehörigkeit. Wie viel mehr im Mittelalter, wo alle Haupt- und Staatsaktionen, wie im Occident mit dem Papstthum, so im Orient mit dem Patriarchat verknüpft

waren! Dieſes Patriarchat war auch in den düſterſten Zeiten der türkiſchen Fremdherrſchaft für die Griechen der hell leuchtende Stern nie untergehender Hoffnung, und die Türken wußten ſehr wohl, was ſie thaten, als ſie beim Beginn des griechiſchen Aufſtandes den Patriarchen an der Thür ſeiner Kirche aufhängten. Die byzantiniſche Periode iſt im allgemeinen wenig bekannt und noch weniger geſchätzt — wie mir ſcheint, nicht ganz mit Recht — und die Griechen ſelbſt knüpfen mit Vorliebe an das Alterthum an, ſtatt an das Mittelalter. Es iſt nur ein unbedeutender Zug, aber er iſt bezeichnend genug: ſie taufen ihre Kinder viel lieber Perikles und Achilleus als Nikolaos und Dimitrios. Ernſthafte hiſtoriſche Betrachtung wird nicht geneigt ſein, ſolche gewaltſame Luftſprünge der Phantaſie und der Nationaleitelkeit mitzumachen.

Auch für uns iſt, was die äſthetiſche Betrachtung betrifft, von der Vergangenheit Griechenlands das Alterthum das werthvollſte. Es iſt hier ganz anders wie in Italien, wo das in allen Lebensformen an Kulturinhalt ſo unendlich reiche Mittelalter gleichberechtigt neben dem Alterthum ſteht. Griechenland hat ſich nie einer beſonderen Fürſorge von Seiten der Hauptſtadt Byzanz zu rühmen gehabt; die Hauptwerke der byzantiniſchen Kunſt muß man anderswo ſuchen, in Italien und Sizilien, in Konſtantinopel und Südrußland, allenfalls in den Miniaturen der Athosklöſter. Ein oder zwei kleine, übrigens recht intereſſante byzantiniſche Kirchlein in Athen werden von den majeſtätiſchen Ruinen des Parthenon und des Theſeustempels vollſtändig in den Schatten geſtellt; ſie werden von den wenigſten flüchtiger Beachtung gewürdigt. Einige thalbeherrſchende fränkiſche Burgen im Peloponnes, genueſiſche und venezianiſche Kaſtelle auf den Inſeln und an den Küſten haben wenig mehr als landſchaftlichen

Reiz. Darum wird auch in Zukunft für die vielseitige und harmonische Ausgestaltung der Bildung, für die Vertiefung historischen Sinnes, für die Läuterung des Geschmackes eine Reise nach Italien dem Künstler wie dem Laien allezeit mehr Förderung bringen als eine Fahrt nach Griechenland.

Warum sollen wir also nach Griechenland gehen? Einmal, weil ein Höhepunkt in der Entwickelung menschlicher Kultur nur hier wirklich kennen gelernt und verstanden werden kann. Wie Goethe bekennt, daß ihm die homerische Dichtung erst lebendig geworden sei, als er beim Schaukeln des Schiffes auf südlichem Meere sie las, so geht der Sinn für die griechische Kultur und ihre Schöpfungen erst auf, wenn man sie im Zusammenhang mit den Bedingungen sieht, aus denen sie hervorgewachsen sind. Eine Pflanze im Herbarium ist nicht mehr dasselbe, was sie auf grüner Wiesenflur war; und wer hülflos vor den Parthenonskulpturen im britischen Museum gestanden hat, dem fällt der Schleier von den Augen, wenn er zum ersten Mal an den braunen Säulen des Tempels auf der Akropolis in die Höhe blickt. Die Griechen thun wohl daran, daß sie die Schätze ihres Landes, die früher vogelfrei nach allen Richtungen verschleppt wurden, jetzt eifersüchtig im Lande behalten. Das Museum in Athen enthält eine Fülle von Herrlichkeiten, an denen selbst monatelange Betrachtung nicht übersättigt, und wenn auch der Weg zum Hermes in Olympia weiter ist als der zu den Aegineten in München oder zu den Pergamenern in Berlin, so wirkt doch das Götterbild ganz anders, wenn man vorher in die einsame Größe der elischen Landschaft geblickt hat.

Denn das ist das zweite: die griechische Landschaft ist die schönste, die es in Europa giebt. Auf engem Raum

die größte Mannichfaltigkeit — welch' ein Abſtand iſt zwiſchen den ſchattenvollen Olivenwäldern Korfu's und der ſonnedurchglühten attiſchen Ebene, zwiſchen dem üppig wogenden Saatgefilde Meſſeniens und den wilden Felsgehängen des Parnaſſos! — und doch überall ſtilvolle Einfachheit von harmoniſcher Einheitlichkeit der Formen. Das Meer, das in ſeiner tiefen Bläue hier überall nur mit dem Himmel wetteifert, und die ruhigen, vornehmen Linien der Berge ſchaffen allenthalben den Eindruck, welchen Byron ſo unendlich einfach und darum ſo unendlich wahr in den Verſen gezeichnet hat: „the mountains look on Salamis, and Salamis looks on the sea". Noch weniger als die italieniſche Landſchaft bringt die griechiſche der perſönlichen Stimmung des Betrachters irgend etwas entgegen: ſie muß genommen werden, wie ſie iſt. Und manche werden ſich enttäuſcht von ihr abwenden. Dieſe laſſe man ruhig ihres Weges ziehen. Das iſt nicht der werthvollſte Beſitz, der ſich beim erſten Werben leichthin ergiebt. Wer ſich aber das Verſtändniß und den Genuß der griechiſchen Landſchaft ernſthaft errungen hat, der wird das immer unter die beſten Güter ſeines Lebens rechnen, und die Sehnſucht nach den Küſten des joniſchen und des ägäiſchen Meeres wird ihn nie wieder loslaſſen, wie ein Schluck aus dem Trevibrunnen unſtillbares Verlangen weckt nach dem ewigen Rom.

II.

„Das Griechenvolk, es taugte nie recht viel". Mit dieſem Ausſpruch Mephiſto's zum Homunculus mögen ſich diejenigen tröſten, welche bis auf den heutigen Tag möglichſt ungünſtige Vorſtellungen über die Neugriechen in die Welt geſetzt haben und nicht aufhören, über die entarteten Nachkommen großer Vorfahren zu jammern.

Dieſe Klage tönt bereits durch die Aufzeichnungen von Schriftſtellern der römiſchen Kaiſerzeit; niemals hätten danach die Römer erbärmlichere Unterthanen gehabt als das Griechenvolk. Als in den Kreuzzügen das Abendland zum erſtenmal nach langer Zeit mit den Byzantinern in Berührung kommt, beginnen ſofort die ſchwerſten Anklagen gegen dieſelben. Die Baiern, welche nach der Aufrichtung des griechiſchen Königsthrones mit König Otto ins Land gekommen ſind, können nicht müde werden, die ſchwärzeſten Dinge von ihren neuen Landsleuten auszuſagen. Und ein Baier war es auch, der vor nicht allzu langer Zeit in einem ſehr angeſehenen Blatte ſeinem Unmuthe über die Griechen in recht deutlicher Weiſe Luft machte. Man muß ſich hüten, hieraus übereilte Schlüſſe zu ziehen. Die Beſitzergreifung durch die Römer traf ein im Niedergange begriffenes Volk an; die elende Kirchthurmpolitik der griechiſchen Kleinſtaaten hatte alles öffentliche Leben gründlich vergiftet, und die Verwaltung des römiſchen Kaiſerſtaates, ſo bewunderungswürdig ſie als organiſatoriſche Leiſtung iſt, war durchaus geeignet, die ungünſtigen Seiten des Volkscharakters überall üppig in die Halme ſchießen zu laſſen. Die Heere der Kreuzfahrer zogen wie Mordbrenner durch die byzantiniſchen Provinzen, und die Politik von Byzanz war gegen jene nicht doppelzüngiger und treuloſer, als es die Politik im Mittelalter überhaupt zu ſein pflegte. Ohne Kenntniß der Verhältniſſe, aber mit um ſo mehr übermüthigen Anſprüchen kamen die Baiern ins Land; für ſich allein nahmen ſie die wichtigſten Stellen in Juſtiz und Verwaltung, in Schule und Heer, und konnten dabei nicht einmal griechiſch radebrechen. War es ein Wunder, wenn ihnen Trotz und Böswilligkeit allenthalben entgegenkam und wenn der Haß und die Verachtung endlich in mächtigem Sturme

ausbrachen, der auch den wohlmeinenden König und ſeine edle Frau vom griechiſchen Boden hinweg fegte? Nun, und der letzte Bajuvare, den ich erwähnt habe — ich verſchweige abſichtlich ſeinen Namen — der hat eigentlich nur darum Griechenland für ein gänzlich verkommenes Land erklärt, weil ihn dort einige Male Flöhe gebiſſen haben und weil ihm der geharzte Wein nicht geſchmeckt hat. Gegen die erſteren hilft Inſektenpulver, und der zweite iſt, das kann ich ihm verſichern, geſünder als bairiſches Bier.

Nichts liegt uns ferner, als die Griechen zu Muſtermenſchen ſtempeln zu wollen. Aber zunächſt muß man Unterſchiede machen zwiſchen Griechen und Griechen. Die Bevölkerung der joniſchen Inſeln zum Beiſpiel iſt durch die langdauernde venezianiſche Herrſchaft entſchieden mehr verdorben worden als die übrigeu Griechen durch die türkiſche. Auf den Inſeln wohnt eine zum Theil wenig erfreuliche Geſellſchaft beiſammen, die auch in ſittlicher Beziehung mancherlei zu wünſchen übrig läßt. Wer abends auf der Spianata in Korfu ſpazieren geht, kann Erfahrungen machen, die ihm auf dem Konſtitutionsplatz in Athen durchaus erſpart bleiben. Im eigentlichen Griechenland darf man wieder die Bewohner des Landes nicht mit denen der Städte ohne weiteres zuſammenwerfen. In den Städten giebt es viel nichtsnutziges Volk, wie in allen Ländern. Beſonders die Leute, mit denen der flüchtige und oberflächliche Reiſende, der ſogenannte „Touriſt“, allein in Berührung zu kommen pflegt, ſind meiſtens nichts weniger als Biedermänner; ſie mögen demjenigen, der mit ihnen nicht reden kann, erſt recht als Spitzbuben erſcheinen. Indeſſen iſt die Sache, näher betrachtet, nicht ſo ſchlimm; Ruhe und Entſchiedenheit verfehlen niemals ihre Wirkung, und wer ſich durch die Uebervortheilung von Seiten eines Barkenführers die Laune verderben läßt,

der ist überhaupt fürs Reisen nicht geboren. Man kann in dieser Beziehung in Italien eine gute Schule durchmachen. Uebrigens sind bekanntlich die Fiakerkutscher in Wien von einer geradezu verblüffenden Unverschämtheit; und doch wird man deshalb Wien nicht für ein Räubernest ausgeben wollen.

Allerdings gehören aber Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit nicht zu den hervorstechenden Charaktereigenthümlichkeiten der Griechen. Der jugendlich dahinstürmende Achilleus kehrt von Troja nicht zurück, aber der „vielgewandte" Odysseus lügt sich durch alle Fährlichkeiten mit Schlauheit und Arglist durch, bis er vor den Freiern die Bettlerlumpen abwirft und sie mit sicherer Hand niederstreckt. Dieser Odysseus ist so recht eigentlich ein Nationalheld nach dem Sinne der Griechen. In jahrtausendelangem Handelsverkehr mit Völkerschaften, die in geistiger Anlage und Bildung unter ihnen standen, an physischer Kraft und Macht aber ihnen oft überlegen waren, haben sie das Ueberlisten und Uebervortheilen ähnlich gelernt wie die Juden in Ungarn und in slawischen Ländern. Und im Orient giebt man sprichwörtlich der Ueberzeugung Ausdruck, daß ein Grieche besser zu betrügen verstehe als zehn Juden und Armenier. Das ist bedauerlich und mahnt zur Vorsicht. Ueberhaupt wird es mit der Wahrhaftigkeit des gesprochenen Wortes in Griechenland nicht immer so ernst genommen als im allgemeinen bei uns. Man muß den lebhaften Charakter des Südländers dabei in Rechnung ziehen. Der Grieche spricht viel, er berauscht sich an seinem eigenen Sprechen und redet dabei manches, was gar nicht so ernst gemeint ist. Er gehört zu den Leuten, die aus Höflichkeit und Liebenswürdigkeit nicht im Stande sind, nein zu sagen, und er verspricht darum eine Menge Dinge, die er niemals zu halten gedenkt.

Außerdem giebt es in allen südlichen Sprachen eine Anzahl von Wendungen, die hergebrachte Verbrämungen der Rede sind, die man aber bei Leibe nicht wörtlich nehmen darf. Wenn man einem Süditaliener oder einem Spanier gegenüber ein Besitzthum desselben lobt, so sagt er: „Es gehört Ihnen". Das heißt weiter nichts als bei uns etwa „Unberufen"; es soll die schädliche Wirkung des, wie man annimmt, neidischen Lobes aufheben, indem man die Sache dem Lobenden formell zur Verfügung stellt. Niemand würde gut daran thun, eine so angebotene Taschenuhr z. B. wirklich einzustecken.

Die entgegenkommende Höflichkeit der Griechen, aus der sich der eben besprochene Zug zum Theil erklärt, ist in der That eine ganz erstaunliche. Der Grieche stellt einem Fremden, der mit einer Empfehlung zu ihm kommt, seine ganze Zeit in manchmal peinlicher Weise zur Verfügung. Selbst ohne Empfehlung habe ich häufig die weitestgehende Liebenswürdigkeit und die aufopferndste Gefälligkeit gefunden. Man darf das nicht unterschätzen, denn im Inneren des Landes ist man fast überall noch auf die persönliche Gastfreundschaft Einzelner angewiesen. Der Landbewohner giebt für den Fremden das wenige, was er hat — leider ist es häufig wirklich sehr wenig — willig und in reizender Form her. Gastfreundschaft hört ja freilich da von selbst auf, wo der Reisende nicht mehr eine seltene, sondern eine mehr oder weniger regelmäßige Erscheinung ist. Und so kann man es den griechischen Bauern, welche öfter der Ehre fremden Besuches gewürdigt werden, nicht verdenken, wenn sie Gewicht darauf legen, in Form von Geschenken an die Kinder ihre Kosten einigermaßen gedeckt zu bekommen. Das kostet ja nicht selten mehr, als die Bewirthung werth war; ob es aber bei uns viel anders ist, das mögen die jungen Leute entscheiden, welche nach einer Abendgesellschaft

dem dienstbaren Geiste den üblichen Obolus in die Hand drücken. Hie und da macht der Wirth schon eine förmliche Rechnung, und diese fällt freilich manchmal etwas ungeheuerlich aus; der griechische Bauer denkt, der Fremde, der so weit her gereist kommt, müsse jedenfalls steinreich sein. Sollte der Fremde wirklich bedeutende Schätze bei sich führen, so kann er sie seinem Wirthe ruhig zur Aufbewahrung übergeben. Der griechische Bauer ist durch und durch ehrlich und treu. Ueberhaupt reist man im Innern Griechenlands sicherer als in irgend einem Lande Südeuropas. Das Brigantenwesen, das in Albanien, Mazedonien, Rumelien und Bulgarien noch in voller Blüte steht und auch Griechenland noch als Niederschlag der undisziplinirten Zeiten der Freiheitskämpfe gegen die Türken lange genug belästigt hat, ist jetzt hier vollständig ausgerottet. Nach dem unglücklichen Vorfall mit den Engländern, welche in der Ebene von Marathon von Räubern gefangen und bei der Verfolgung derselben ermordet wurden, ist die Regierung mit einer Strenge vorgegangen, welche ihre Früchte getragen hat. Der Fremde ist gegenwärtig in Griechenland seines Lebens und seines Eigenthums durchaus sicher; wenn ein Freund von mir kürzlich einmal dort in wirkliche Lebensgefahr gekommen ist, so hat er dies seiner eigenen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Denn freilich, wenn der Grieche beleidigt ist oder sich beleidigt glaubt, dann reißt er rasch das Messer aus dem Gürtel. Die allermeisten Vergehen gegen das Leben sind Todtschläge, in augenblicklicher Aufwallung vollbracht. Nicht in der Trunkenheit, wie so oft bei unseren Bauern, denn zu den schönen Eigenschaften der Griechen gehört seine ungemeine Mäßigkeit, die ja allerdings durch das Klima des Landes geboten ist. Ein Betrunkener gehört zu den größten Seltenheiten; ich habe ein einziges Mal in der Stadt des Diomedes einen berauschten Argiver gesehen.

Die Bedürfnißlosigkeit des Griechen geht Hand in Hand mit seiner erstaunlichen Arbeitsamkeit und Regsamkeit. Man irrt sehr, wenn man das griechische Volk nach den Leuten beurtheilt, die man in Korfu und Patras, im Piräus und in Smyrna am Hafen herumlungern sieht. Dergleichen giebt es überall. Berlin ist gewiß eine von den Städten der Welt, wo am meisten gearbeitet wird; und doch kann man dort zu jeder Tageszeit auf irgend einer Brücke einen Haufen von Leuten sehen, welche die höchst uninteressanten Bewegungen eines Spreekahnes mit großer Spannung verfolgen. Ein Blick auf die ungeheure Entwickelung des Landes in den letzten fünfundzwanzig Jahren und besonders seit der Erwerbung Thessaliens genügt, um sich von der Summe der hier gethanen Arbeit eine Vorstellung zu machen. Unter den ungünstigsten Verhältnissen, bei einer drückenden Schuldenlast, welche durch die kriegerischen Gelüste von Delijannis noch vermehrt wurde, trotz der angeblichen Nothwendigkeit, ein die Kräfte des Volkes weit übersteigendes stehendes Heer zu halten, sind in einem nicht reichen Lande, das unter der politischen Nervosität seiner Bewohner noch mehr zu leiden hat als unter der vulkanischen Nervosität seines Erdbodens, Dinge geschaffen worden wie der Ausbau der Eisenbahnen, die Organisation des Volksschulwesens, welche dem lebhaften, wenn auch vorsichtigen Patriotismus des Ministerpräsidenten Trikupis ein dauerndes Anrecht auf die Dankbarkeit seines Volkes geben.

Fast könnte man über ein Zuviel in dem Zudrange zu den akademischen Laufbahnen seine Bedenken aussprechen. Besonders Advokat zu werden ist in Griechenland das Ziel jedes dritten jungen Mannes. Aber immerhin wird man dem Muthe und der Selbstverleugnung seine Bewunderung nicht-versagen können, mit

welcher sehr viele Jünglinge große Entbehrungen auf sich nehmen, nur um studiren zu können. Wem seine eigenen Mittel oder diejenigen eines großmüthigen Gönners es gestatten, der geht ins Ausland zur Vollendung seiner Bildung; Deutschland wird hierin bevorzugt, und besonders die Universitäten von Leipzig und München haben in jedem Semester eine beträchtliche Anzahl junger Griechen aufzuweisen. Eine Folge davon ist, daß die Kenntniß der deutschen Sprache unter den gebildeten jüngeren Athenern ziemlich verbreitet ist. Der Patriotismus und die Opferwilligkeit reicher Griechen haben sich von jeher allem zugewendet, was der Hebung der Volksbildung dienlich sein kann. Auch seitdem der Staat das Unterrichtswesen in die Hand genommen hat, werden alljährlich noch bedeutende Summen von Privatleuten auf Zwecke des höheren und niederen Unterrichts ausgegeben, gar nicht zu reden von den zahlreichen, nur durch Privatmittel bestehenden Syllogoi, einer Art Schulvereine in der „Grecia irredenta".

Ein hochgespanntes nationales Empfinden, wie es die Griechen besitzen, pflegt bei kleinen Völkern, die sich doch schließlich noch etwas unsicher auf ihren Füßen fühlen, immer von großer nationaler Eitelkeit und Empfindlichkeit begleitet zu sein. Auch in Griechenland wird alles und jedes vom nationalen Standpunkte aus aufgefaßt. Das Sprichwort, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gilt, scheint für die Griechen keine Geltung zu haben. Ob einer eine Oper schreibt oder ein Paar Stiefeln macht — beides ist gut, denn es ist von einem Hellenen. Tadel aus fremdem Munde können die wenigsten ertragen. Ein Philhellene, ein Freund der Griechen, ist, wer alles bei ihnen gut und schön findet; wer sich über eine von ihren Ansichten oder Einrichtungen ein abweichendes oder abfälliges Urtheil erlaubt, der ist

ein Feind, ein Uebelwollender, der hat es mindestens auf die Vernichtung des Griechennamens abgesehen. Rein wissenschaftliche Fragen werden in dem Spiegel dieser Nationaleitelkeit zur Fratze verzerrt. Ob Slawen jemals in Griechenland gewohnt haben oder nicht, ob die alten Griechen das αι oder οι so ausgesprochen haben wie die heutigen oder anders, das ist doch wirklich für die Beurtheilung und Schätzung der heutigen Bewohner des Landes durchaus gleichgültig. Aber auch in solchen Dingen wird alles von der nationalen, womöglich von der moralischen Seite genommen, und ich, der ich seit vielen Jahren bei jeder Gelegenheit von meinem warmen Interesse für Neugriechenland Zeugniß abgelegt habe, bin mancher Sympathie verlustig gegangen, seitdem ich in jenen Fragen für die Wissenschaft und gegen die Griechen Stellung genommen habe.

Man kann überhaupt bei keinem anderen Volke so gut wie bei den Griechen sich davon überzeugen, wie viel Wahres in dem bekannten Satze liegt, daß die Politik den Charakter verdirbt. Das politische Treiben, an dem vom grünsten Studenten an sich jeder betheiligt, liegt wie ein Fluch auf allem öffentlichen Leben. Nach den Schlagwörtern „Regierungspartei" und „Opposition" werden alle Erwachsenen in Lämmer und Böcke geschieden. Heute bedeuten diese Schlagwörter Anhänger von Trikupis und von Delijannis; morgen kann es umgekehrt sein, denn die geringfügigste Angelegenheit kann der Regierung eine Minorität bescheeren. Das Ministerium gibt dann seine Entlassung, und der König nimmt sie regelmäßig an. Darauf wird der Führer der Opposition Ministerpräsident und bleibt es ein Jahr, manchmal auch zwei — Trikupis war es schon länger — bis sich bei ihm dasselbe Spiel wiederholt. Wie man sieht,

eine in's Kindiſche verzerrte Nachahmung engliſcher Verfaſſungszuſtände, die leider für eine geordnete Verwaltung die ſchwerſten Mißſtände mit ſich führt. Denn zugleich mit dem geſtürzten Miniſter verſchwinden alle Verwaltungsbeamten, bis zum letzten Dorfſchulzen, in der Verſenkung, aus welcher die getreuen, ſchon lange ſtellenlüſternen Anhänger des neuen Miniſters emporſteigen. Bei ſolchen Zuſtänden lernt man die Antwort ſchätzen, die mir einmal ein Dorfſchulmeiſter in einem kleinen Neſte des Peloponnes gab, wenn auch der Witz in derſelben nur mäßig iſt. Ich fragte ihn, welchem Komma (das iſt der griechiſche Ausdruck für Partei) er angehöre. „Was willſt du?" ſagte er, indem er auf ſeine Fibel zeigte, „*πιὸ μοῦ μέλει περὶ αὐτὰ τὰ κόμματα* — dieſe Kommas liegen mir mehr am Herzen".

III.

Wer auf dem ägäiſchen Meere ſich Athen nähert, dem wird zuerſt am Kap Sunion, dem heute nach den Ruinen eines Tempels „Säulenkap" genannten Vorgebirge, die Akropolis in deutlichem Umriß ſichtbar. Von da läßt freudige Aufregung und Erwartung den Nahenden nicht mehr los, bis im Hafen von Piräus die Ankerkette niederraſſelt und der übliche Wirrwarr bei Ausſchiffung und Landung das hochgeſpannte Empfinden wieder einigermaßen auf die Erde herabzieht. Dann trägt ein Wagen den Fremdling, welcher gut daran thut, bei der Ankunft die Eiſenbahn nicht zu benützen, über die ſtaubige Landſtraße, vorbei an den Reſten des einſt hochberühmten Oelwaldes, und in weniger als einer Stunde iſt er in Athen.

Ich glaube nicht, daß irgend ein Beſucher Athens, wenn er nicht gerade Handlungsreiſender iſt, am erſten Morgen nach ſeiner Ankunft einen anderen Weg aufſuchen

wird als denjenigen, welcher auf die vornehmste Trümmerstätte der Welt führt, auf die Akropolis. Aber mir liegt es fern, hier darüber ein Wort zu sagen. Jeder, der oben war, hat dort seine mehr oder minder bedeutenden Gedanken gehabt; einige haben dieselben auch drucken lassen. Wem es aber noch bevorsteht, unter den Säulen des Parthenon umher zu wandeln und, auf den Stufen des Niketempelchens sitzend, die Sonne hinter Salamis ins Meer sinken zu sehen, der lese als Vorbereitung höchstens einige Strophen Byron's aus „Harold's Pilgerfahrt" oder den Eingang zum „Fluch der Minerva": schöner und wahrer sind diese Eindrücke ja doch niemals geschildert worden. Nur von der modernen Stadt Athen will ich sprechen. Sie ist, wie das ganze Land, das Bild einer raschen und glücklichen Entwickelung. Noch in den dreißiger Jahren berichten die Reisenden von einer kleinen, schmutzigen, dorfähnlichen Anlage, in welcher Schutthaufen alle Augenblicke das Weiterkommen hinderten. Die Residenz des Königs Otto mußte anfangs in Nauplia aufgeschlagen werden. Heute ist Athen eine elegante Stadt von 100000 Einwohnern, mit hübschen Straßen und großen Plätzen, freundlich und sauber; höchstens die kleinen Gäßchen, welche zur Akropolis hinauf klettern, lassen in Bezug auf Reinlichkeit manchmal etwas zu wünschen übrig. Man erwarte nur ja keine orientalische Stadt zu finden. Athen ist durchaus europäisch; es hat mich immer an die kleinen mitteldeutschen Residenzstädte, wie Weimar oder Gotha, erinnert. Auch in der Tracht sieht man nichts merkwürdiges; Herren und Damen gehen durchaus wie bei uns, und das kokette Mützchen, das den schwarzhaarigen, dunkeläugigen Mädchen sehr gut gestanden haben muß, ist durch Hüte nach der jedesmal üblichen Pariser Mode gänzlich verdrängt. Höchstens an Festtagen sieht man

Landbewohner mit Fes und Fuſtanella in größerer Anzahl behaglich durch die Straßen wandeln; die Fuſtanella, ein ſchauderhaftes Gewandſtück von Form und Länge der Röckchen unſerer Ballettänzerinnen, gilt gewöhnlich als ein Beſtandtheil der griechiſchen Nationaltracht, iſt aber eigentlich albaneſiſch. Wer in eine Sitzung der Wuli, des Abgeordnetenhauſes, geht, kann ſich dort an den Originalkoſtümen einiger muhamedaniſcher Abgeordneten aus Theſſalien erfreuen.

Die beiden langen Straßen, welche ſich ungefähr in der Mitte der Stadt ſchneiden, wie die Via Macqueda und die Via Vittorio Emmanuele in Palermo, die Hermes- und die Aeolusſtraße, geben für die Orientirung ein bequemes Mittel ab. Sie ſind ſchmal und mit einfachen Häuſern beſetzt, in deren Parterreräumlichkeiten ſich Kauf- oder Arbeitsläden befinden. Vornehmer geben ſich die Univerſitäts-, die Akademie- und die Stadionſtraße; auch der Eintrachtsplatz iſt mit ſchönen Gebäuden eingefaßt, und in der Richtung nach dem Lykabettos hin entſtehen fortwährend neue, elegante Privathäuſer. Dieſes viele Bauen, ein erfreuliches Zeichen der rührig fortſchreitenden Entwickelung, hat eine Schattenſeite: es vermehrt den unendlichen Staub, welcher bereits in den Frühlingsmonaten eine läſtige Plage der Stadt iſt. An Monumentalbauten iſt Athen ſelbſtverſtändlich nicht überreich; ſie werden hier alle durch die unvergleichliche Ruine des Burgtempels gedrückt. Das königliche Schloß iſt ein öder, ſtilloſer Kaſernenbau, der unglückliche Einfall des Münchener Gärtner. Erfreulicher iſt ſchon die Univerſität, von dem älteren Hanſen gebaut; der jüngere hat im Auftrage Sina's den polychromen Prachtbau der Akademie entworfen, deſſen Wirkung aber durch die beiden mit Apollo und Minerva gezierten Säulen etwas beeinträch-

tigt wird. Einheimiſche Architekten haben das Polytechnikum und das Zentralmuſeum geſchaffen. Ein dringendes Bedürfniß für Athen iſt ein anſtändiger Bahnhof, und auch die Baracke, welche als Theater diente, war ein jämmerlicher Nothbehelf; in jüngſter Zeit hat man denn auch ein neues Theater gebaut. Dem Griechen iſt der Theaterbeſuch kein ſo unabweisbares Bedürfniß, wie es ſich bei uns allmählich herausgebildet hat. Den größten Theil des Jahres hindurch ſind die Abende ſo ſchön, daß er ſich hüten wird, ſich in einem heißen Saale ein paar Stunden lang auf rothſammtne Seſſel zu ſetzen. In dieſer Zeit ſind höchſtens die Sommertheater genießbar, wie ſie in Phaleron und in der Stadt ſelbſt in der Nähe des Iliſſos beſtehen, wo man im Freien ſitzt und ſich mit ſehr langen Zwiſchenakten bis tief in die Nacht hinein griechiſche Stücke vorſpielen läßt. In den paar Wintermonaten pflegt eine italieniſche Operngeſellſchaft mit einer franzöſiſchen Schauſpieltruppe abzuwechſeln. Was ich von beiden geſehen habe, war immer recht mäßig. Athen gehört noch nicht in das Gaſtſpielgebiet bedeutender Virtuoſen. Die griechiſche Schauſpielkunſt wird erſt dann zu wirklichem Leben erblühen, wenn ihr von der nationalen Dichtung würdige und bedeutende Aufgaben geſtellt werden. Rollen Shakeſpeare'ſcher Tragödien, von denen Dimitrios Bikelas einige vortrefflich in's Griechiſche überſetzt hat, werden ganz anerkennenswerth von einem und dem anderen Künſtler dargeſtellt; doch hat die nationale Kritik dieſelben etwas voreilig zu griechiſchen Roſſis' und Salvini's empor geſchraubt.

Eine Stadt, in der man „ſich amüſirt", iſt Athen überhaupt entſchieden nicht. Wer dies als ſeinen Hauptzweck auf Reiſen betrachtet, der thut gewiß beſſer daran, nach Berlin oder Paris zu gehen. Denn ſelbſt die Sing-

ſpielhallen, die ſonſt im Orient häufig allein die Aufgabe haben, weſteuropäiſches Kunſtleben in wenig beneidenswerther Weiſe zu vertreten, haben in Athen keinen rechten Boden, geſchweige in den kleineren griechiſchen Städten. Das reich entwickelte Kaffeehausleben muß, wie in Italien, für manches Erſatz bieten. Im Kaffeehaus kann man bei dem Glaſe Waſſer, welches der Kellner als Zeugniß über den genoſſenen Kaffee auf den Tiſch ſetzt, ſtundenlang dem ſüßen Nichtsthun nachhängen, wenn man Zeit dazu hat; man hört der Muſik zu, welche auf dem Platze ſpielt, man dreht eine Cigarette nach der anderen, man läßt ſich ſeine Stiefeln putzen, man kauft ſich eine und die andere der zahlreichen hauptſtädtiſchen Zeitungen, man begrüßt ſeine Bekannten und ſpielt mit ihnen eine Partie Domino oder läßt ſich in eine endloſe politiſche Debatte ein. Der Grieche, der ſonſt ein ſehr fleißiger Menſch iſt, hat für das Kaffeehaus immer eine Menge Zeit übrig. Es erſetzt ihm Wein- und Bierſtuben. Wein trinkt er nur beim Eſſen, und die Bierſtuben, unter welchen übrigens die von Berniudakis in einer kleinen Seitengaſſe der Hermesſtraße, der Phokionſtraße, die einzig rühmenswerthe iſt, ſind weſentlich von Deutſchen beſucht.

Den flüchtigen Reiſenden, der Athen in einigen Tagen „abmachen“ will, treffen dieſe Bemerkungen natürlich nicht. Er hat genug daran zu thun, die unendliche Fülle von Schätzen, welche in den Muſeen — unter denen niemand das leicht zugängliche Privatmuſeum des Herrn Karapanos mit den dodonäiſchen Funden auslaſſen ſollte — aufgeſpeichert ſind, wenigſtens einigermaßen ſich nahe zu bringen. Wer längere Zeit in Athen verweilt, den hat wohl immer ein ernſter Zweck, meiſtens ein wiſſenſchaftlicher, hingeführt. Die Griechen kommen, wenn man

sie aufsucht, allen solchen Bestrebungen mit der größten Liebenswürdigkeit und vieler Theilnahme entgegen. Die jungen Deutschen, welche am Archäologischen Institut arbeiten, gefallen sich zwar meistens, ähnlich wie die ragazzi des Capitolinischen Instituts, in einer etwas kastenhaften Abgeschlossenheit gegen die Griechen, auf deren guten Willen sie doch in so vielen Dingen angewiesen sind; die Franzosen haben ihrer größeren Umgänglichkeit manchen Erfolg zu verdanken gehabt. Allerdings kommt dazu, daß diese fremden Forschungsanstalten von den Griechen doch mit etwas eifersüchtigem und mißgünstigem Blicke angesehen werden; die Griechen, welche im Prinzip die Ueberlegenheit fremder Wissenschaft gern anerkennen, glauben im einzelnen Falle doch, daß sie die Sache ebenso gut verständen. Jedenfalls macht derjenige auf die Einheimischen mehr Eindruck, der mit der ausgesprochenen Absicht hinkommt, die neuen Verhältnisse des Landes kennen zu lernen, der sich für Sprache und Literatur, für Schulwesen und Gesetzgebung des neuen Hellas interessirt. Ihm widmen sich Freunde und Bekannte gern Stunden, ja ganze Tage lang; ihn läßt man mit Selbstbewußtsein alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens sehen, auf welche Stadt und Land zum Theil allerdings Grund haben stolz zu sein. Denn man braucht für den Fremden keine Potemkin'schen Schlösser zu erbauen. Es gibt mancherlei, was thatsächlich musterhaft ist, so zum Beispiel vieles auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts, eine vortrefflich organisirte Mädchenschule, ein durchaus lobenswerth eingerichtetes Waisenhaus und vieles andere. Mich hat am meisten die kleine Abendschule gerührt, welche der literarische Verein „Parnassos" in seinem Hause in der Stadionstraße eingerichtet hat. Da kommen nach Schluß des „Geschäfts" alle die kleinen und großen

Jungen zusammen, deren Beschäftigung es während des Tages ist, durch die Straßen galoppirend die eben ausgegebenen Zeitungen an den Leser zu bringen, oder den Fußbekleidungen ihrer erwachsenen Mitmenschen ein glänzendes Aussehen zu verleihen, oder Wachsstreichhölzer und ähnliche nützliche Gegenstände des Kleinhandels zu verkaufen; sie alle sitzen mit ihren zerrissenen Jäckchen und bloßen Füßen andächtig da und lassen sich in die Geheimnisse höherer Menschenbildung einführen. Als ich mit einem griechischen Freunde die Schule betrat, stellte der Lehrer sogleich eine kleine Prüfung an, die zur allseitigen Zufriedenheit ausfiel. Nur einer von den Aufgerufenen blieb beschämt die Antwort auf die Frage schuldig: „Was ist die Seele?" Ich glaube, der Lehrer wäre selbst in Verlegenheit gekommen, wenn man ihn danach gefragt hätte.

Es liegt in der naiven Selbstgefälligkeit, mit welcher man zum Lobe all dieser schönen und guten Einrichtungen gewissermaßen aufgefordert wird, etwas an das Alterthum Erinnerndes und dann auch wieder etwas Kleinstädtisches. Auch dieses letztere ist nicht unsympathisch. Man lächelt ja unwillkürlich, wenn man in einer großen politischen Zeitung liest: „Der vortreffliche Jüngling N. N., Friseur in der X-Straße, hat sich mit dem ebenso schönen als liebenswürdigen Fräulein N. N., Tochter ꝛc. (folgt die Abstammung bis ins dritte und vierte Glied), verlobt. Wir wünschen dem Paare, daß die Zeit seines Wartens möglichst kurz sein möge", oder etwas dergleichen. Derartiges entspricht aber dem demokratischen Zuge des öffentlichen Lebens und läßt die ganze Bewohnerschaft gleichsam als eine große Familie erscheinen, die an Freud und Leid auch des Geringsten unter ihnen Antheil nimmt. Athen ist eine Kleinstadt und wird es vermuthlich noch

lange bleiben. Es fehlen ihm glänzende Schauläden und das reiche geſellige oder richtiger geſellſchaftliche Leben einer Großſtadt; es fehlen ihm aber auch ihr Proletariat und ihre Halbwelt. Athen iſt auch keine Fremdenſtadt wie Rom und Neapel. Es hat zwar Pferdebahnen und Dampftramway, aber es iſt doch noch niemand auf den Gedanken gekommen, eine Drahtſeilbahn auf die Akropolis zu führen. Es iſt ein Ort, wie geſchaffen zum ruhigen Arbeiten und zum ſtillen Träumen. Bald wird jedem die Stadt der Athena und die ernſte, ruhige Landſchaft umher wie ein Stück der eigenen Heimat, und in der Entfernung tönt ihm leiſe die Sehnſuchtsklage der ſalaminiſchen Krieger bei Sophokles durch die Seele:

O könnt' ich hin, wo waldig des Berges Haupt,
Von Meerwogen umſpült, ſich hebt,
Unter Sunions hohen Fels,
Heilige Stadt Athenes, dir
Grüße zu ſenden.

IV.

Der polychrome Prachtbau des Akademiegebäudes in der Univerſitätsſtraße zu Athen hat vorläufig lediglich monumentale Bedeutung. Die erlauchte Körperſchaft der geiſtigen Spitzen des Landes, welche hier in feierlichen Sitzungen ſich vereinigen ſollen, iſt noch immer nicht zuſammengeſtellt. Andere kleine Königreiche, welche auf eine viel kürzere Dauer ihrer ſtaatlichen Selbſtändigkeit zurückblicken, ſind hierin weit weniger zurückhaltend geweſen. Rumänien und Serbien haben ihre Akademien der Wiſſenſchaften mit dem ganzen Apparat von wirklichen, korreſpondirenden und auswärtigen Mitgliedern. Wenn die

Griechen bis jetzt Bedenken getragen haben, diesen Schritt zu thun, so sind sie darin wohl von dem Gefühle geleitet, daß gerade ihre geistigen Schöpfungen immer den Vergleich mit einem der höchsten Gipfelpunkte in der Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt herausfordern, mit den Schöpfungen ihrer eigenen Vorzeit. Dieses Gefühl macht ihnen alle Ehre; denn Bescheidenheit ziert nicht nur den Jüngling, sondern auch eine junge Nation. Und das sind die Griechen, trotz Homer und Aristoteles. Aus jahrhundertelangem, todesähnlichem Schlafe sind sie zu neuem Leben erwacht; aber nicht, um, wie Heyse's letzter Centaur, unverstanden durch eine unverstandene Welt zu schreiten, sondern um frisch strebend einzutreten in den Wettbewerb der modernen Nationen.

Unser Zeitalter ist wesentlich ein Zeitalter der Wissenschaften und besonders der Naturwissenschaften. Für lange Zeit hinaus ist durch die auf den letzteren begründete Technik der Entwickelung der Menschheit der Weg gewiesen. Nun läßt sich ja ein gewisser handwerksmäßiger Betrieb aller Wissenschaften lernen; und auch die Griechen haben ihn gelernt. Aber man darf aus dem Umstande, daß an der Universität von Athen alle Fächer vollständig vertreten sind, noch keineswegs auf einen besonders hohen Stand der Wissenschaft in Griechenland schließen. Die Wissenschaft gilt in Griechenland eigentlich nur insoweit, als sich damit Geld verdienen läßt. Mir sagte einmal ein gar nicht untüchtiger Gelehrter, er habe sich in seinen Erwartungen getäuscht und wolle sich lieber dem Kaufmannsstande zuwenden. Allerdings fehlt selbst sehr fähigen Leuten nicht selten die staatliche Anerkennung. Natürlich giebt es rühmenswerthe Ausnahmen, und in Athen wirken einige Lehrer, deren Namen auch im Auslande einen guten Klang haben. Für die technischen Wissenschaften scheinen

die Griechen keine hervorragende Begabung zu besitzen; ihre Straßen und Eisenbahnen werden immer noch vorwiegend von fremden Ingenieuren gebaut. Auch in der Erforschung der eigenen Muttersprache zeigt sich immer noch mehr guter Wille als wirkliches Verständniß für Aufgaben und Ziele, und es scheint fast, als ob Deutschland, wie es die romanische Sprachwissenschaft gegründet hat, so auch hierin der Lehrmeister der Griechen werden solle. Das ist weniger wunderlich, als es bei dem sonst so lebhaft entwickelten Nationalgefühl der Griechen scheinen könnte; nur das alte Griechisch wird ernster Aufmerksamkeit für werth gehalten, die heutigen Mundarten werden von der großen Masse der Gebildeten gering geschätzt.

Ein ungewöhnlicher, die besten Geister der Nation in Anspruch nehmender Aufschwung der Wissenschaften ist es also nicht, welcher in dem heutigen Hellas der dichterischen Produktion hinderlich werden könnte. Trotzdem kann man aber auch nicht sagen, daß dort bereits jemand im Reiche der Poesie einen nur einigermaßen fernhin sichtbaren Höhepunkt erreicht habe. Man wird das nicht, wie es wohl geschehen ist, zum Ausgangspunkte von Vorwürfen gegen die Griechen machen dürfen. Seitdem Byron und Goethe todt sind, quillt überall in Europa der Born ächter und ursprünglicher Poesie nur spärlich. Bei uns setzen einige wenige fein gebildete und fein anempfindende Talente — auch sie schon der älteren Generation angehörend — die Ueberlieferungen einer großen Zeit fort; die Entwickelung der Jüngeren drängt in verhängnißvoller Weise der Verflachung einerseits, der Verrohung andererseits zu. Die großen Talente des Auslandes, ein Tolstoi, ein Ibsen, ein Echegaray, verleugnen in der scharfen Beobachtung und erbarmungslosen Darstellung pathologischer Seelenzustände den vorwiegend wissenschaft-

lichen Charakter unserer Zeit nicht. Ueberall aber stehen sie auf der Grundlage einer längere Zeit nicht unterbrochenen geistigen Entwickelung. In Griechenland war jedoch eine der herrlichsten Kulturen, welche die Welt jemals gesehen hat, durch etwa anderthalb Jahrtausende gänzlich verschüttet. Erst in unserm Jahrhunderte hat das Volk seine Sklavenketten abgestreift, seine Städte und Weiler aus rauchenden Trümmerhaufen neu gebaut. Die ersten Schritte, welche ein so lange Zeit im Kerker Gefesselter thut, müssen nothwendig etwas schwankend sein; der Mediceer Güte, wenn man die opferwilligen reichen Patrioten mit diesem Namen schmücken darf, hat bis jetzt nur großen gemeinnützigen Unternehmungen gelächelt — und das war gut und nothwendig.

Ein unsicheres Nachahmen fremder Vorbilder kennzeichnet die griechische Poesie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Erst sind die Franzosen und die Italiener die in Form und Inhalt kopirten Muster; dann Byron, dessen Tod in dem fieberumhauchten Missolunghi ihn so wie so in den Augen der Griechen mit dem Glanzscheine eines nationalen Halbgottes umgeben hatte; endlich die Antike. In der Zeit, welche dem Unabhängigkeitskriege unmittelbar vorherging, stimmte der Thessalier Rigas, den die Türken in Belgrad erdrosseln ließen, seine Harfe zu manchem trotzigen und aufmunternden Kampflied; aber sein bestes, das noch heute viel gesungene „Vorwärts, Söhne der Hellenen", ist der Marseillaise nachgeahmt. Ein bedeutendes poetisches Talent, Dionysios Solomos, stammte von der halb italienisirten Insel Zante; von ihm rührt der warm empfundene Hymnus an die Freiheit her, dessen erste Strophen in der Komposition des Korfioten Mantsaros zur Volkshymne geworden sind. Der Zwiespalt zwischen nationalem Empfinden und durch-

aus italienischer Bildung hat dieses Talent nicht zur vollen Reife kommen lassen. Die jonischen Inseln haben Griechenland noch einige andere begabte und liebenswürdige Dichter geschenkt, wie Kalvos und Typaldos. Das ist erklärlich. Auf diesen gottbegnadeten Eilanden haben die Türken niemals geherrscht; der Einfluß Venedigs, wenn er auch nicht immer vortheilhaft auf die Entwickelung des Volkscharakters eingewirkt hat, war doch der eines Kulturvolkes, und auch im Mittelalter und in den dunklen Jahrhunderten, die dasselbe für den Orient fortgesetzt haben, ist hier das geistige Leben niemals gänzlich erloschen.

In der Zeit aufgeregter Parteileidenschaften, wie sie die Ermordung des Präsidenten Kapodistrias und die Aufrichtung des hellenischen Königthums begleiteten, nahmen die beiden Brüder Sutsos eine hervorragende Stellung ein. In größeren Dichtungen formlos und unklar, haben sie in kleineren zum Theil Vortreffliches geboten. Besonders die politische Lyrik Alexanders gehört mit ihrem in prächtiger Form dahinströmenden Ingrimm zu den besten Mustern dieser Gattung. Beide haben sich in der Hingabe an die Parteikämpfe ihrer Zeit früh verbraucht. Die Abneigung, welcher der vor kurzem dahingegangene Veteran der griechischen Literatur, Alexander Rangabé, gegen die beiden Brüder öfter Ausdruck gegeben hat, kann uns weder befremden noch in unserem Urtheil über dieselben beirren. Wenn man zwei Schlagworte, die freilich selbst da, wo sie geprägt wurden, nicht immer zutreffend angewendet werden, für diese fremdartigeren Verhältnisse brauchen darf, so waren die Sutsos Vertreter des Romantizismus, während Rangabé der bewußteste und ausgeprägteste Verfechter des Klassizismus war. Die Klassiziſten haben ohne Zweifel in Griechenland sehr viel zur Läuterung des Geschmackes und zur Hebung des künstlerischen Stiles beigetragen; aber sie haben auch

in ihrer Abkehr vom Volksthümlichen in Sprache und Stoffen Wege betreten, auf welchen das Heil einer wahrhaft nationalen Poesie nimmermehr gedeihen kann. Es ist ein Irrthum, wenn die Griechen glauben, daß sie zur Antike ein wesentlich anderes Verhältniß haben als die anderen Völker der Neuzeit. Ihre Poesie kann nicht direkt an die des Alterthums anknüpfen. Die größten Dichter Italiens sind nicht Tasso und Arioſt, die im Sinne und Geiſte Virgil's dichteten, ſondern Dante und Boccaccio. Und bei uns iſt Goethe's „Iphigenie", mag ſie auch immerhin in gewiſſem Sinne einen Höhepunkt deutſcher Dichtung bezeichnen, doch nur das Gut der oberſten Zehntauſend des Geiſtes geblieben; das nationale deutſche Drama iſt durch „Minna von Barnhelm", die „Räuber" und „Götz" geſchaffen worden.

Rangabé hat lange Zeit als Vertreter des griechiſchen Königreichs in Berlin gelebt und iſt den dortigen literariſchen Kreiſen ein lieber und vertrauter Gaſt geworden. Er war ein hoch und vielſeitig gebildeter Geiſt, deſſen feine Liebenswürdigkeit ſich in keiner ſeiner zahlreichen Schriften verleugnet. Die Epigraphik verdankt ihm werthvolle Arbeiten; zur Poeſie iſt er erſt von der Wiſſenſchaft gekommen. In mehreren Ueberſetzungen hat er ein feines Verſtändniß für fremde dichteriſche Eigenart gezeigt; es iſt bezeichnend für ihn, daß darunter ſich auch das „Befreite Jeruſalem" befindet. Einige Buchdramen, verſchiedenen Perioden der griechiſchen Geſchichte entnommen, von den „Dreißig Tyrannen" bis zu dem „Vorabend" des griechiſchen Freiheitskrieges, wiegen nicht allzuſchwer, und das ariſtophaniſche Luſtſpiel „Die Hochzeit des Kutrulis" ſteht unter dem Banne des unglücklichen Geſtirns, das auch bei uns den Nachahmern des attiſchen Komödiendichters geleuchtet hat. Vortrefflich dagegen in ſcharfer

Charakteristik der Personen und in ruhigem, vornehmem Fluß der Erzählung ist die im griechischen Mittelalter spielende Novelle „Der Fürst von Morea". Ein Breslauer Verleger hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß er dieselbe, sowie einige Dramen Rangabé's der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht hat.

Auch Rangabé's erster Nachfolger auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin, Herr Angelos Vlachos, ist dichterisch sehr viel thätig gewesen. Erst vor kurzem hat er eine wohlgelungene Uebersetzung von Heine's „Buch der Lieder" veröffentlicht. Er ist ein vortrefflicher Kenner der modernen Literaturen, was die Originalität seines Schaffens etwas beeinträchtigen mag. Aber es findet sich in seinen Gedichten viel hübsch Empfundenes und sinnig Ausgedrücktes. Wohlthuende Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks unterscheiden ihn vortheilhaft von dem viel gefeierten dichterischen Löwen des heutigen Athen, Achilles Paraschos, einem nicht unbedeutenden Talente, das sich aber allmählich in eine immer unerträglicher werdende Manier hineingedichtet hat. Einem reich gebildeten Geiste begegnen wir in Dimitrios Bikelas, einem in Paris lebenden Schriftsteller. Durch langen Aufenthalt in England innig vertraut geworden mit dem Geiste der englischen Sprache und den Dichtungen des großen britischen Dramatikers, hat er seinen Landsleuten eine vortreffliche Uebersetzung einiger der hauptsächlichsten Shakespeare-Dramen geschenkt, die schon jetzt sehr anregend für die Entwickelung griechischer Schauspielkunst gewesen ist und ihren wohlthätigen Einfluß zweifellos auch weiter noch üben wird. Auch die sprachliche Form, in welche sie gekleidet ist, erscheint als ein sehr glücklicher Schritt auf dem Wege zur Schaffung einer Schriftsprache. Seine einfach und schmucklos vorgetragene und dabei doch mit dramatischer Unmittelbarkeit

ergreifende Erzählung „Lukis Laras“ ist mit Recht ein beliebtes Volksbuch in Griechenland geworden; der Aufstand auf der Insel Chios mit seinem Gefolge von unendlichen Gräueln und Schrecken wird darin zum Theil nach Aufzeichnungen Betheiligter erzählt. Die Reclam'sche Universalbibliothek enthält eine Uebersetzung dieses Büchleins. Neuerdings hat Bikelas in einem Bändchen sechs allerliebste Novellen vereinigt, deren Hauptreiz weniger in den sehr einfachen Problemen als in der liebevollen Charakterzeichnung und der spiegelklaren Darstellung beruht. Etwas beweglicher und schillernder geben sich einige jüngere Novellisten, unter denen ich besonders Georg Drosinis hervorheben möchte, der sich auch als Lyriker mit vielem Glück versucht hat. Seine „Amaryllis“, die etwa die Hälfte des 1886 in Athen erschienenen Bändchens „Erzählungen und Erinnerungen“ ausfüllt, ist ein ganz reizendes, von ächter Poesie durchwärmtes Idyll. Man findet eine Uebersetzung desselben in den „Hellenischen Erzählungen“ von August Boltz (Halle, 1887), einem Büchlein, in dem man auch die Bekanntschaft einiger anderer griechischer Erzähler machen kann, wenn man nicht im Stande ist, die Originale zu lesen. Boltz gehört zu den wenigen Leuten in Deutschland, welche der neugriechischen Literatur ein freundliches Interesse entgegenbringen. Er hat es durch zahlreiche, immer sehr gelungene Uebersetzungen aus Poesie und Prosa bewiesen, welche leider an verschiedenen Orten zerstreut sind; eine Sammlung derselben wäre gewiß geeignet, einem nicht allzu viel beachteten Kreise der zeitgenössischen Literatur Freunde zu werben.

Mir lag es fern, in dieser kurzen Skizze einen Abriß der neugriechischen Literatur geben zu wollen. Nicht einmal auf alles Wichtige und Interessante habe ich mit irgend welcher Vollständigkeit hinweisen können. Ich wollte

wesentlich nur eine Anregung geben. Manches aus der griechischen Literatur verdient unsere Theilnahme in viel höherem Grade als das Meiste von dem, was alljährlich unsere Uebersetzungsliteratur auf den Büchermarkt wirft. In Athen ist jetzt eine Sammlung im Erscheinen begriffen, herausgegeben von der neubegründeten Buchhandlung von Barth, welche in ähnlicher Weise, wie bei uns die Reclam'sche Universalbibliothek und verwandte Unternehmungen, das Beste aus der heimischen Literatur, sowie Ausgewähltes aus fremden in billigen Ausgaben bietet. Sie sollte auch bei uns Theilnahme finden. Das geschriebene Neugriechisch versteht jeder, der ein Abiturientenexamen gemacht hat, ohne allzu große Mühe. Besonders die jüngeren Philologen und Archäologen, die alljährlich nach Griechenland gehen, sollten diese Bändchen benutzen, um sich etwas mit der Literatur eines Volkes bekannt zu machen, unter welchem sie einige Zeit leben und arbeiten wollen.

Es hat mich einigermaßen gewundert, daß das neu gegründete Seminar für orientalische Sprachen in Berlin das Griechische nicht in sein Programm mit einbezogen hat. An der entsprechenden Anstalt in Paris ist dasselbe vertreten; es befindet sich dort in den vortrefflichen Händen des Herrn Legrand. Das ist gewiß in der Ordnung. Im europäischen Orient sowie an den Küsten und zum Theil im Innern Kleinasiens ist neben dem Türkischen Griechisch die wichtigste Verkehrssprache, hinter welcher das Italienische von Jahr zu Jahr immer mehr zurücktritt. Griechische Schiffe befahren in immer höher sich steigerndem Wetteifer mit denen der Westländer das ägäische und das jonische Meer, und in dem einst von Italienern gegründeten Handelsviertel von Konstantinopel, in Galata, ertönen heute fast nur griechische Laute. In Kleinasien wiederholt sich in unsern Tagen, was einst im Alterthum

dort ſtattfand: die griechiſche Sprache dringt von der Küſte aus immer weiter ins Innere des Landes ein. Und wenn auch der von den Griechen ſo gern geträumte Traum von der Wiederaufrichtung eines griechiſchen Thrones neben der Sophienkirche im alten Byzanz an der harten Wirklichkeit der Thatſachen ſich wohl in ein Nichts auflöſen wird, ſo iſt doch die Wiedereroberung eines Theiles des Orients durch die griechiſche Sprache nur eine Frage der Zeit. Wenn eine deutſche Kaiſertochter jetzt Griechiſch lernt, wie zu den Zeiten, da die Hohenſtaufen in Apulien und Sizilien geboten, wenn ein hoher Verwandter derſelben ſogar Schillers „Fiesko“ ins Neugriechiſche überſetzt hat, ſo werden dieſe Vorbilder bei uns vielleicht auch in weiteren Kreiſen wirken. Und gern mögen wir es dabei den Griechen gönnen, wenn ſich ihnen ſchöne und kühne Hoffnungen anknüpfen an die Namen ihres künftigen Herrſcherpaares: Konſtantinos und Sophia.

XVII.

Griechiſche Reiſemomente.

(1889.)

1. Von Korfu nach Athen.

„Alſo ſteuerten wir mit trauriger Seele von dannen.“ Es war Abend geworden, bis das griechiſche Schiff, bei dem erſt im letzten Augenblicke ein Fehler an der Ankerwinde entdeckt worden war, den Hafen von Korfu verließ. Hinter den albaniſchen Bergen war der Mond heraufgeſtiegen und ſtimmte die ohnehin von bangem Abſchiedsgefühl durchzitterte Seele noch weicher und wehmüthiger. Wir ſtanden am Hintertheil des Dampfers und ſahen langſam Stück um Stück von der ſchönen Inſel verſchwinden, die uns in dieſen Wochen faſt mehr als eine Heimat geworden war. Ich hatte Korfu auch in früheren Jahren nicht ohne Bewegung verlaſſen; diesmal war es mir, als bliebe ein Stück meines Lebens unwiderruflich, unwiderbringlich dort zurück. Hatte doch für mich jedes der Häuſer, die dem Einfahrenden einſt ſo einförmig nüchtern entgegen geſtarrt hatten, im Laufe der Zeit eine ganz beſondere Seele erhalten; knüpfte ſich doch an alle die Plätze, welche langſam in der Dämmerung verſanken, eine Fülle ungetrübt ſchöner Erinnerungen. Da verſchwindet das

Haus des guten Professors, der so oft des Abends auf ein Plauderstündchen zu uns herüber kam; seine Lehrthätigkeit ließ ihm ausreichend Zeit, ein zuverlässiger Kenner aller heimischen Verhältnisse zu sein, und oft genug hat er uns mit der drolligen Wiedergabe einer pikanten Geschichte aus dem kleinstädtischen Klatsch erfreut. Ein letzter Blick auf die Spianata, auf der sich grade jetzt wieder die harmlose Menge auf und ab bewegt, deren Gestalten uns alle so bekannt und vertraut geworden sind! Da drüben liegt unser Hotel, und hinter ihm das enge Gäßchen, von dürftigen Gasflammen zweifelhaft erhellt; wie oft haben wir dort in der Abendkühle auf der Bank gesessen, hinein träumend in das einfache Leben, das da an uns vorüberzog, bis der Friseur im gegenüberliegenden Hause seinen letzten Kunden rasirt und seine Frau im ersten Stock darüber den letzten Fensterladen geschlossen hatte. Und jetzt — in der Straße, die sich dort öffnet, liegt das Theater. Seine Logen sind eng und seine Sitze recht unbequem, und die Kunstleistungen der italienischen Schauspieltruppe waren im Ganzen recht mäßige; aber wir waren schließlich „Habitués" geworden; wir kannten jede Nuance des alten dicken Charakterspielers, jede unschöne Bewegung der ersten Liebhaberin; wir wußten unter den Abonnenten aller Logen Bescheid, und wir kannten alle die Salonhelden des Städtchens, die in den Zwischenakten auch in unserer Loge Besuche machten. Der Doppelgipfel des Kastells ist umschifft; jetzt gleiten wir gegenüber der Strada marina dahin, wo drüben neben dem uralten Grabe des Menekrates das Häuschen des liebenswürdigen österreichischen Consuls herüberschimmert; deutlich heben sich von dem immer heller werdenden Abendhimmel die Baumkronen des königlichen Gartens ab, flüchtig tauchen die

dunklen Cypreſſen des Mäuſeinſelchens aus der dunkleren Flut empor; noch ein letzter Scheidegruß an die ſtolze Linie des Erlöſerberges, und der unvergeßlich ſchöne korfiotiſche Traum iſt zu Ende geträumt.

Als am andern Morgen die Sonne aus dem Meere emporſtieg, lagen wir auf der Rhede von Argoſtoli, der Hauptſtadt der Inſel Kephallenia. Ich möchte nicht gern ungerecht gegen dieſes größte der ioniſchen Eilande ſein, und ich will zugeben, daß meine Stimmung damals nicht geeignet war, unbefangen einen neuen Eindruck aufzunehmen. Aber es kommt mir vor, als hätte ich niemals nüchternere Formen und Linien, niemals kümmerlichere Oelbäume, niemals häßlichere Menſchen geſehen. Widerwillig mußten wir, da alle Wagen der Stadt durch eine Hochzeit in Beſchlag genommen waren, bis zum nächſten Morgen in unerfreulichen Verhältniſſen ausharren, und weder der Anblick des unerklärten Räthſels der Meermühlen noch der Eintritt in das ſtädtiſche Gefängniß, wo die Gefangenen in kleinen, mit Eiſengittern abgeſchloſſenen Höfen den Sonntag Nachmittag genoſſen, konnte unſer Empfinden zu ſonderlicher Höhe ſteigern. Am nächſten Morgen führte uns ein Wagen auf guter Fahrſtraße über die Inſel nach Samos, wo auf der Berghöhe verſtreute Trümmer die Stätte bezeichnen, welche einſt der ganzen Inſel den Namen gab. Ueber der Flut drüben lag, mit Händen faſt zu greifen, die bläuliche Linie Ithaka's mit den beiden in mäßiger Steilheit emporſtrebenden Berggipfeln. Um vieles hätte ich das eigenthümliche Gefühl nicht eingetauſcht, das in meine Bruſt einzog, als ich am Sunde von Samos ſtand und nach der Odyſſeusinſel hinüberblickte. Ich wußte ja, daß man dem Eilande den Glanzſchein hat rauben wollen, welchen ein unſterbliches Gedicht um ſeine Küſten und Buchten gewoben hat.

Grimmig bewehrt sind die Schaaren der Philologen gegen einander ausgezogen und haben um „Ithaka's sonnige Höhe" den Staub deutscher Bibliotheken aufgewirbelt. Homer hat die Insel niemals gesehen, sagen die einen. O doch, erwiedert der andere, aber die Stadt des Odysseus liegt nicht da, wo Du sie suchst, sondern an ganz anderer Stelle. Und die Grotte, wo die Nymphen auf langen steinernen Stühlen Feiergewande weben, mit Purpur gefärbt, ein Wunder zu schauen, der Dichter hat sie nie betreten, aber ich, der kluge Alexandriner des neunzehnten Jahrhunderts, ich habe sie entdeckt, freilich nicht unten an der lauschigen Bucht neben dem schattenden Oelbaume, sondern hoch oben auf sonnenverbrannter Höhe, wo die Ziege den dürftigen Graswuchs abreißt, der zwischen dem Karstgestein emporsprießt. Merkwürdige Tropfsteinbildungen hängen von der Decke herab, aber von einem besonderen Eingang für die unsterblichen Götter fand ich keine Spur.

O über eure Klugheit und Gelehrsamkeit! So ward der Leichnam des Göttersohnes Sarpedon im Kampfgewühl der Achäer und Troer mit Staub besudelt umhergeschleift, aber die Unsterblichen hoben ihn zu sich in die lichten Höhen und salbten ihn mit Ambrosia, daß er viel schöner ward als zuvor, da die Seele in ihm lebte. Ithaka ist ins Märchenland entrückt, wohin nur Sonntagskinder den Pfad finden. Wer an die Göttlichkeit der Feen nicht glaubt, dem wandelt sich das Gold, das sie ihm in den Schooß geschüttet, in Kohlen oder häßlichen Unrath; und wer an die Göttlichkeit der Dichtkunst nicht glaubt, der wird mit Blindheit geschlagen, daß er auf ödem Gestein zu wandeln meint, wo ein üppiger Zaubergarten um ihn blüht, und er kriecht auf allen Vieren in die Nymphengrotten

und ſieht den Eingang nicht, wo die unſterblichen Götter luftig auf und nieder ſchweben.

Wir müſſen wohl Sonntagskinder ſein, oder unſer Glaube hat uns geholfen. Zwar anfangs ſchien es, als ſollten wir die Inſel, die ſo nahe vor uns auf der Flut ſchwamm, niemals erreichen. Denn ein heftiger Oſt blies uns entgegen, und ſtundenlang kreuzten wir auf der Höhe von Samos hin und her, ohne vom Fleck zu kommen. Dann erbarmte ſich unſer ein Gott, und das Schiffchen glitt luſtig durch die hoch aufſchäumenden Wogen. Die Nacht ſank nieder und der Mond ſtieg auf, einen langen ſilbernen Streifen auf das Waſſer werfend und die gegenüberliegende Küſte mit zauberhaftem Schein überziehend. Eine kleine Bucht nahm uns auf. Kein Laut war in der Runde vernehmbar; die Meereswellen, die draußen ſo übermüthig mit unſerem Fahrzeuge geſpielt hatten, glitten hier ſchläfrig und träumeriſch am Uferkies auf und nieder, und in der Höhe zitterte das blaſſe Laub der Oelbäume zwiſchen hoch aufſtrebenden Cypreſſen. In einem Winkel lag halbverſteckt eine Barke und darin ein ſchlafender Mann. War es Odyſſeus, den ſoeben die Phäaken hierher gerudert? Schweigend, um den Zauber nicht zu brechen, ſtiegen wir den ſanft anſteigenden Uferpfad empor. Droben ſtand ein kleiner Wagen mit einem kleinen Pferde beſpannt, neben ihm ein ithakeſiſcher Mann, uns Gruß und Handſchlag bietend. Er nannte ſich uns als den Wirth der Lokanda, die uns Ruheſtätte bieten ſollte; aber ſeit uralten Zeiten wollen die Götter nicht erkannt ſein, wenn ſie den Sterblichen Geleit gewähren, und ich denke, es war Pallas Athene ſelbſt, wie ſie einſt, „eingehüllt in Jünglingsgeſtalt“, dem zurückgekehrten Fürſten Beſcheid gegeben hatte. Denn der Wirth, der ſpäter in dem dürftigen Gaſthaus um

uns bemüht war, glänzte durchaus nicht an Haupt und Schultern, wie jetzt der Mann, da er leichten Schrittes auf den Wagen stieg und die Peitsche über dem Rößlein schwang.

So fuhren wir durch die Mondnacht hinein in das unbekannte Märchenland. Ein weiß schimmerndes Band zog die Straße vor uns bergauf und thalab, bald um kahle Höhen sich schmiegend, deren Karstgestein schimmerte wie Silberblöcke, bald eintauchend in grüne Wiesen, über welchen zahllose Leuchtkäfer funkelten wie vom Himmel gefallene Sterne. Links ragt ein schön geformter Bergkegel empor: Athene sagt uns, er hieße im Volksmunde die Burg des Odysseus. Hie und da steht ein einsamer Meierhof an der menschenverlassenen Straße; darunter mag wohl auch der des Laertes sein, vielleicht jener, neben welchem die mächtige, uralte Platane Wache hält. Denn überall schlafen Thiere und Menschen, und nur selten kläfft wie aus dem Traume ein Hund dem vorübereilenden Wagen nach. Die Straße biegt sich und wir blicken hinunter auf eine weltverlorene Meeresbucht, die wie ein Landsee eingebettet ist zwischen ragende Felswände. Kaum ist sie dem Blicke entschwunden, da schimmert eine andere empor, offen dem Meere zugekehrt. Und nun senkt sich der Weg nieder, immer der Küste entlang; Halbschlummer hält uns längst die Sinne gefangen, und von unten grüßen die Meeresgöttinnen empor, die im Mondlicht in der silbernen Flut baden. Von weitem glänzen die weißen Häuser eines Städtchens uns entgegen, der Wagen rasselt auf holprigem Pflaster: wir sind in Wathy, der Hauptstadt der Insel Ithaka.

Pallas Athene schien nun zunächst wohl zu glauben, sie habe genug für unsere Einführung in diese Märcheninsel gethan, und überließ uns für den Rest der Nacht

ihrem Kollegen Mephistopheles in seiner Eigenschaft als Herren alles möglichen kriechenden, springenden und fliegenden kleinen Gethiers. Erst am nächsten Morgen trat sie uns in der Gestalt eines Jünglings von freundlichem Wesen, wenn auch etwas zweifelhafter Wäsche entgegen, der sich Präsident des Munizipalrathes nannte — er zählte höchstens einige zwanzig Jahre. Man kennt solche unwahrscheinliche Erfindungen bereits aus Homer. Auch Wagen und Rößlein aus der verflossenen Nacht waren wieder zur Stelle; alle anderen Fuhrwerke waren angeblich für ein Begräbniß in Beschlag genommen, ein Motiv, das zu sehr ein Seitenstück zu unserer Erfahrung in Argostoli war, als daß es nicht den Stempel der Erfindung an der Stirn getragen hätte. Freilich schien das Götterpferd wesentlich für die Nacht geschaffen, denn bei Tage zeigte es eine entschiedene Abneigung, selbst mäßig ansteigende Höhen zu erklimmen. Im übrigen hielt die Insel auch im hellsten Sonnenschein, was sie im verklärenden Mondlicht versprochen hatte. Eine Fülle entzückender, künstlerisch abgeschlossener Landschaftsbilder macht sie zur schönsten der ionischen Eilande, und man möchte wünschen, daß sie dereinst ein griechisches Capri werde, wenn nicht Götter und Helden sich so schlecht mit malenden Deutschen und karrirten Engländern vertrügen. Denn wenn einmal an der Stelle, wo jetzt ein verschlafenes Kleinstädtchen sich dehnt, stolze Fremdenhäuser sich erheben, wenn statt des dürftigen Lämmleins, mit dem wir widerwillig den Hunger stillten, gebratene Ochsen sich am Spieße drehen und der treffliche Wein der Insel in Strömen über den Estrich fließt, wie bei den Gelagen der Freier, dann, fürchte ich, wird da unten der schlafende Odysseus sich aus der Barke aufmachen und die Eindringlinge mit seinen Pfeilen erlegen, wie ehemals, oder

ſelbſt zurück ſegeln zu den von der deutſchen Wiſſenſchaft noch nicht entdeckten Inſeln der Kirke oder der Kalypſo.

Wie lange wir auf Ithaka geweilt — ich weiß es nicht mehr. Vergehen doch jedem, der in Märchenpaläſte und Götterberge entrückt wird, lange Jahre wie ein einziger kurzer Tag. Wir fanden uns in der Wirklichkeit eines kleinen griechiſchen Dampfſchiffes wieder, und als wir uns den Schlaf aus den Augen rieben, ſteuerten wir auf den Golf von Patras zu, und die Zauberinſel ſchwamm weit hinter uns in dämmeriger Ferne. Drüben dehnte ſich die träge, fieberumhauchte Lagune von Miſſolunghi, wo der engliſche Dichter ſeinen von ungeſtilltem Ehrgeiz erfüllten Lebenstraum beſchloß, einem Volke zu liebe, das auch heute die Kinderſchuhe noch nicht ausgetreten hat. Für einige Tage nahm uns Patras gaſtlich auf, eine blühende Handelsſtadt, die mit ihren franzöſiſch ſprechenden Commis und zahmen Café-chantants das Bild einer wenig erfreulichen Halbkultur bietet. Dann führte uns die Eiſenbahn längs des korinthiſchen Golfes dahin; wir grüßten den ſchneeſchimmernden Gipfel des Muſenberges Parnaſſos, den anmuthigen Doppelkegel des Helikon und die wilden Schluchten des böotiſchen Kithäron. In Korinth ſteigen wir aus. Ein kleines Gaſthaus mit engen Zimmern, aber reinlichen Betten iſt nicht geeignet, uns eine Vorſtellung davon zu geben, daß hier einſt eine volkreiche Stadt lag, deren ſchrankenloſe Ueppigkeit und ungezügelter Lebensgenuß bis in die Zeiten des chriſtlichen Apoſtels berüchtigt waren, aber der Blick von Akrokorinth's hohem Bergesrücken iſt nach wie vor unvergleichlich ſchön. Und wer da oben ſteht, angelehnt an die Trümmer eines türkiſchen Minarets, den Fuß auf ein venezianiſches Kanonenrohr aufgeſtemmt, und hinunterblickt zu den ſchlanken Säulen des doriſchen Tempels und daneben in den ſenk-

rechten Abstich des Isthmuskanals, der umspannt die ganze Vergangenheit und die Zukunft des schönen, unseligen, vielgeprüften Landes mit einem Blick.

Station Megara! Malerisch klettert das Städtchen an der grauen Felswand heran, heute eine rein griechische Sprachinsel inmitten albanesischer Bevölkerung. Man gedenkt der Anfänge des peloponnesischen Krieges und der köstlichen Figur aus des Aristophanes Acharnern. Station Eleusis! Was für Augen würde die fromme Schaar der Mysterienpilger machen, käme sie jetzt die heilige Straße von Athen dahergezogen und sähe im Bahnhofsgebäude von albanesischen Verkäufern dürftige Erfrischungen den durchreisenden Barbaren angeboten! Aber jetzt verstummt jeder Spott, und auch ein gleichgültigeres Herz klopft höher, denn bereits grüßt von weitem in die von der untergehenden Sonne beleuchtete attische Landschaft die erhabenste und schönste Ruinenstätte der Welt hernieder.

2. Athen.

Ich hatte Athen seit drei Jahren nicht gesehen. Es hat in dieser Zeit einen kleinen Schritt weiter zur europäischen Stadt gemacht. Das bedeutet nicht durchweg eine vortheilhafte Veränderung. Das nationale Kostüm ist so gut wie ganz verdrängt, und wenn nicht hie und da die elastische Gestalt eines der leichten Jäger, der εὔζωνοι genannten Truppe, auftauchte, man vergäße ganz, daß man sich in einer Stadt befindet, die doch eigentlich noch Anspruch darauf hat, zum Orient gerechnet zu werden. Das dürftige Kaffeehaus am Konstitutionsplatz, in dem ich das letzte Mal so manchen Abend mit meinen Freunden verplaudert hatte, ist in einen großstädtischen Raum umgewandelt worden, und Abends speiste

ich in einem Gartenreſtaurant, das mit den Biergärten von Wien und Berlin eine unleugbare Aehnlichkeit hatte. Selbſt das elektriſche Licht fehlte nicht, und die Küche vermochte nach kurzem Beſinnen einen ächt germaniſchen Eierkuchen ziemlich tadellos herzuſtellen. Das deutſche Bier wird allerdings überall ohne Sachkenntniß behandelt — in Konſtantinopel trinkt man es in derſelben Vortrefflichkeit wie zu Hauſe — aber Eiswaſſer fehlt nirgends, und das Gefrorene ſteht durchaus auf der Höhe moderner Kulturentwickelung. Ein neues, ſehr vornehm eingerichtetes Theater iſt in der Aeolusſtraße erſtanden, in welchem ich Roſſi den Lear und den Kean mit, wie mir vorkam, etwas verminderten Mitteln, aber um ſo geſteigerterer Technik ſpielen ſah.

So iſt Athen allerdings auf dem Wege, ſich gewiſſe Manieren einer Großſtadt anzueignen, und die Athener ſelbſt werden nicht müde, zu verſichern, daß es eigentlich bereits eine Großſtadt ſei. So wenig man den Römern die Berechtigung beſtreiten wird, ihre Stadt als Hauptſtadt des Königreiches Italien auszugeſtalten, ebenſo wenig wird man es den Athenern übel nehmen können, wenn ein ähnliches Beſtreben ihre ſtädtiſche Verwaltung leitet. Aber auch hier wird derjenige, welcher Athen früher gekannt hat, es beklagen dürfen, daß die Harmloſigkeit und Intimität des früheren Athener Lebens darunter manchmal Schaden leidet. Athen iſt vorläufig und, trotz des ſchnellen Anwachſens ſeiner Bevölkerung, vermuthlich noch auf lange Zeit darauf angewieſen, eine reizende Mittelſtadt zu ſein; der Großſtadtdünkel hemmt ihre geſunde Entwickelung. Es fehlt in Athen ſelbſt nicht an Stimmen, welche dieſe pathologiſche Erſcheinung richtig beurtheilen. Gerade während meiner Anweſenheit brachte eine der geachtetſten Zeitungen, die „Ephimeris“, eine Reihe von

Artikeln, welche dieſe Sucht der Athener, ihre Stadt vorzeitig als ein kleines Paris auszugeben, ſcharf kennzeichneten. Obwohl eine bedeutende Anzahl der jungen Griechen ihre Ausbildung ſeit längerer Zeit in Deutſchland erhält, iſt doch, gerade wie in Pera und in Bukareſt, auch in Athen Paris Muſter und Vorbild. Die ſonſt ſo dürftigen und inhaltsleeren Athener Blätter, die nicht einmal einen nur einigermaßen ausgiebigen Telegrammdienſt bezahlen können, ſind gegenwärtig mit ſpaltenlangen Berichten über die Pariſer Ausſtellung angefüllt, und das unartikulirteſte Schlachtgeheul eines dort auftretenden Indianerhäuptlings findet hier den wohlwollendſten Widerhall. Dabei laſſen die wirklich bedeutenden Strömungen des geiſtigen Lebens in Paris Athen unberührt. Es iſt überhaupt ſchwierig, von geiſtigem Leben in der Athener Geſellſchaft zu ſprechen. Die heimiſche Literatur iſt zu unbedeutend, um tiefergehende Anregungen zu üben; bildende Kunſt iſt nicht vorhanden, ebenſo wenig Muſik und Schauſpielkunſt, trotz der Tauſende von Clavieren, und des Viertelduzends Sommertheater; und die Wiſſenſchaft wird, wenige ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, nicht als Selbſtzweck behandelt, ſondern lediglich als Mittel, um zu Amt und Einfluß zu gelangen. So liefert die neue Toilette einer Dame aus der Geſellſchaft, irgend ein Familienſkandal, das letzte mehr oder weniger gute Witzwort eines humoriſtiſchen Blattes Geſprächsſtoff für mehrere Wochen. In der letzten Zeit ſtanden die Familienereigniſſe im königlichen Hauſe im Vordergrund des Intereſſes, die Abreiſe der Prinzeſſin Alexandra nach St. Petersburg zu ihrer Vermählung mit einem ruſſiſchen Großfürſten und die bevorſtehende Verbindung des Kronprinzen mit einer deutſchen Kaiſerstochter. Die Theilnahme hieran ging bis in die entfernteſten Bauernhäuſer.

Wie oft bin ich auf dem Lande, wenn man erfahren hatte, daß ich ein Deutscher sei, aufgefordert worden, eine Schilderung des Aeußeren und des Inneren der Prinzessin Sophie zu geben, und obwohl ich niemals die Ehre gehabt habe, dieselbe zu sehen, mußte ich mich wohl oder übel dieser Aufgabe unterziehen. Schließlich kaufte ich mir für meine Ausflüge eine Anzahl Photographien der zukünftigen Kronprinzessin und stiftete dieselben als willkommenes Gastgeschenk.

Prinzessin Alexandra, eine ungemein sympathische Erscheinung mit rührend kindlichem Gesichtsausdrucke, hat sich großer Beliebtheit in Athen erfreut, welche bei ihrem Abschied von der Hauptstadt vielfachen, ungekünstelten Ausdruck fand. Die Zeitungen erzählten manche hübsche Züge von den Abschiedsaudienzen am Hofe, welche zum Theil auf die Etikettelosigkeit des Verkehrs mit der königlichen Familie ein helles Licht warfen. „Wann wirst Du wohl wieder einmal zu uns zurückkehren, mein Töchterchen?“ redete eine athenische Dame die junge Prinzessin bei einer solchen Gelegenheit an. Den Kindern des Königs gehört das Herz des Volkes viel mehr als dem Könige selbst; denn sie sind im Lande geboren und in der Sprache und dem Glauben des Landes erzogen. Man kann nicht gerade behaupten, daß der König von einer beneidenswerthen Gunst des Volkes getragen werde. Und doch hat Griechenland keinen Grund, mit seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung unzufrieden zu sein. Er hat bei seinem Regierungsantritt dem Lande als Morgengabe die ionischen Inseln mitgebracht; ohne Schwertstreich sind unter ihm Thessalien und der Distrikt von Arta dem Reiche einverleibt worden. Das Brigantenthum, dieser in der Türkei, in Bulgarien, in Serbien, ja selbst in Sizilien noch immer nicht getilgte Schandfleck, ist im Be-

reiche des Königreichs Griechenland vollständig ausgerottet worden; das politische Parteiwesen, welches das Land auf das Unseligste zerrissen hat, ist so weit zurückgegangen, daß es heut überhaupt nur noch zwei Parteien giebt. Mit einer Konstitution, die mit ihrer einzigen Kammer die weitestgehende in ganz Europa ist, hat der König so konstitutionell regiert wie nur irgend ein anderer Herrscher, und unter der für Griechenland fast fabelhaft zu nennenden, bereits mehr als dreijährigen Dauer des letzten Ministeriums Trikupis hat das Volk wie mit einem Zauberschlage Straßen und Eisenbahnen entstehen und Handel und Industrie einen beachtenswerthen Aufschwung nehmen sehen. Trotzdem sind leider die Elemente noch sehr überwiegend, welche nicht einsehen wollen, daß Griechenland nichts mehr noththut als ruhige und ungestörte Entwickelung im Innern, welche lieber heute als morgen die Armee dem Zusammenstoß mit den türkischen Truppen aussetzen möchten, dessen Ausgang keinem Einsichtigen zweifelhaft sein kann, und welche lärmend nach der „Befreiung" der Brüder in Kreta, Mazedonien, Konstantinopel und Kleinasien schreien, ohne zu untersuchen, ob diese Brüder alle die Einverleibung in den griechischen Staat für wünschenswerth halten. In der That denken die Griechen auf Kreta, in Smyrna, in Pera und Galata nicht daran, die Annexion an Griechenland ohne weiteres für ein Glück zu betrachten. Das Königreich steht heute noch keineswegs so da wie seinerzeit Piemont, als es die Einigung Italiens in die Hand nahm. Man darf sich hierüber dadurch nicht täuschen lassen, daß von Zeit zu Zeit Schmerzensschreie in Szene gesetzt werden, daß hier und da ein kleinasiatischer Grieche in Athen einen Vortrag hält, in welchem mit beredten Worten geschildert wird, wie schwierig es ist, in einem Dorfe eine Glocke in einer

christlichen Kirche aufzuhängen oder einen Brief nach der Hauptstadt zu befördern. Aber es ist zum Beispiel ein Umstand, welcher es manchem vorläufig wenig erstrebenswerth erscheinen läßt, griechischer Unterthan zu werden, die geradezu beispiellose Höhe der Einfuhrzölle. Für manche Einfuhrartikel, z. B. für Zucker, beträgt der Zoll mehr als das Doppelte des Werthes. Jedes Paar Handschuhe kostet eine Drachme Zoll; eine Schachtel ordentliches Briefpapier muß man in Athen mit einem lächerlich hohen Preise bezahlen. Rechnet man hinzu, daß zollpflichtige Sendungen nicht in Athen, sondern im Piräus ausgehändigt werden, und daß man also mit der Hin- und Rückfahrt, sowie mit dem endlosen Hin- und Hergeschicktwerden in der Dogana mindestens einen halben Tag verliert, so wird man zugeben, daß es zu den minder angenehmen Dingen dieses Lebens gehört, in Athen aus dem Auslande eine Packetsendung zu erhalten, und sei sie selbst ein Geburtstagsgeschenk.

Ich habe bei früheren Gelegenheiten so viel Gutes und Schönes über Athen und Griechenland gesagt, daß ich wohl jetzt auch auf einige Schattenseiten hinweisen darf ohne zu befürchten, mißverstanden zu werden. Nicht die letzte unter denselben ist der Mangel an Schatten, den man an sonnigen Frühlingsnachmittagen überhaupt eigentlich nur im Schloßgarten, einer Schöpfung der ersten Königin Amalie, finden kann. Die schöne Anlage, im übrigen dem königlichen Garten in Korfu nachstehend, zeichnet sich durch sorgfältigere Pflege vortheilhaft vor diesem aus. Sie ist ihrer Zeit auf dem trockenen Boden von Athen aus Nichts geschaffen worden; warum sollte es nicht möglich sein, auf dem Eintrachtsplatze, dem Konstitutionsplatze, dem schönen Platze bei den „Säulen", wo jetzt das neue Ausstellungsgebäude steht, auf der breiten

Stadion- und in der Akademieſtraße ſo viel Baumwuchs zu ſchaffen, als ſich die Ringſtraße, die Linden, die Pariſer Boulevards deſſelben erfreuen? Damit müßte ein nachdrückliches Ankämpfen gegen den oft geradezu märchenhaften Staub Hand in Hand gehen, der manchen Fremden ſchon nach den erſten vierundzwanzig Stunden aus Athen weggeſcheucht hat. In regelmäßiger Wiederkehr tauchen in der hauptſtädtiſchen Preſſe ſpaltenlange Erörterungen über dieſe Stadtplage auf, bei denen mich immer der mit großer Gelehrſamkeit aus Thukydides und anderen alten Schriftſtellern geführte Nachweis beluſtigt hat, daß dieſer Staub eigentlich eine berechtigte Eigenthümlichkeit Attika's ſei, die man womöglich aus Pietät gegen die edlen Vorfahren nach Kräften zu erhalten trachten müſſe.

Manchem Fremden iſt noch ein anderes ſehr läſtig. Athen beſitzt drei Gaſthöfe erſten Ranges. Ich will die Behauptung eines enthuſiaſtiſchen jungen Griechen, daß Berlin kein ſo gut eingerichtetes Hotel beſitze, auf ſich beruhen laſſen; aber an den entſprechenden Häuſern von Pera gemeſſen, ſind ſie allerdings wahre Muſteranſtalten. Aber bedauerlich iſt es, daß man in allen dreien kein Zimmer bekommen kann, ohne gleichzeitig volle Penſion zu nehmen. Eine Einrichtung, welche an einem Orte wie Korfu ebenſo wie in den Schweizer Sommeraufenthalten, berechtigt und wohlthuend iſt, wird hier zur läſtigſten Feſſel. Sie iſt auf die allerdings noch immer zahlreich genug vertretene Art von Reiſenden berechnet, welche ſich willig auf ihren Gaſthof und auf das, was ihnen deſſen Führer etwa zu zeigen gewillt iſt, beſchränken, weil ſie bei jedem Schritt aus dieſem Bannkreiſe über ihre Unkenntniß der Sprache und der Sitten des Landes zu ſtolpern fürchten. Man kann bei dieſer Einrichtung niemals mit Freunden ungezwungen in einem der ſehr em-

pfehlenswerthen Restaurants speisen, man kann keine Einladung annehmen, man kann keinen den ganzen Tag ausfüllenden Ausflug machen, ohne dabei eine materielle Einbuße zu erleiden. Dieser Zustand sollte aufhören; er ist weder einer Großstadt noch einer Mittelstadt würdig, er ist einfach kleinstädtisch. Empfindlich kleinstädtisch ist noch etwas anderes. Der schöne Meerstrand in Phaleron ist durchaus geeignet, für Athen das zu sein, was der Lido für Venedig ist; nur daß er nicht durch die Lagune von der Stadt getrennt und daher ungleich schneller und bequemer zu erreichen ist. Aber noch im Juni, also zu einer Zeit, wo die Abendstunden am Meere die einzige Erholung nach der Hitze des Tages bieten, geht die letzte Dampftramway um halb neun, der letzte Zug der Eisenbahn, deren Bahnhof in Athen viel unbequemer liegt, um weniges später nach der Stadt zurück; die Trennung von den langsam über den Ufersand rauschenden Meereswellen wird nur dadurch erleichtert, daß man da draußen nicht das mindeste Genießbare zu essen bekommt — denn das, was eine griechische Garküche am Strande bietet, kann nicht dafür gelten. Mißmuthig hastet man in die heißen Straßen zurück und träumt im dumpfigen Zimmer davon, wie schön es sein könnte bei Mondschein, unter den Klängen einer Kurmusik, draußen am Meere spazieren zu gehen oder, im Sande gelagert, die silbernen Wogenkämme auf und ab rollen zu sehen.

Einem späteren Geschlechte wird das wohl zu Theil werden. Und ich will nicht ungerecht werden gegen mein liebes Athen. Hat es ja doch eines, das alle Mängel und Unvollkommenheiten der modernen Stadt, alle kleinen und großen Ungezogenheiten des Griechenvolkes reichlich aufwiegt, seine Akropolis. Hier mag man hinauf flüchten, wenn man unten in Staub und Hitze sich abgequält, an

dummen und langweiligen Menſchen ſich abgeärgert hat. Hier hebt ſich die Bruſt leichter, und der Sinn fühlt ſich befreit von dem Druck der Alltäglichkeit. Hier iſt es immer einzig und unvergleichlich ſchön, mag man in warmer Nachmittagsſtunde empor blicken zu den geplünderten Giebelfeldern des Tempels der jungfräulichen Göttin, deſſen Säulen mit ihrer goldbraunen Patina in der Sonne glühen; mag man am Abend am Niketempelchen ſitzen, wenn die Sonne hinter Moreas Höhen verſinkt und die dämmernden Linien von Salamis und Aegina auf der dunkelnden Flut verſchwimmen; mag man im Mondſchein vor der unvergleichlich leichten und vornehmen Karyatidenhalle des Erechtheions ſtehen, wo die keuſchen marmornen Mädchenleiber unter den Küſſen der Mondesſtrahlen zu erbeben ſcheinen. In dieſe Höhe dringt nichts Gemeines und Niedriges, und die Seele hebt ſich zu andächtigem Fluge wie in der Nähe der Gottheit. Ich war am letzten Nachmittage, den ich in Athen verbrachte, hinauf gegangen, um Abſchied zu nehmen. Ich ſuchte alle Stellen auf, die mir beſonders lieb geworden waren; ich begrüßte zum letzten Male hier eine zerborſtene Säule, von der ich ſo oft zum Parthenon hinübergeſchaut, dort einen Marmorblock, auf dem ich manches anregende Geſpräch mit Freunden geführt hatte. Dann ſchritt ich hinüber zu dem kleinen Muſeum, das die Funde von der Akropolis birgt. Da ſtanden die grotesken Thierfiguren, Löwen, Drachen und Stiere aus bunt bemaltem Thon, die erſt in jüngſter Zeit in der allerälteſten Schicht der Ausgrabungen zu Tage gekommen ſind, ſonderbares Licht auf eine unbekannte Periode griechiſcher Kunſt werfend. Da ſtanden in langer Reihe an den Wänden des Hauptſaales die archaiſchen Frauenbilder, ſteife Damen mit rothblondem Haar, ein gefrorenes Lächeln auf dem gleichgültigen Marmorgeſicht. Da ſtanden jene

Reliefs, die ich mit immer steigendem Entzücken betrachtet hatte, mit der genialen Kühnheit und Bewegtheit der Komposition und der ruhigen Sicherheit in der Ausführung jeder Kleiderfalte. Aber erst im letzten Zimmer stand mein Liebling. Ein kleiner, süßer, zarter Mädchenkopf, halb nach vorn übergeneigt in der Weise der Klytia, mit einem unendlich traurigen, wehmüthigen Ausdruck um die fast wie zum Weinen verzogenen Lippen. Jedesmal, ehe ich den Raum verließ, hatte ich einige Augenblicke vor dem reizenden Köpfchen verweilt, das mich beim Scheiden noch trauriger ansah. Es wußte wohl, wie lieb ich es hatte. Diesmal sagte ich ihm zum letzten Mal Lebewohl, und zum Abschied habe ich es auf den kalten, steinernen Mund geküßt. Dann ging ich ernst und still hinaus, vorbei am Parthenon und durch die Propyläen hinab zur Stadt; aber ein Stück meiner Seele ist dort oben geblieben bei dem süßen, traurigen Mädchenköpfchen.

3. Im Lande der Pelopiden.

Wo war die gute Göttin Pallas Athene geblieben, die so gnädig unsern Eingang in Ithaka gesegnet hatte, als wir jetzt nach Argolis auszogen? Ich denke, die unversöhnten Schatten des Pelopidenhauses, welche um jene Stätten schweben, hielten die lichte Himmelsgestalt ab, sich uns zur Verfügung zu stellen, und sie überließ uns also dem eigenen Stern. War es ein Wunder, daß sich derselbe mehrfach als ein Unstern erwies? Auf der Eisenbahn ging es glücklicherweise ohne Unfall ab. Die griechischen Bahnen fahren sehr langsam und vorsichtig. Ich legte die Strecke von Korinth nach Nauplia zum ersten Mal mit dem Dampfroß zurück; als ich vor fünf Jahren Argolis besuchte, mußte ich das noch zu Schiff thun. Die

Seefahrt an dem steilen Kegel von Aegina und dem trotzigen Felseneilande Hydra vorbei in den argolischen Golf hinein ist schön und reizvoll, während die Landschaft, welche man aus den Fenstern des Eisenbahnwagens zu sehen bekommt, im ganzen ziemlich einförmig und nüchtern ist und nur dann lebhafteres Interesse einflößt, wenn die kühnen Formen der arkadischen Gebirge in den Gesichtskreis treten. Bei der Station Nemea sieht man neugierig aus dem Fenster; hier schlug Herkules den Löwen, hier wurden die nemeischen Festspiele gefeiert. Auch Mykenä, Argos, Tirynth sind moderne Stationsnamen geworden; unwillkürlich wirkt das wie die griechische Mythologie in einer Offenbach'schen Operette. Aber die Griechen haben unzweifelhaft das Recht, die alten Ortsnamen in die Topographie ihres Landes wieder einzuführen.

Es war etwa fünf Uhr, als wir in Nauplia ankamen. Wir hatten beschlossen, im Hotel Mykenä zu wohnen, das uns in Athen als der gegenwärtig beste Gasthof der Stadt genannt worden war. Der Sohn des Besitzers nahm uns alsbald am Bahnhof in Empfang, ein Jüngling, der höchst unternehmend ein Rohrstöckchen schwenkte, während er uns das Geleit in das Haus gab. Sein Selbstbewußtsein war offenbar durch das Glück, das ein Jahr vorher sein Bruder gemacht hatte, nicht unwesentlich gesteigert worden: die Kaiserin von Oesterreich hatte bei einem Spaziergange in Nauplia, bei dem ihr der junge Bursche als Führer diente, Gefallen an ihm gefunden und ihn als Lehrer des Griechischen mit sich genommen. Bildnisse der Habsburgischen Kaiserfamilie zierten in Folge dessen den Speisesaal des Hotels; in ihrer Mitte hing eine Photographie des Helden selbst, in modischem Anzuge, mit einem faden Lächeln auf dem wenig hübschen Gesichte. Die Ehre, welche solcher Gestalt dem Hause

widerfahren war, konnte uns aber doch nicht über die Entsetzlichkeit der Räume wegtäuschen, welche uns als Wohnung für die nächsten Nächte bestimmt wurden. Zwei kleine Zimmer von widerwärtigem Schmutz starrend, Fußboden und Wände voll Flecken, der grobe Ueberzug des Bettes ebenfalls mit Flecken bedeckt, deren Herkunft in diesem klassischen Lande des Ungeziefers kaum zweifelhaft sein konnte, zerbrochene Waschbecken, die noch die Spuren der letzten Benutzung trugen — kurz, es war schrecklich. Wie sich später herausstellte, hatten der Wirth und sein Sohn für gewöhnlich diese Prachträume inne. Es war eine harte Aufgabe, sich mit dem Gedanken, hier zu schlafen und zu wohnen, vertraut zu machen. Ziemlich niedergedrückt saßen wir bald darauf vor dem einfachen Kafenion auf dem Platze, an dessen einer Seite sich ein anderes Hotel erhob, welches den stolzen Namen „Grand Hôtel des étrangers“ auf seiner verwahrlosten Außenseite trug. Wenn dort die bessere Hülle einen schauderhaften Kern barg, konnte es hier nicht umgekehrt sein? Zudem erinnerte ich mich, daß ich bei meinem ersten Aufenthalte in Nauplia hier gleichzeitig mit Schliemann gewohnt hatte und daß mir keine besonders gräßlichen Erinnerungen an dieses Haus vorschwebten. Es ward beschlossen, dasselbe in Augenschein zu nehmen, und in der That, einige der Zimmer erwiesen sich freundlicher und etwas sauberer. So wurde denn der „Stadt Mykenä“ unser Auszug angekündigt, und es war zu spät, daß der bestürzte Besitzer uns nun zwei viel bessere Räume zeigte, die für diesen Abend noch von einer englischen Familie in Beschlag genommen waren, für den nächsten Tag aber zu unserer Verfügung standen. Wir ließen unsere Sachen hinuntertragen; ich nahm mir nicht einmal die Zeit, das bereits Ausgepackte wieder einzupacken, und schritt mit den Kleidern über dem Arm dem

Zuge voraus über den Platz in das andere Haus. O hätten wir dasselbe niemals betreten! Es folgte eine Nacht — „o laß von diesen Stunden sich Höllengeister nächtlich unterhalten!“ Von allerlei Gethier bestürmt, mußte ich schließlich dem Lager entfliehen und setzte mich an den Tisch, um zu lesen und Briefe zu schreiben. Durch das geöffnete Fenster kamen Schaaren von Stechmücken herein, aber diese niedlichen Thierchen erschienen mir jetzt freundlich und harmlos. Als der Tag zu dämmern anfing, wusch ich mir die Schläfrigkeit aus den Augen, nachdem ich aus dem Waschwasser verschiedene für mich zoologisch nicht näher bestimmbare Leichen herausgefischt hatte, und ging in's Freie. Meine Reisegefährten hatten selbstverständlich ebenso trübe Erfahrungen gemacht. Ich schlug vor, reuig zur „Stadt Mykenä“ zurückzukehren; die Unterhandlungen mit dem Wirth derselben glückten, und so nahm ich de n zum zweiten Mal meine Kleider über den Arm, und wir zogen zum zweiten Mal über den Marktplatz von Nauplia, dessen Bewohner sich an dieses Schauspiel allmählich zu gewöhnen schienen. Unsere neue Wohnung war in der That menschenwürdiger; das kleine hüpfende Ungethier, das auch hier massenweise vorhanden war, ließ sich mit viel Geduld und Insektenpulver allenfalls ertragen, und einige Stunden Nachtruhe waren uns sicher.

Warum ich bei dieser kleinen Leidensgeschichte so ausführlich verweilt habe? Das hat einen ernsten Grund. Ich kenne den Süden zu gut, um nicht zu wissen, daß man dort mancherlei mit hinnehmen muß, was dem in kühlerer Zone Lebenden für gewöhnlich erspart bleibt. Aber es hat alles seine Grenzen. Wenn das Ungeziefer in so ungeheurer Weise über Hand nimmt, wie ich das während meiner letzten Reise in Griechenland wiederholt wahrgenommen habe, so ist nicht die größere Wärme daran

ſchuld, ſondern die größere Unreinlichkeit. Es gibt auch in Griechenland Häuſer, Privathäuſer und Gaſthäuſer, in denen durch peinliche Sauberkeit dieſe Plage ausgerottet oder auf ein Geringes beſchränkt iſt. Mir ſcheint, die Griechen haben eine ernſte Verpflichtung, dieſe Reinlichkeit etwas allgemeiner zu üben, wenn ſie für ein Kulturvolk gehalten werden wollen. Ihr Land wird bereits jährlich von einer ſehr beachtenswerthen Anzahl von Fremden beſucht, welche nicht alle junge Philologen und Archäologen ſind, die bei den Biſſen des Ungeziefers voll Vergnügen an den Anfang der „Wolken" des Ariſtophanes denken. Zunächſt darf man in den Orten, welche durch das Eiſenbahnnetz dem Beſuche zugänglicher geworden ſind, ordentliche Gaſthöfe erwarten; denn hier hört das, was früher einigermaßen Erſatz dafür bot, die Privatgaſtfreundſchaft, ſelbſtverſtändlich auf. Die Griechen haben — ich nehme Athen immer aus — noch keine Ahnung davon, was ſie den Fremden für das viele Geld, das ſie ihnen abverlangen, zu bieten verpflichtet ſind. Herr Potamianós, der Wirth des im Bädeker als „reinlich" bezeichneten, in Wirklichkeit ſchauderhaft unſauberen Gaſthauſes in Argoſtoli auf Kephallenia, forderte von uns dreien für ſeine elenden Zimmer und das auf derſelben Höhe ſtehende Eſſen für einen Tag über fünfzig Franken, alſo viel mehr, als die treffliche Penſion in Korfu beträgt; er mußte ſich allerdings ſchließlich mit zwanzig begnügen. Und in Nauplia bezahlten wir für die immerhin ungemein mäßige Unterkunft fünf Franken für die Perſon, einen Preis, für welchen man in Berlin und Paris ſehr anſtändig wohnt. Auch in Tirol ſchläft man oft ſehr primitiv, wenn auch immer reinlich; aber man gibt dafür ein paar Kreuzer, und Niemand hat ſich zu beklagen.

Die Fahrt nach Tirynth und Mykenä fand mich in

Folge der durchwachten Nacht müde und verdroſſen. Doch war das nicht der Grund, daß mich die Trümmerſtätten ſo wenig bewegten. Schon bei meinem erſten Beſuche war der Eindruck ein nicht ſehr tiefgehender geweſen. Sie flößen weder eine menſchliche noch eine äſthetiſche Theilnahme ein. Geſchlechter, von denen keine ſichere Kunde uns ſagt, wer ſie geweſen ſind, haben dieſe Steinmauern geſchichtet, dieſe Grabgewölbe gebaut. Wir bewundern die Kunſtfertigkeit vorgeſchichtlicher Zeit, wie das ſchon die alten Griechen gethan haben, aber wir fühlen keine Saite in unſerem Innern ſympathiſch angeſchlagen. Und was unſere durch die griechiſchen Tragiker genährte Phantaſie hier ausſpinnt, iſt alles düſter und unheimlich und grauenvoll: Schuld gehäuft auf Schuld von Geſchlecht zu Geſchlecht, wahnſinniger Haß des Bruders gegen den Bruder, jammervoller Kindermord, die Buhlſchaft der Fürſtin und des ruhmreich heimkehrenden Königs feige Ermordung, die rächenden Beilhiebe des Sohnes gegen die eigene Mutter und die hetzende Verfolgung des Mörders durch die Rachegöttinnen. Dabei iſt die Landſchaft umher eine ſchlechte Dekoration zu ſo ſchrecklichen Vorgängen: keine ſchroff anſtrebenden Felſen mit Schlünden und toſenden Wildbächen, ſondern mäßig große Hügel, die ſanft aus der freundlichen, wenn auch nicht allzu reizvollen Ebene aufſteigen. Schöne Abſchlüſſe geben die trotzigen Felſen der Burg von Lariſſa und des Palamidi. Im ganzen iſt Mykenä, ſo intereſſant der Beſuch desſelben iſt, eine Enttäuſchung.

Um ſo entzückender iſt eine Fahrt nach der Ruinenſtätte von Epidauros. Das iſt eines von jenen großartigen Trümmerfeldern der alten Welt, wo aus den bloßgelegten Grundmauern von Tempeln und Schatzhäuſern, den umgeſtürzten Säulen, den niedergeworfenen Gebälken,

den mächtigen Inſchriftblöcken die Phantaſie ſich eine ganze Welt untergegangener Schönheit wieder aufzubauen vermag. Nächſt dem Heiligthum von Eleuſis und dem Felde von Olympia ſtimmen die Reſte der großartigen Anlagen des Hieron von Epidauros wohl am meiſten dazu, ſich das Kulturleben von Alt-Hellas aufleben zu laſſen. Auch hierher, in das weltberühmte Heiligthum des Heilgottes Asklepios, ſind die Menſchen aus allen Theilen der Welt zuſammengeſtrömt, wie heut in unſere Weltbäder. Nur war es, trotz der Heilanſtalt, die mit dem Tempel verbunden war, weſentlich der Glaube, der ihnen half. Wir kennen eine ausführliche Krankengeſchichte, die ein dankbarer Beſucher des Heiligthums zu Nutz und Frommen der Nachwelt in Stein hat graben laſſen. Auch für die Unterhaltung der Kurgäſte war geſorgt; das Theater, das ſich ganz in der Nähe des Hieron an den Felſen lehnte, iſt eines der größten und am beſten erhaltenen des Alterthums. Bühne, Orcheſtra und Zuſchauerraum haben in gleicher Weiſe das Dahinrollen der Jahrhunderte überdauert. Wir ſtellten feſt, daß die Akuſtik des Theaters über jeden Zweifel erhaben war; von Uhland's „Bertran de Born", den einer von uns unten in der Orcheſtra ſprach, entging den Zuhörern, die auf der oberſten Sitzreihe Platz genommen hatten, nicht eine Silbe. Es iſt verwunderlich, daß man im Süden dieſe Art des Theaterbaues gänzlich aufgegeben hat. Wie ich in Athen hörte, will man am Iliſſos ein Sommertheater in dieſer Weiſe aufführen; man will aber den Verſuch zunächſt nicht in Stein, ſondern nur in Holz wagen. So wird dieſes antikiſirende Theater wenigſtens gleich wieder feuergefährlich.

Ungern riſſen wir uns am ſpäten Nachmittage von den Ruinen los, mit deren Melancholie das zwiſchen ihnen

üppig ſproſſende friſche Grün ausſöhnte, und fuhren in weicher Stimmung durch die köſtliche Abendlandſchaft den etwa vier Stunden langen Weg nach Nauplia zurück. Wenn man einen Tag ſo losgelöſt von den Bedingungen des modernen Griechenlands verlebt hat, fällt es doppelt ſchwer, die Aermlichkeit und Jämmerlichkeit eines ſolchen griechiſchen Kleinſtädtchens zu ertragen. In Nauplia kommt man zum Bewußtſein, aus wie dürftigen Anfängen das Königreich hervorgegangen iſt; denn hier war durch ein paar Jahre der Sitz der Regierung, hier ſtieg der erſte griechiſche König ans Land. Und ſtaunend denkt man daran, was in dem halben Jahrhundert aus Athen geworden iſt, das damals ein ſo öder Schutthaufen war, daß nicht einmal einige Häuſer für die Aufnahme der Regierung aufgetrieben werden konnten. Leider iſt mit Nauplia auch das Andenken an eine blutige That verbunden, die einen häßlichen Fleck auf die Geſchichte der erſten Jahre griechiſcher Selbſtändigkeit wirft, an die Ermordung des Präſidenten Kapodiſtrias, der hier beim Betreten der Kirche des heiligen Spyridion von zwei rachſüchtigen Mainoten erſchoſſen wurde. Mehr Blut iſt an einer anderen Stelle in Nauplia gefloſſen, auf dem Palamidi, dieſem auf ſteiler Berghöhe liegenden Kaſtell, deſſen venezianiſche und türkiſche Befeſtigungen für uneinnehmbar galten, bis die Griechen in einer Nacht des Jahres 1822 ſich derſelben durch einen kühnen Handſtreich bemächtigten. Der Soldat, der uns führte, zeigte uns unter ſchwindelnder Brücke die gähnende Tiefe, in welche Tauſende von Türkenleibern hinabgeſtürzt wurden. „Das Meer ſchäumte von rothem Blute auf", fügte er hinzu. Jetzt ſind hinter den dicken Mauern Gefangene eingeſchloſſen. Man ſieht bei einer Wanderung durch die Räume, daß Griechenland auf dem Gebiete des Gefängniß-

weſens noch auf einem recht mittelalterlichen Standpunkt ſteht. Der Aufenthalt in den überfüllten., ſchlecht gelüfteten und unreinlich gehaltenen Maſſenzellen iſt ein entſetzlicher. Freilich ſind die Gefangenen meiſt im Freien; in einem geräumigen, mit hohen Mauern umſchloſſenen Hofraum ſehen ſelbſt die gefährlichſten Räuber, die ein halbes Hundert Mordthaten auf der Seele haben, den größten Theil des Jahres einen Himmel über ſich, wie er bei uns daheim dem unbeſcholtenſten Staatsbürger niemals zu Theil wird. Rohe Holz- und Hornſchnitzereien werden von unten herauf dem fremden Beſucher buchſtäblich an den Kopf geworfen, und man thut gut daran, ſich bei Zeiten durch einen kleinen Einkauf, welchen einer der wachehabenden Soldaten vermittelt, der Zudringlichkeit zu entziehen.

Man athmet auf, wenn man dieſen Bildern den Rücken kehrt und hinaustritt an den Rand des Burgfelſens. Hier liegt eine der ſchönſten griechiſchen Landſchaften vor dem Blick ausgebreitet; doppelt ſchön, wenn die Sonne eben hinter den mächtigen, ſchneeſchimmernden Grenzgebirgen Arkadiens verſinkt. Unten rauſcht die blaue Fluth um den zerklüfteten Fels; in vornehmen Linien verliert ſich der Golf hinaus in's offene Meer, und die Berge von Argolis glänzen in zauberhafter Verklärung.

XVIII.

Zante.

(1888.)

Unter den joniſchen Inſeln iſt eine, welche mit einem ganz beſonders ſchmückenden und verlockenden Beiworte ausgezeichnet iſt. Fior di Levante heißt Zante ſeit alter venezianiſcher Zeit. Mehrmals hatte ich beim Vorbeifahren ſehnſüchtig nach dieſer Blume des blauen joniſchen Meeres hinübergeblickt. Diesmal beſchloß ich, ſie mir zu entdecken. Und da der Sciroccoſturm, der uns zwei Tage auf der Adria hin und hergeworfen hatte, endlich beruhigt war, da die beiden Kapitäne des Lloyddampfers „Selene“ in Liebenswürdigkeit gegen mich wetteiferten und meine Kabine an Bequemlichkeit nichts zu wünſchen übrig ließ, ſo trennte ich mich nach einem Aufenthalte von wenigen Stunden zunächſt wieder von meinem vielgeliebten Korfu und fuhr an den „luftigen Höhen der Phäaken“ vorbei weiter gen Süden.

Das Schiff, das am Abend Korfu verläßt, liegt zwölf Stunden ſpäter auf der Rhede von Argoſtoli, der Hauptſtadt Kephallenias. Von dort ſind noch vier Stunden Seefahrt bis in den Hafen von Zante. Derſelbe liegt in weitem, ſehr regelmäßig gezeichnetem Halbkreiſe da, der mich an den ſchönen Hafen von Smyrna erinnert hat, aber gänzlich offen und gegen die einſtrömende Meerflut

wenig geschützt. Das macht das Aus- und Einschiffen bei hochgehender See etwas peinlich, wie ich mich beim Verlassen der Insel selbst überzeugen konnte, wo ich durch fortwährende Sturzwellen gänzlich durchnäßt an Bord des Dampfers ankam. Längs dieses schönen Halbkreises liegt die ansehnliche Stadt von etwa zwanzigtausend Einwohnern, die lange Reihe der blendend weißen Häuser dem Meere zugekehrt, angelehnt an eine Höhe, welche ein altes venezianisches Kastell trägt.

Eine lange Straße, der Richtung des Hafens folgend, bildet im Innern den Hauptkern der Stadt. Sie macht einen stattlicheren Eindruck als die Hauptstraße Korfus, die Nikiphorosstraße. Sie ist breiter und reinlicher, die Häuser sind vielfach mit schattenspendenden Portikus geschmückt, wie in Bologna, unter welchen in offenen Läden Handel und Handwerk ihr Wesen treiben; hie und da unterbricht eine venezianische Spätrenaissance-Fassade wohlthuend die Eintönigkeit moderner Bauart. Darunter ist durch vornehme Verhältnisse besonders ausgezeichnet die an dem Hause des Conte Roma, eines der reichsten Grundbesitzer der Insel, das neben dem fürstlichen Luxus, mit dem es ausgestattet ist, auch eine kleine Sammlung von Alterthümern birgt. Von der Hauptstraße führen auf der einen Seite kleine Straßen zur Marina, auf der anderen Seite klettern enge Gassen am Kastellberge hinauf, ebenso steil und mit ebenso fragwürdigen Abfällen menschlicher und thierischer Nahrung und Kleidung verunstaltet, wie die [illegible]nen Gäßchen, welche in Athen zur Akropolis hinauf gehen. So ist der Stadtplan Zantes einfach und übersichtlich und hat nichts von der wunderlichen Verworrenheit Korfus. Man wird in Zante weniger malerische Winkelchen finden, dafür aber sich auch seltener verlaufen. Die Stadt ist wesentlich modern, eine Folge der

häufigen Erdbeben, welche die Insel heimgesucht und das Alte umgeworfen haben.

Am Südende der Hauptstraße liegt die kleine Piazza und an ihr das Hotel, welches mich während meiner Anwesenheit auf der Insel beherbergte. Es trägt den Namen „Albergo Nazionale", und ich kann es Jedem, welcher nach Zante kommt, warm empfehlen. Freilich erscheint die einfache Bequemlichkeit der „Bella Venezia" in Korfu wie phäakische Ueppigkeit gegenüber der spartanischen Zurückhaltung, mit welcher hier die Zimmer ausgestattet sind, und die griechische Speisekarte drängt sich viel mehr hervor, als es Manchem, der von der internationalen Table d'hôte jenes Musterhotels herkommt, angenehm sein wird. Wer aber, wie ich, die letztere häufig nur seufzend ertragen hat, der wird glücklich sein, seine persönliche Freiheit auch in der Essensfrage wiedererlangt zu haben und die schmackhaft zubereiteten italienisch-griechischen Nationalgerichte ohne die obligate Zuthat verblühter Engländerinnen genießen zu können. Große Reinlichkeit ist der Hauptvorzug des Gasthauses — und das ist im Orient sehr viel; sein Hauptfehler, daß es nicht am Meere liegt. Der Wirth, ein noch jugendlicher Hellene, Herr Mavropodis, der erst seit ein paar Monaten Besitzer des Hauses ist — sein Vorgänger hat sich vor Kurzem ins Privatleben zurückgezogen — hat sich mir gegenüber durchaus liebenswürdig und uneigennützig erwiesen. Regelmäßig, wenn ich am Schlusse meines Diners meine Orange schälte, kredenzte er mir eigenhändig ein Glas süßen, schweren, selbstgebauten Weines, und als wir eines Abends in eine erregte Debatte über Trikupismus und Delijannismus gerathen waren, ließ er schließlich eine Flasche Wiener Bier öffnen, was dort ungefähr dasselbe ist, als wenn man bei uns zum Sekt schreitet. Ich habe ungern von dem freundlichen Manne Abschied genommen.

Auf der beſchränkten Piazza luſtwandelt am Abend die elegante und nichtelegante Welt Zantes. Viel weniger wird von den Einheimiſchen die Marina zum Spaziergange benützt. Um ſo häufiger habe ich ſie aufgeſucht. Herrſchte auch jetzt nicht das reiche Leben hier, das ihr, wie man mir verſicherte, zur Zeit der Korinthen-Ernte vorübergehend das Ausſehen eines Welthandelsplatzes gibt, ſo iſt doch immer genug fröhliche Bewegung hier. Zahlreiche kleine und größere Barken liegen im Hafen an den Steinflieſen des Kais, meiſt durch eine leichte Briſe in ſchaukelnder Bewegung gehalten, belebt von den charakteriſtiſchen Geſtalten der Seeleute, die hier noch ſehr viel die bekannte rothe Spitzmütze tragen. Drüben über der blauen See ſtreckt ſich die flache Küſte von Elis — in wenigen Stunden trägt das Segelboot hinüber — und nordwärts ſchimmern die ſchneebedeckten Berge des griechiſchen Feſtlandes. Wie ſehr das Meer trennt, ſelbſt wenn es keine breitere Waſſerſtraße bildet als hier, wird einem auf dieſen joniſchen Eilanden recht bewußt. Niemals ſind dieſelben in dem großen Strom helleniſcher Geſchichte ſo recht mitgeſchwommen. Sie haben immer weſentlich nur Epiſodenrollen geſpielt, und immer nur vorübergehend ſind ihre Geſchicke mit denen des Feſtlandes und des Peloponnes verknüpft geweſen. Auch die namenlos traurige Zeit der türkiſchen Herrſchaft iſt ihnen erſpart geblieben, und wenn geiſtiges Leben und materielle Wohlfahrt hier in den beiden letzten Jahrhunderten einigermaßen geblüht haben, ſo danken ſie es doch der ſo viel verläſterten Herrſchaft der Venezianer. An demjenigen, was man mit einigem Wohlwollen die Poeſie des griechiſchen Mittelalters nennen kann, iſt Zante mehrfach betheiligt; Ugo Foscolo, der als Dichter freilich der italieniſchen Literaturgeſchichte angehört, ſtammt aus Zante,

und ebenſo iſt einer der begabteſten Dichter des neueren Griechenland, Dionyſios Solomos, deſſen berühmter Hymnus auf die Freiheit noch heute in Aller Munde iſt, auf der Inſel geboren (1798), wenn er auch den größeren Theil ſeines Lebens auf Korfu zugebracht hat.

Solomos' beſcheiden ausgeführte Büſte ſchmückt eine Seite der Piazza, und wenn vom Balkon meines Zimmers aus mein Blick auf ſie fiel, kamen mir des Dichters eigene ſchöne Worte in den Sinn, daß treues Gedenken der Lieben in der Heimat beſſer ſei, als weit durch die Welt flatternder Ruhm. Foscolo's Namen aber trägt das Theater der Stadt Zante. Die braven Zantioten ſind ſehr ſtolz auf daſſelbe und erklären es für das ſchönſte in der ganzen Levante. Dazu gehört nun freilich nicht viel; hat doch nicht einmal Athen bis jetzt einen anſtändigen Muſentempel. Der in Zante, von außen ein plumper Bau, wird inwendig gewiß einen ſchmucken und freundlichen Eindruck machen, wenn er fertig ſein wird. Vorläufig iſt das Geld ausgegangen, und ſo ſtarrt von den Brüſtungen der geräumigen Logen wie von den breiten Sitzen überall das unbekleidete Holz entgegen. Das gibt fürs Sehen wie fürs Sitzen einen etwas harten Eindruck. Indeſſen möchte ich mit dieſen Bemerkungen dem Theater von Zante umſoweniger zu nahe treten, als ich demſelben einen ſehr vergnüglichen Abend verdanke. Die Stagione war zwar vorüber, aber ich hatte das Glück, daß drei Künſtler, ein Tenor und Sopran ſingendes Ehepaar und ein Baritoniſt, kurz vor meiner Ankunft aus Kephallenia angekommen waren und, „bezaubert von den Reizen der Inſel der Zakynthier", wie es in der Ankündigung hieß, beſchloſſen hatten, auch hier ein Konzert zu geben. „Tout Zante" ſtrömte natürlich zu dieſem Kunſtgenuß zuſammen und ich hatte bequeme Gelegenheit, die Honoratioren der

Stadt mit ihren Familien in den Logen zu bewundern. Mein Nachbar, ein sehr unternehmend aussehender Zakynthier, der sich bei näherer Bekanntschaft als der erste Herrenschneider des Eilandes entpuppte, leistete mir dieselben Dienste wie in der Ilias Helena dem alten Priamos, als dieser von der Mauer dem Kampfgewühl um Troja zusah, nannte mir Namen und Stand der Helden und Heldinnen und erzählte mir mancherlei aus der Chronique scandaleuse dieser und jener Familie. Und so wurden mir viele dieser wildfremden Personen bald so bekannt und vertraut wie Figuren aus einem deutschen Lustspiel oder aus einer deutschen Kleinstadt, und wenn ich mir an Stelle des Kyrios A. den Herrn X. und an Stelle der Kyria B. die Frau Y. dachte, konnte ich mich nach Graz zurückversetzt wähnen. Das Publikum benahm sich ungemein manierlich und war weit entfernt von der aufdringlichen Lärmsucht und ungezogenen Konversationsmacherei, wie sie in italienischen Theatern herrscht. Die Sänger waren offenbar abgewirthschaftete italienische Opernkünstler, die nun die Reste ihrer Stimmen und, was die Dame betrifft, ihrer Schönheit auf den jonischen Inseln spazieren führten. Aber die Zuhörer waren offenbar nicht verwöhnt, und als der Bariton die Auftritts-Arie des Rossini'schen „Figaro" gar griechisch sang, wollten der Beifall und der Jubel kein Ende nehmen.

Mich hatte ins Theater nicht zuletzt der Ruf von der hohen Schönheit der zantiotischen Frauen geführt. Ich hoffte, hier einen anmuthig zusammengebundenen Strauß dieser „Fiori di Levante" bequem betrachten zu können. Im Ganzen wurde ich nicht enttäuscht, und auch, was ich sonst in der Stadt und im Innern der Insel sah, zeigte, daß hier einmal der Ruf nicht übertrieben und das Geschlecht nicht entartet war. Auf Korfu

habe ich eigentlich nur in Gasturi und Benizze hübſche Mädchen und Frauen geſehen; auf Zante ſind dieſe ſchlanken und doch vollen Geſtalten, mit der wundervollen Linie des Halſes, der vornehmen Haltung des Kopfes und dem edlen Schnitt des Profils allenthalben viel häufiger. So ſah ich ſie oft, ſei es, von der Feldarbeit heimkehrend, mit einer Laſt auf dem Kopfe, wie wandelnde Karyatiden, oder im Innern der Häuſer vor dem alterthümlichen Webſtuhl. Sie ſind nicht ſcheu, wie die Mädchen in Griechenland ſonſt, ſondern halten der Anrede und Frage Stand und geben gerne freundliche Auskunft. Und zum Glück wird die Betrachtung ihrer Geſichter nicht mehr durch die ſchwarze, mit kleinen Spitzen eingefaßte Sammtmaske gehindert, über deren Gebrauch noch am Anfang dieſes Jahrhunderts ein franzöſiſcher Reiſender, der die Inſel beſuchte, Klage führte. Das war venezianiſche Sitte, die ihrerſeits aus Frankreich ſtammte, wo bis in die Zeit des vierzehnten Ludwig ſolche Geſichtsmasken getragen wurden.

Die italieniſche Herrſchaft hat überhaupt Zante viel gründlicher frankiſirt, als Korfu. Dort iſt alles Nationale in der Tracht gänzlich verſchwunden, während man hier, beſonders an Sonn- und Feſttagen, doch eine ſehr beträchtliche Anzahl von Koſtümen auftauchen ſieht. Auch der Gebrauch der italieniſchen Sprache reicht auf Zante in viel weitere Schichten als auf Korfu. Leider iſt dort auch die Sittlichkeit in viel höherem Grade angekränkelt worden. Ein Zakynthier, Namens Papas, ſchrieb im Anfange dieſes Jahrhunderts ſcharfe Satiren gegen die Sittenloſigkeit der zantiotiſchen Herren; und die Schönheit der Mädchen, verbunden mit der großen Armuth zahlreicher Familien, iſt der Grund, daß dieſe armen Blumen der Levante nach allen möglichen Städten

des Orients verpflanzt werden und dort traurig verkommen.

Durch die Besichtigung von Alterthümern wird man auf Zante gar nicht von der Hingabe an die Reize der Landschaft abgezogen. Von der alten Stadt, die ohne Zweifel eben da lag, wo die heutige liegt, sind keine Spuren vorhanden; manche Reste, welche patriotische Lokalforscher für antike gehalten haben, sind byzantinisch. Die Sammlungen des Conte Cesare Roma enthalten meist Sachen, die nicht auf der Insel selbst gefunden worden sind; bemerkenswerth ist in seinem Landhause in Gaëtano besonders ein sehr schöner geschnittener Stein mit einer Biga und einem Wagenlenker darauf, offenbar aus sehr guter Zeit. An Inschriften hat man dem Boden Zantes kaum ein Dutzend entlockt, die Mehrzahl davon ist ohne jede Bedeutung. Aus einer derselben, in welcher ein Ehepaar seine Tochter Klenippa der Artemis weiht, hat Baron Warsberg eine rührende Novelle herausgesponnen; bei einer andern hat der Volksmund etwas Aehnliches gethan. Ueber dem Thore des Klosters Skopiotissa nämlich, auf dem Berge Skopos, in welchem sich interessante byzantinische Stickereien befinden, steht in sehr späten Buchstaben der Sinnspruch: „Der Neid vernichtet sich selbst durch seine eigenen Geschosse". Die Sage erzählt nun, zwei auf dem Berge gelegene gleichnamige Dörfer hätten sich aus Eifersucht so lange bekriegt, bis von beiden kein Stein mehr auf dem andern geblieben wäre; und zum Andenken daran sei die weise Sentenz aufgeschrieben worden.

Der Skopos, auf dem dieses Kloster steht, ist ein isolirter Bergkegel auf der Landzunge, welche sich im Südosten der Insel ins Meer hinausschiebt. Etwa 500 Meter hoch, ist er, zwar zuletzt auf steilen Ziegenpfaden, doch im Ganzen ohne Anstrengung zu ersteigen. Man

nimmt an, daß es der Berg ſei, welchen Plinius Elatus nennt. Skopos heißt nichts als „Warte", „Luginsland"; Elatus hat vielleicht „Tannenberg" bedeutet. Freilich ſteht heute keine Spur mehr von Tannen auf demſelben; er ſowohl als auch die anderen Berge der Inſel zeigen die bekannte griechiſche Kahlheit und Baumloſigkeit, welche ja heutzutage der Landſchaft den Reiz einer ganz beſonderen Stimmung verleiht, aber doch wohl im Alterthum, trotz Allem, was Baron Warsberg dafür ſagt, nicht oder noch nicht in dieſem Maße vorhanden war. Für Zante haben wir zudem das ehrwürdige Zeugniß der homeriſchen Gedichte, wo die Inſel waldreich genannt wird. Und wenn auch Virgil ſeine nemorosa Zacynthus einfach aus Homer überſetzt hat, ſo hat doch der Geograph Strabon die Inſel wohl ſelbſt geſehen, und auch der gibt ihr daſſelbe Beiwort. Gewiß hat ſich die Phyſiognomie der klaſſiſchen Landſchaften ſeit den Tagen des Alterthums vielfach verändert; man denke blos an die für den heutigen Eindruck Siziliens und Griechenlands ſo ungemein charakteriſtiſche indiſche Feige und Rieſen-Agave, welche erſt ſeit wenigen Jahrhunderten dort heimiſch ſind. Unverändert ſcheint nur die Sonne Homer's über das tiefblaue Meer.

Man hat den ſchönſten Ueberblick über die Inſel von der Höhe des Kaſtells. Deutlich gliedert ſie ſich hier in zwei Theile. Der weſtliche beſteht aus einer großen, von Norden nach Süden ziehenden Bergkette, deren höchſter Gipfel der 758 Meter hohe Vrachionas iſt. Sie fällt im Weſten ziemlich ſteil nach dem joniſchen Meere zu ab; im Oſten lehnt ſich eine lange Reihe freundlicher Dörfer an ſie an, welche mit ihren weißen Häuſern aus dem durch die mattgrauen Oelbäume wundervoll abgetönten Dunkel der Orangenwälder anmuthig hervor-

lächeln wie die Perlenzähne aus einem schönen Frauenmunde. Zu ihren Füßen dehnt sich die andere Hälfte der Insel aus, eine weite Ebene, die an ihrem dem Peloponnes zugekehrten Ostrande von zwei niedrigeren Hügelgruppen begrenzt wird, dem Skopos im Süden und derjenigen, die mit dem Hügel der Citadelle endet, im Norden. So ist die ganze Gestaltung der Insel klar und übersichtlich, einfach, aber auch etwas einförmig. Die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Landschaftsbilder, wie sie der stete Wechsel von Hügeln und Ebenen in Korfu erzeugt und wie sie dort auch bei den kleinsten Ausflügen immer neue Ueberraschungen bringen, fehlt hier. Ein großer Garten, von Bergrändern umschlossen, so liegt die ganze Insel da. Allerdings ein entzückender Garten, von vollster sinnlicher Ueppigkeit, von Fruchtbarkeit quellend wie die Goldmuschel Palermos und dabei besonders durch die zahlreichen schlanken Palmenstämme in noch südlicherer Stimmung erscheinend, als Korfu. Dafür tritt aber in Zante der Oelbaum gesitteter auf; es fehlen die alten, mächtigen, phantastisch gebildeten Olivenbäume, welche auf jeder Wanderung durch einen korfiotischen Oelwald einen so unvergleichlichen Genuß schaffen. Auch die gewaltigen, wilden Bergmassen Albaniens, welche den Veduten Korfus einen durch ihren Gegensatz so wirksamen Hintergrund verleihen, vermißt man hier. Die Landschaft Zantes ist weicher, üppiger und in ihren vornehmen und ruhigen Verhältnissen vielleicht griechischer als die Korfus; aber Alles in Allem halte ich doch, von Ithaka abgesehen, nicht Zante, sondern Korfu für die schönste der jonischen Inseln, für den wahren Fior di Levante.

Ich habe die Insel zu Fuß und zu Wagen — denn auch hier haben die Engländer prächtige fahrbare Straßen geschaffen — nach allen Richtungen durchstreift. Mein

Lieblingsweg war die Marina entlang, über ein kleines Flüßchen, in dem ſogar noch ein klein wenig Waſſer dem Meere zueilte, vorbei am Fuße des Skopos nach der Bucht von Chieri. An ihrem Weſt-Ende liegen die bekannten Pechquellen, von denen ſchon der Vater der Geſchichte Merkwürdiges zu melden weiß und die in den Erdbebengeſchichten der Inſel eine intereſſante Rolle ſpielen. Ich bin niemals bis zu ihnen gekommen; ich gedachte der Gleichgiltigkeit, mit welcher ich meine Naſe in die Solfatara bei Neapel geſteckt hatte. Viel lieber lag ich eine Stunde länger an windgeſchütztem Orte auf dem weichen Uferſande der Bai, über mir den wolkenloſen Himmel, in endlos ausgeſponnenen Träumereien hinausblickend auf die leicht gekräuſelte Fläche des Jonermeeres. In langſamem Rhythmus rollte eine Woge nach der andern zu meinen Füßen ans Ufer, die Sonnenſtrahlen vergoldeten die kleinen Muſcheln und Kieſelſteine, ſie legten ſich als warme Patina in die verwitterten Falten des Felsgeklüftes zu meiner Linken, und ſie lachten weit draußen auf der Flut, als des Aeſchylos „unendliches Glanzgelächter“. Ueber den Grund huſchten kleine Lazerten, und bunte Schmetterlinge wagten ſich zu neugierigem Fluge über das ſchlafende Meer. In ſolchen Stunden ſteckten früher die Meeresgöttinnen ihr ſchaumperlendes Haupt aus den Wogen, und wenn ſie am Strande einen ſchönen Schläfer erblickten, ſo ſchmeichelten ſie ihn zu ſich herunter in die wohlige Tiefe. Ein deutſcher Profeſſor hat ſolche Ueberraſchungen leider nicht zu befürchten.

XIX.

Apulische Reisetage.

(1890.)

1. Von Brindisi nach Lecce.

Man fährt mit dem Dampfschiff von Triest nach Brindisi etwa sechsunddreißig Stunden. Selbst bei weniger gutem Wetter ziehe ich es vor, mich ein wenig auf der Adria schaukeln zu lassen, als längs derselben, in einem wenig bequemen Eisenbahnkoupee eingeschlossen, hinunter geschleppt zu werden. Diesmal war, obwohl es noch bei der Abfahrt von Triest regnete, der Himmel von tadelloser Bläue, das Meer von musterhafter Sanftmuth, und bereits drei Stunden vor der festgesetzten Zeit ließ die „Minerva" in dem schönen Hafen von Brindisi ihren Anker in die Tiefe sinken.

Brindisi steht bei allen, welche genöthigt waren, hier ein paar Stunden oder gar einige Tage auf die Eisenbahn oder den Dampfer zu warten, in dem Rufe einer tödtenden Langweile. Ich will dem im allgemeinen nicht widersprechen. Die Stadt, selbst die Hafenstraße, ist von einer erschreckenden Nüchternheit und Gewöhnlichkeit; alles geht ordentlich und verhältnißmäßig ruhig zu, selbst das mannichfaltige, für Hafenstädte sonst so charakteristische Gesindel fehlt hier fast ganz, und gern wendet man seinen

Blick von den modernen Häuſern weg, hinüber nach den beiden niedrigen, mit Pinien und vereinzelten Palmen bewachſenen Landzungen, welche den inneren Hafen vom äußeren ſcheiden, und weiterhin nach dem maleriſchen mittelalterlichen Kaſtell, welches jetzt den Leuchtthurm trägt, der in weite Ferne hinaus dem Schiffer die Küſte Italiens anzeigt. Wie die Stadt im Alterthum der Ausgangspunkt der appiſchen Reichsſtraße war und der Durchgangspunkt für alle, welche nach Griechenland und dem Orient reiſten oder von dort kamen — der Dichter Virgil ſtarb hier auf der Rückreiſe von Athen — ſo hat ſie heute ihre einzige Bedeutung als Endpunkt der Eiſenbahnen Nordweſteuropas und als Verbindungsglied derſelben mit dem Orient und Indien. Dieſe Stellung iſt ihr auch durch die Vollendung der Schienenverbindung mit Saloniki nicht geſchmälert worden, wie manche gefürchtet und manche gewünſcht haben. Von hier aus vermitteln mehrmals in der Woche italieniſche, öſterreichiſche, griechiſche Dampfſchiffe den Verkehr mit Korfu, mit dem Piräus, mit Konſtantinopel, mit Alexandrien; hier iſt vor allem der Durchgangspunkt der indiſchen Poſt. Wöchentlich einmal legt hier am Quai eines der ungeheuren Ungethüme der Peninſular and Oriental Company an, das dem am Abend draußen von der See Einfahrenden wie eine lange erleuchtete Straße erſcheint. Das Treiben und Lärmen beim Einladen, die Beſuche der Hunderte von Paſſagieren am Lande, die dunklen, turbanbedeckten Indier, die in den kleinen Hafenſchenken auftauchen, die gaffende Menge, die ſich am Strande ſammelt, auch wohl eine Muſikbande, die in erſchreckender Weiſe die Santa Lucia oder einen neueren italieniſchen Gaſſenhauer zum Beſten gibt, um von den an der Brüſtung lehnenden Ladies und Gentlemen einen Soldo zu erhaſchen — alles

das theilt der ſonſt ruhigeren Stadt Lärm und Bewegung mit. Und daher erklärt es ſich auch, daß man, wenn man die Hafenſtraße entlang ſchlendert und die Schilderaufſchriften muſtert, in einer Stadt mit engliſcher Verwaltung zu ſein glaubt; alle ſind zweiſprachig, alle, vom Korallen- und Photographien-Verkäufer bis herab zur elendeſten Weinſpelunke, kündigen ihre Herrlichkeiten engliſch und italieniſch an.

Indeſſen gibt Brindiſi doch auch Veranlaſſung, ernſthaftere Betrachtungen anzuſtellen als über die verdorbene Orthographie von Wirthshausſchildern oder über die Güte der Gaſttafel im „Albergo delle Indie Orientali“. Schon der Name der Stadt mahnt daran, daß wir hier auf uraltem Kulturboden ſtehen, deſſen älteſte Geſchichte darum nicht weniger intereſſant iſt, weil ſie ein noch nicht gelöſtes Räthſel darbietet. Der alte Strabo theilt uns in dem Buche ſeiner Geographie, welches von Unteritalien handelt, mit, Brindiſium oder, wie die Griechen ſagten, Brenteſion (die Form Brunduſium entfernt ſich am weiteſten von der urſprünglichen) bedeute in meſſapiſcher Sprache ſoviel wie Hirſchkopf. In der That, die Aehnlichkeit der Geſtalt des Hafens mit Kopf und Geweih eines Hirſches iſt in die Augen ſpringend, und wir haben keinen Grund, die Richtigkeit jener Ueberſetzung zu bezweifeln. Jene Meſſapier aber, die dieſe treffliche Bezeichnung ausgedacht haben, waren die für unſere Kenntniß älteſten Bewohner der Terra d'Otranto. Die Griechen, die von Tarent her dieſes Nachbargebiet zu unterwerfen trachteten, mußten harte Kämpfe beſtehen, bevor ſie den erſehnten Beſitz erlangten. In einer erbitterten Schlacht, der blutigſten, die nach Herodot in dieſen Gegenden geliefert wurde, wahrſcheinlich in der Nähe des heutigen Mottola, nordweſtlich von Tarent, vernichteten die Meſ-

ſapier die vereinigten Heere von Tarent und Reggio (473). Erſt zehn Jahre ſpäter blieben bei noch zweimaliger Aufnahme des Vernichtungskrieges die Hellenen Sieger; beide Male ſtiftete Tarent von der Beute Weihgeſchenke nach Delphi, das erſte Mal Bronzefiguren von Pferden und Gefangenen, welche Ageladas von Argos, der berühmteſte Bildhauer jener Zeit, ausgeführt hatte, das zweite Mal eine Schlachtſzene, Kämpfe um den Leichnam des meſſapiſchen Königs Opis, ein Werk des Aegineten Onatas, das noch Pauſanias in Delphi ſah. Die meſſapiſche Sprache hat den Untergang der Selbſtändigkeit der meſſapiſchen Burgen überlebt. Denn noch aus ſpäterer Zeit ſind uns in den Nekropolen derſelben Grabinſchriften erhalten, die mit griechiſchem Alphabet in einer weder griechiſchen noch italiſchen Sprache geſchrieben ſind, welche nicht gut etwas anderes ſein kann, als eben die Sprache dieſer alten Meſſapier oder Japygier. Seitdem Antonius Galateus in ſeinem berühmten Buche „De situ Japygiae“ die erſte der Inſchriften mitgetheilt, iſt das Intereſſe an denſelben nicht erloſchen. Leider auch das Intereſſe der Fälſcher nicht; unter den im Umlauf befindlichen meſſapiſchen Inſchriften iſt eine beträchtliche Anzahl von mehr als verdächtiger Herkunft. Die Denkmäler ſind bis auf den heutigen Tag noch nicht gedeutet, ebenſo wenig wie die etruskiſchen; denn auch den letzten Erklärungsverſuch, ſo ſcharfſinnig er iſt, vermag ich nicht für gelungen zu halten. Trotzdem ſtehen die Meſſapier nicht ganz ſo räthſelhaft unter den italiſchen Völkern da wie die Etruſker. Anderweitige Spuren, beſonders eine Reihe von Orts- und Stammnamen, führen nach Illyrien herüber, und wenn nicht alles trügt, haben wir in ihnen alte Verwandte der heutigen Albaneſen zu erkennen. Die geringe Breite des Meeres zwiſchen der

Terra d'Otranto und dem Kap Linguetta mußte von früher Zeit an dazu einladen, die rauhen Thäler der akrokeraunischen Berge mit den gesegneten Triften Apuliens zu vertauschen; und in dem wuchtigen Ringen gegen Tarentiner und Rheginer erkennen wir den unbeugsamen Sinn der illyrischen Bergstämme wieder, die weder von den mazedonischen Königen, noch von den Römern, ja nicht einmal von den Türken jemals vollständig unterworfen worden sind.

Wenn auch in Brindisi nicht, wie in Manduria, in Ceglie und an anderen Orten der Provinz Lecce, Reste alter, vorgriechischer Mauern das Vorhandensein einer messapischen Stadt beweisen, so ist es doch durch einige hier gefundene Inschriften zweifellos, daß wir auf altem japygischen Boden stehen. Dadurch wird die Uebersetzung des alten Stadtnamens, welche Strabo uns überliefert hat, gestützt, und wir dürfen dafür vielleicht an das albanesische Wort brin erinnern, welches Horn oder Geweih bedeutet. An die messapische Epoche knüpft hier unvermittelt die römische an; von der dazwischen liegenden griechischen sind keinerlei Ueberbleibsel auf uns gekommen. Zur Römerzeit war Brundisium neben Tarent und Otranto (Hydruntum) der hervorragendste Ort dieser Gegend; und die Bruchstücke römischen Kulturlebens sind in Brindisi bedeutender als irgendwo anders in Apulien. Jedermann kennt die römische Säule, welche in der Nähe des Hotels noch aufrecht steht. Es war ein Zwillingspaar, welches sich als Wahrzeichen des Hafens nicht weit von demselben erhob; die andere wurde im Jahre 1656 der Stadt Lecce geschenkt und ziert jetzt, von einer Bildsäule des heiligen Oronzo gekrönt, den Hauptplatz derselben. Aber auch noch manches andere ist vorhanden: Reste von Thermen, eine unterirdische Wasserleitung, der

ſogenannte Trajansbrunnen im Innern der Stadt, ein Stück von der appiſchen Straße bei der Maſſeria dei Lapani, endlich eine Menge von Inſchriften, Graburnen und Marmorfragmenten, die bei den neuen Hafenanlagen, beim Bau der Eiſenbahn, bei der Errichtung neuer Privathäuſer zu Tage gekommen und in dem Muſeum der Stadt vereinigt ſind. Daſſelbe befindet ſich in der alten Kirche S. Giovanni al Sepolcro und iſt durch die unermüdliche Thätigkeit des Archidiakonus Giovanni Tarantini ins Leben gerufen worden. Ein Hauptſchmuck deſſelben iſt ein vor nicht langer Zeit gefundenes römiſches Moſaik, welches den Kampf des Theſeus mit dem Minotaurus im Labyrinth von Kreta darſtellt.

Trotz aller dieſer intereſſanten Beſichtigungen und Betrachtungen war ich nicht unzufrieden, als ich am Morgen in den Zug einſtieg, welcher mich in einer Stunde nach Lecce bringen ſollte. Die Eiſenbahnverbindungen auf der apuliſchen Halbinſel ſind ganz vortrefflich. Die eine führt von Brindiſi über Lecce und Zollino einerſeits nach Otranto, andererſeits nach Gallipoli; die andere von Brindiſi über Oria nach Tarent, von wo es dann über Metapont und Potenza weiter nach Neapel geht. Außerdem iſt eine direkte Schienenverbindung zwiſchen Lecce und Tarent für die nächſte Zeit geplant. Für Schnellzüge freilich iſt auf dieſen Strecken kein Bedürfniß vorhanden; um ſo mehr hat man Muße, während der Fahrt in die Landſchaft hinauszublicken und die meiſtens hübſch und maleriſch gelegenen kleinen Ortſchaften zu betrachten. Der beſondere Charakter der apuliſchen Landſchaft iſt bald erkannt. Die ungeheure Fruchtbarkeit derſelben kann nicht ganz mit einer gewiſſen Eintönigkeit ausſöhnen, welche die völlige Abweſenheit von Berg und Fluß ebenſo ſehr hervorbringt wie das durchgehende

Hervortreten des Oelbaums. Oel, Wein und Getreide ſind die Erzeugniſſe, welche den Hauptreichthum des Landes ausmachen; dahinter ſtehen Orangen, Feigen, Mandeln ſowie die Kulturen des Tabaks, des Hanfes, des Leines durchaus zurück. Faſt das ganze Land, mit Ausnahme eines Gürtels um die Städte herum ſowie der ſumpfigen Küſtengegenden, iſt von Oelwäldern bedeckt. Indeſſen tritt der Oelbaum hier überall ſehr geſittet auf. Es fehlen die mannichfaltigen und phantaſtiſchen Formen, in denen die Stämme ſich in den herrlichen Olivenwäldern von Korfu neben und durcheinander ſchlingen; in regelmäßigen Abſtänden von einander gepflanzt und ſelten zu ungewöhnlichem Umfang den Stamm erweiternd oder die Aeſte ausbreitend, machen dieſe Anlagen überall viel mehr den Eindruck eines wohl gepflegten Gartens als eines in natürlicher Urſprünglichkeit ſich ſelbſt überlaſſenen Waldes. Man hat wohl den ſchönſten Eindruck der apuliſchen Landſchaft da, wo ich ſie an meinem letzten Reiſetage ſah, von der Höhe des Kaſtells der alten Meſſapierſtadt Oria. Da liegt ſie wie ein gewaltiger, über alle Vorſtellung reicher und fruchtbarer Garten dem Beſchauer ringsum zu Füßen. Das helle Silbergrau der Oliven wird ſtilvoll abgetönt durch das dunkle Laub, in welchem die Goldorangen glühen; zahlreiche Dörfer blitzen dazwiſchen auf mit ihren weißen, viereckigen Häuſern und den platten Dächern darauf, auch einzelne Landhäuſer, die wie weiße Segel auf dunkler Flut ſchwimmen. Wie ſauber gepflegte Kieswege ziehen ſich die völkerverbindenden Straßen nach allen Richtungen hin, gleichſam ins Unendliche verlaufend, und im weiten Oſten, da wo das Profil von Brindiſi ſich am Horizont abzeichnet, ſchimmert der blaue Streifen des joniſchen Meeres. Und dieſes ſchöne Bild von einheitlichſter Stimmung iſt in ein Meer von Sonnen-

licht getaucht und von einer Luft umfloſſen, wie eine echt griechiſche Landſchaft. Ein ruhiges und friedliches Idyll, zufriedene Glückſeligkeit und behaglichen Wohlſtand athmend, ſo erſcheint von dort oben die ganze Ebene, eine wahre Apulia felix, und man denkt ungern daran, daß hier öfter als anderswo kämpfende Heere die Fluren zertreten haben, daß jetzt hier eine ärmliche, oft des Nothwendigſten entbehrende Bauernſchaft für kärglichen Lohn den Boden beſtellt.

Die Bahn von Brindiſi nach Lecce führt über die Stationen Tuturano, San Pietro Vernotico — ein großes Dorf, das mit ſeiner aus dem 17. Jahrhundert ſtammenden Kirche und dem Vordergrunde von mächtigen Fichi d'India ſich vom Bahnhof aus ſehr maleriſch ausnimmt — Squinzano, Trepuzzi (das iſt „Drei Brunnen", die ſich auf dem Hauptplatz und in dem Wappen der Ortſchaft befinden) und Surbo. Das Meyer'ſche Reiſehandbuch bereitet den Fremden auf den Anblick einer Stadt von „orientaliſchem Gepräge" vor. Ich finde den nämlichen Eindruck in einer älteren Reiſeſchilderung angedeutet, einem Büchlein, das aus der Zeit ſtammt, als man noch „Spaziergänge" in Italien machte und wegen eines ungenügend viſirten Paſſes gelegentlich von neapolitaniſchen Gendarmen eingeſperrt wurde. Herr Juſtus Tommaſini, dem dieſes traurige Geſchick auch widerfuhr, ſchreibt in ſeinem „Spatziergang durch Kalabrien und Apulien" (Konſtanz 1828): „Die gelben Häuſer, die flachen Dächer, die ſpitzen Thürme, alles in der ſchönſten Abendbeleuchtung, gab dem Ort ein wahrhaft orientaliſches Anſehen, und ich hatte blos nöthig, mir noch einen Wald von Fruchtbäumen um die Stadt herum vorzuſtellen, um Damaskus, vom Abhange des Antilibanon aus geſehen, vor mir zu haben". Ich muß geſtehen, daß die

Phantaſie dieſer Betrachter in Bezug auf orientaliſche Dinge eine ſehr beſcheidene geweſen ſein muß, will aber damit durchaus nicht in Abrede ſtellen, daß Lecce, aus der Entfernung geſehen, einen ſehr intereſſanten und, wenn man will, abſonderlichen Anblick bietet, welcher demjenigen indeß kein fremdartiger iſt, der ſizilianiſche Städtebilder in der Erinnerung trägt. Rings um die zum größten Theil noch erhaltene, hie und da maleriſch zerbröckelnde Stadtmauer, in welche ſich inwendig neue Häuſerbauten eingeniſtet haben, führen hübſche, wohlgepflegte Anlagen, welche auf abendlichen Spaziergängen eine große Mannichfaltigkeit von Anblicken und Ausblicken erſchließen. Leider iſt es nicht ohne Schwierigkeit, von einem ſolchen Ausgange ſich wieder ordentlich nach Hauſe zu finden. Man mag ſich noch ſo gut das Thor gemerkt haben, durch welches man die Stadt verlaſſen hat: innerhalb derſelben ſchlingen ſich die vortrefflich gepflaſterten, mit ſehr gleichförmig ausſehenden Häuſern beſetzten Straßen ſo labyrinthiſch durcheinander, in fortwährenden Krümmungen verlaufend, daß es mir auch nicht ein einziges Mal möglich geweſen iſt, ohne Anfrage bei leccefiſchen Bürgern mein Heim zu erreichen.

Ich hatte daſſelbe in dem Albergo del Riſorgimento in der Mitte der Stadt, nahe der Piazza degli Ammirati, auf der ſich ein Bronzeſtandbild Viktor Emanuels von dem leccefiſchen Bildhauer Maccagnani erhebt, gefunden und fühlte mich in demſelben recht gut aufgehoben. Ein großes Zimmer, ein vortreffliches Bett und eine Sauberkeit, wie man ſie in griechiſchen Städten außerhalb Athens bis jetzt noch vergeblich ſucht, machten den Aufenthalt dort zu einem durchaus erträglichen. Ueberhaupt iſt Lecce eine der netteſten und reinlichſten Städte, welche ich in Italien geſehen habe, und das reiche Kultur-

leben, das in den zuletzt vergangenen Jahrhunderten hier blühte und der Stadt den Namen des apulischen Athen eingetragen hat, scheint nicht blos in der feinen und vornehmen Haltung der Bewohner, sondern auch in ihrem Sinn für eine angemessene Gestaltung der äußeren Formen ihrer Existenz seine Spuren zurückgelassen zu haben. Bettelei ist hier gänzlich unbekannt; der Fremde kann überall unangefochten seine Straße ziehen, von den Einheimischen mit höflicher Zuvorkommenheit behandelt, aber nirgends mit aufdringlicher Liebenswürdigkeit verfolgt.

Empfehlungsbriefe, die ich von Seiten eines neapolitanischen Freundes auf der Post erwartete, waren noch nicht angekommen; so mußte ich zunächst meine Entdeckungsfahrten in und um Lecce allein unternehmen. Mein erster Besuch sollte der Kirche San Nicola e Cataldo gelten, welche von Heinrich Wilhelm Schulz, dem Entdecker der mittelalterlichen Kunstwerke Süditaliens, als eines der vorzüglichsten Bauwerke desselben gerühmt, von Gregorovius eines der herrlichsten und eigenartigsten Denkmäler der normannischen Kunstepoche genannt wird. Aber der Mensch denkt, und sein Kutscher lenkt. Und so kam es, daß ich zunächst etwas ganz anderes zu sehen bekam als die beiden berühmten Portale dieser Kirche.

2. Lecce.

Die Kirche San Nicola e Cataldo liegt „vor der Stadt", wie sich das Reisehandbuch, „eine kleine Strecke von der Stadt entfernt", wie sich Gregorovius ausdrückt. Da ich keinen Plan von Lecce und seinen Umgebungen besaß — ein solcher existirt auch meines Wissens gar nicht — so erkundigte ich mich, ob die Kirche weit draußen läge. O gewiß, war die Antwort, „è fuori in campagna". Dann würde es wohl gut sein, einen Wagen

zu nehmen? — Natürlich, zu Fuß sei es viel zu anstrengend. Ich ließ also einen Rosselenker holen und gebot ihm, mich nach San Cataldo zu fahren. Er besaß eines der großen, schweren Fuhrwerke, wie sie dort zu Lande sehr üblich sind, eine Art bedeckten Landauer, über den man anfangs ärgerlich ist, weil er die Aussicht etwas behindert, den man aber allmählich schätzen lernt, weil er gegen die Sonne und gegen den Zugwind, der sich trotz des wolkenlosen Himmels recht frisch bemerkbar machte, ausreichenden Schutz gewährt. So verließen wir die Stadt und rollten in die Ebene hinaus. Ich hatte mich auf etwa zehn oder fünfzehn Minuten Fahrzeit gefaßt gemacht und blickte also bald neugierig aus, ob der berühmte Bau des Grafen Tankred noch nicht in Sicht sei. Keine Spur davon. Die letzten Häuser der Stadt waren verschwunden, hie und da tauchte ein einsamer Weiler auf, oder es zeichneten sich in der Ferne die Umrisse eines jener großen kegelförmigen Steinhügel ab, welche zu den prähistorischen Denkmälern der Terra d'Otranto gehören und hier unter dem Namen Specchie bekannt sind. Endlich fragte ich den Kutscher, wohin wir denn eigentlich führen. Nach San Cataldo, war die Antwort. Ich sah nun wohl ein, daß über die Auffassung von San Cataldo zwischen ihm und mir eine gewisse Verschiedenheit der Ansichten bestand, und da es mir im Grunde gleichgültig war, wohin ich an diesem Nachmittage meinen Ausflug richtete, so verzichtete ich darauf, ihm die meinige aufzudrängen, und ließ mich vom Schicksal weiter tragen. Nach etwa einer Stunde glänzte vor mir der Spiegel des Meeres, das ich am Morgen in Brindisi verlassen hatte, und es wurde mir nun allmählich klar, wohin ich gekommen war.

San Cataldo — denn ich befand mich wirklich an

einem Punkte dieſes Namens — oder richtiger Torre di San Cataldo, denn es ſteht hier in der That nicht viel mehr als ein Thurm, iſt zur Sommerszeit ein beliebter Ausflug der Bewohner von Lecce, welche hier ihre Seebäder zu nehmen pflegen. Nicht das geringſte deutet indeſſen auf dieſe vornehme Beſtimmung hin. An einem mittelalterlichen Thurm, der wohl von dem Kaſtell herrühren mag, das Walter von Brienne hier erbaute, haben ſich hier ein paar dürftige Häuſer angeſiedelt, in deren einem man ein recht gutes Glas Wein und einen mäßigen ſchwarzen Kaffee zu trinken bekommt. Die vortreffliche Wirthin iſt eine entſchiedene Feindin des Borgens, wie eine mehr ſinnige als künſtleriſch ausgeführte Darſtellung an einer der Wände des verräucherten Gelaſſes darthut. Unter der rohen Darſtellung eines Hahnes ſind die Worte zu leſen: „Quando questo gallo canterà, allora credenza si farà“; das heißt etwa: Hebt dieſer Hahn zu krähen an, dann wird gepumpt hier jedermann. Wir nannten das in der Schule ein Adynaton und mußten verſchiedene ſchöne Beiſpiele dieſer Redefigur aus den Eklogen Virgil's und aus anderen alten Schriftſtellern herzählen. Dieſes hier in San Cataldo iſt, finde ich, nicht das ſchlechteſte.

Im Alterthum und im Mittelalter war hier der Hafen von Lecce, von dem aus ein nicht unbedeutender Waarenverkehr mit der Levante ſtattfand. Der Kaiſer Hadrian ließ hier einen Molo anlegen, von dem ein kleiner Theil noch vorhanden iſt; der übrige iſt vom Meere verſchlungen, ebenſo wie der andere Molo, welchen Maria von Enghien hier baute. Heut iſt der Hafen ganz verſandet und höchſtens im Stande, kleinen Fiſcherbarken einen ungenügenden Schutz zu geben. An ſeine Beſtimmung als ſommerlicher Luſtort der Leccеſen erinnerte

eine Barke, in welcher zwei Familien mit einigen ſtädtiſchen Muſikanten umherruderten und ſich's wohl ſein ließen. Ich ſetzte mich auf eine der Dünen, welche die ſich von hier weit ins Land hineinziehenden Sümpfe vom Meere ſcheiden, und ließ mir den erfriſchenden Maeſtrale um die Ohren blaſen. An ſolch verödetem, weltfremdem und menſchenverlaſſenem Erdenwinkel wirkt die Majeſtät des Meeres doppelt erhebend und heiligend. Ein jugendlicher Meſſapier, der hier Schafe hütete, blickte mich neugierig an; aber er bettelte nicht. Der kümmerlichen Geſtalt ſah man es an, daß ſie ſchon manchmal vom Fieber geſchüttelt worden war. Um ſo geſünder und behäbiger ſtellte ſich der Wächter des hier befindlichen Leuchtthurmes dar, der ſich bald mit mir in ein Geſpräch einließ. Er war ein Romagnole, der mit großer Geringſchätzung von den Bewohnern der Gegend ſprach, in die ihn vor einigen Jahren das Schickſal verſchlagen hatte. Und doch, meinte er, ſeien ſie „buona gente", ſonſt würden ſie die Hacke, mit der ſie den Boden beſtellen, nehmen und den Grundbeſitzern die Köpfe einſchlagen. Dreizehn bis vierzehn Soldi Lohn den Tag (etwa eine halbe Mark) iſt freilich erbärmlich wenig. „Wovon leben die Leute?" „Von Fiſchen und elendem Gerſtenbrote; daher erliegen ſie ohne Erbarmen der Malaria". Und dabei ſah er beruhigt und ſelbſtgefällig an ſeinem runden Bäuchlein hinab, das freilich etwas kräftigere Exiſtenzbedingungen vorausſetzte.

Am nächſten Tage hatte ich nun das begreifliche Verlangen, die Kirche des heiligen Cataldo wirklich zu ſehen. Um meinen Unternehmungen eine ſichere Grundlage zu geben, ſuchte ich zunächſt eine in der Nähe meines Hotels gelegene Buchhandlung auf, um nach einem Stadtplan, einer Beſchreibung von Lecce oder etwas ähnlichem

Nachfrage zu halten, da meine Empfehlungsbriefe immer noch nicht angelangt waren. In dem bescheidenen Laden fand ich nun zwar das Gewünschte nicht, dafür aber viel mehr. Zunächst in der Person seines Besitzers, des Herrn Stanislao Sidoti, einen feingebildeten, liebenswürdigen Mann, der sich meiner in der zuvorkommendsten Weise annahm und mir, besonders nachdem er in mir einen der sogenannten Dotti Tedeschi erkannt zu haben glaubte, mit weitgehendster Aufopferung seiner Zeit in allem behülflich war. Er hat mir zum Abschied ein kleines Bändchen seiner eigenen literarischen Produkte verehrt, warm empfundene und hübsch geschriebene feuilletonartige Skizzen und Novelletten, aus denen ich gesehen habe, daß der vortreffliche Mann eigentlich wohl anderes für sein Leben geträumt hat, als Schulbücher für die Jugend von Lecce zu vertreiben — viel weiter gehen die literarischen Bedürfnisse des apulischen Athen heute nicht. Zweitens ein ausgezeichnetes Buch über die Geographie und Topographie der Terra d'Otranto, die „Geografia fisica e descrittiva della provincia di Lecce" von Professor Cosimo de Giorgi, das bei Herrn Sidoti verlegt ist; es ist leider noch nicht ganz vollendet, kann aber geradezu als ein Muster und Vorbild für ähnliche monographische Darstellungen gelten, bis in's einzelnste genau und ungeheuer reichhaltig bei großer Knappheit der Form. Drittens die persönliche Bekanntschaft des Cavaliere de Giorgi selbst, des Verfassers dieses Buches. Er ist Professor an der technischen Hochschule von Lecce und hat sich, wie ich glaube, besonders durch geologische Untersuchungen über seine heimatliche Provinz einen Namen gemacht. Seine Kenntnisse gehen indessen weit über sein eigentliches Fachgebiet hinaus, und der Verkehr mit ihm ist mir nicht bloß sehr genußreich, sondern auch in der vielseitigsten Weise belehrend gewesen.

In ſeiner Geſellſchaft habe ich das Provinzialmuſeum von Lecce beſucht. Es iſt im unteren Stockwerke des Präfekturpalaſtes untergebracht, der früher ein Cöleſtinerkloſter war und ſich durch eine aus dem 17. Jahrhundert ſtammende aufdringliche Barockfaſſade auszeichnet. Das Muſeum, das von dem um die Geſchichte ſeiner engeren Heimat hochverdienten Herzog von Caſtromediano geleitet wird, iſt reichhaltig und wichtig und dabei trefflich angeordnet; nächſt demjenigen von Neapel wohl das bedeutendſte in Unteritalien. Beſonders hervorragend iſt eine große Reihe apuliſcher Vaſen, zu welchen die Gräberſtätten von Canoſa und Ruvo die meiſten Beiträge geliefert haben; man kann an ihnen den parodiſtiſchen Charakter der apuliſchen Vaſenmalerei an zahlreichen Beiſpielen ſtudiren, welche ſich in der Weiſe der tarentiniſchen Komödien Rhinthon's darin gefiel, Szenen aus der Götter- und Heldenſage in ähnlicher Weiſe darzuſtellen, wie das in unſerem Jahrhundert noch einmal in Offenbachs Operetten durch die Herren Meilhac und Halévy geſchehen iſt. Aber auch die Sammlung von Münzen, Gemmen, Inſchriften, prähiſtoriſchen Geräthſchaften iſt in hohem Grade beachtenswerth. Unter den Bronzeſachen iſt eine kleine weibliche Gewandfigur von höchſter Zartheit des Ausdruckes und Feinheit der Ausführung; der Kuſtode erzählte mir, wie Baron Alexander von Warsberg, der allezeit enthuſiaſtiſche Bewunderer des klaſſiſchen Alterthums, entzückt davor geſtanden und erklärt habe, ſelbſt in Athen habe er etwas gleich Vollendetes nicht geſehen. Es rührte den Herrn, als ich ihm mittheilte, Warsberg ſei im vorigen Jahre geſtorben. Die kleine Gemäldeſammlung des Muſeums hat einen mehr lokalen als allgemeinen Werth. Zudem ſind die beſſeren Erzeugniſſe der einheimiſchen Malerei in Privatſammlungen verſtreut oder nach Neapel

gekommen. Unter den normanniſchen Grafen von Lecce herrſchte in der Terra d'Otranto ein reges Kunſtleben, in welchem ſich die Ueberlieferungen der früher hier geübten byzantiniſchen Kunſt mit Einflüſſen vom Arno und von den Lagunen verſchmolzen. Aber es iſt wenig davon auf die Nachwelt gekommen, und ſeit dem 17. Jahrhundert hat ſich, wie auf die Architektur, ſo auch auf die Malerei dieſer Gegenden der vernichtende Einfluß des Barockſtiles gelegt. Weltruf hat unter den in Apulien geborenen Malern nur einer erlangt, Giuſeppe Ribera, genannt Spagnoletto, der von ſpaniſchen Eltern in Gallipoli abſtammte, aber ſehr früh ſein Geburtsland wieder verließ. Auf jeden Fall verdient das Muſeum die gute Cenſur, welche Herr Peterſen, der jetzige Direktor des deutſchen Archäologiſchen Inſtituts in Rom, in etwas breitſpurigen Worten in das für die Namen fremder Beſucher aufliegende Buch eingetragen hat.

Ueber die Kirchen der Stadt, die ſich auf etwa dreißig belaufen, iſt nicht viel gutes zu ſagen, und dieſes wenige hat Gregorovius im fünften Bande ſeiner „Wanderjahre in Italien" bereits geſagt. Wie in ganz Apulien, ſo hat auch hier die Manie des Barocks alles Gute und Schöne früherer Zeiten rettungslos verdorben und verwüſtet. Der Dom, deſſen gegenwärtige Geſtalt aus dem 17. Jahrhundert ſtammt, iſt ein Werk des Architekten und Bildhauers Giuſeppe Zimbalo aus Lecce; ebenſo der Glockenthurm, welcher einer der höchſten Italiens iſt. Eine der hübſcheſten und geräumigſten Kirchen der Stadt iſt die der heiligen Irene; die beiden Altäre des Querſchiffes zeigen eine nicht unelegante Barockarchitektur. An der Faſſade der Kirche Santa Croce, die ſich an den Präfekturpalaſt anſchließt, kann man die drei Stilarten ſtudiren, welche die Baukunſt des 16. und 17. Jahrhunderts

in Italien beherrschten: während das erste Stockwerk noch Nachklänge des Cinquecento enthält, zeigt das mittlere die ganze theatralische Pose des borrominesken Stiles, das oberste das allergewöhnlichste und übertriebenste Barock. In der Kirche del Rosario, die früher den Dominikanern gehörte, befindet sich das Kenotaphion (nicht, wie Gregorovius sagt, das Grabmal) des berühmten salentinischen Arztes und Schriftstellers Antonius Galateus, welcher ein geschmackvolles, noch immer lesbares Buch über die Vergangenheit seines Vaterlandes geschrieben hat. Schöner als alle aber ist die außerhalb der Stadt, im Nordwesten derselben, gelegene Kirche, welche den Heiligen Nikolaus und Cataldus geweiht ist. Man kann sie in einem Spaziergang von fünfzehn Minuten bequem erreichen. Auch sie, erbaut vom Grafen Tankred von Lecce im Jahre 1180, ist durch die Barbarei späterer Jahrhunderte in der beklagenswertheften Weise verunstaltet; aber die beiden unversehrt erhaltenen Portale mit ihren in unübertrefflicher Feinheit ausgearbeiteten Arabesken sind das herrlichste, was in Süditalien aus jener normannischen Epoche übrig geblieben ist. Ein Campo Santo schließt sich an die Kirche an, durch die reich ausgestatteten Grabdenkmäler und die ernsten, ragenden Zypressen stimmungsvoll wie alle Friedhöfe Italiens.

Der Name des Grafen Tankred führt in die bedeutsamste Periode der Stadtgeschichte von Lecce zurück. Denn im Alterthum und im früheren Mittelalter hat die Stadt nicht die geringste Rolle gespielt. Sie hieß zur Römerzeit Lupia, und wir erfahren, daß zur Zeit der Gracchen eine römische Kolonie dorthin geführt wurde; der Name wurde unter der byzantinischen Herrschaft in Lycium gräzisirt, woraus die heutige Form des Stadtnamens entstanden ist. Erst mit der Ankunft der Normannen auf

der apuliſchen Halbinſel beginnt für die Stadt das Licht der Geſchichte zu tagen. Die Geſchichte der normanniſchen Eroberung iſt von Profeſſor Giuſeppe de Blaſiis in einem trefflichen dreibändigen Werke ausführlich erzählt worden (L'insurrezione pugliese e la conquista normanna nel secolo XI.* Neapel 1864 — 73). Die Normannen machten Lecce anſtatt Otranto's zum Hauptort der Provinz und gründeten die Grafſchaft Lecce, welche 1053 mit Gottfried von Hauteville anhub, drei Jahrhunderte ſpäter in dem Fürſtenthum Tarent aufging und im Jahre 1463 mit dem Tode des letzten Fürſten von Tarent, Giovanni Antonio von Balzo-Urſini, erloſch. Es war eine mächtige und faſt unabhängige Herrſchaft, von Abenteurern gegründet und von Abenteurern aufrecht gehalten, die faſt alle ein gewaltſames Ende fern von ihrem Herrenſitze gefunden und mehr als einmal in die Geſchicke der Königreiche Cypern und Jeruſalem ſowie des Herzogthums Athen eingegriffen haben. Trotzdem blühte in jener Zeit in dieſem äußerſten Winkel Italiens nicht nur das Kriegsweſen, ſondern auch Kunſt und Wiſſenſchaft, Handel und Induſtrie, wie niemals nachher. Jener Tankred war der Sproß eines heimlichen Liebesverhältniſſes zwiſchen Sibylla, der Tochter des zweiten Grafen von Lecce, Robert, und dem Sohne des Königs Roger von Sizilien. Er folgte ſeinem Großvater in der Grafſchaft von Lecce und war zugleich der letzte normanniſche König beider Sizilien. Nach dem Tode ſeines Sohnes ſuchte deſſen Schwager Walter von Brienne die Grafſchaft zu gewinnen: aber die Inveſtitur durch Papſt Innocenz III. half ihm nichts, er fiel verwundet in die Hände der Deutſchen und tödtete ſich ſelbſt in der Gefangenſchaft. Friedrich II. belehnte ſeinen Sohn Manfred mit Lecce,

und erſt nach Konradins Untergange kamen die Brienner in den Beſitz der Grafſchaft, welche Hugo, Walters Enkel, von Karl von Anjou zum Lehen bekam. Aus Griechenland zurückgekehrt, wo er durch ſeine Verheiratung mit Helene von Villehardouin Herzog von Athen geworden war, fiel er in einer Schlacht gegen die Sizilianer unter den Mauern von Lecce. Umgekehrt endete ſein Sohn Walter V. von Brienne drüben in Griechenland; in der mörderiſchen Schlacht am Kephiſſos gegen die katalaniſche Söldnerkompagnie, welche vor kurzem Gregorovius in ſeiner „Geſchichte der Stadt Athen im Mittelalter" ſo anſchaulich geſchildert hat, ſtarb er zuſammen mit der Blüthe der fränkiſchen Ritterſchaft. Sein Sohn hat eine wenig rühmliche Epiſode in der Geſchichte der Republik Florenz durch ſeinen Heldentod gegen die Engländer bei Poitiers wett gemacht. Nach ſeinem Tode kam die Herrſchaft an die von ſeiner Schweſter abſtammende Familie Enghien, welche im Jahre 1398 Tarent erwarben; Maria, welche unter mannichfach wechſelnden Schickſalen vierzig Jahre lang regierte, lebt noch heut ziemlich lebendig in der Erinnerung des Volkes. Ihr Sohn, der letzte Graf von Lecce und Fürſt von Tarent, wurde 1463 in Altamura erdroſſelt, und ſein Land erwarb durch Heirat Ferdinand I. von Aragonien, König von Neapel. Seitdem geht die Geſchichte von Lecce in der allgemeineren von Neapel auf.

Man kann, wenn man Geduld hat und ein wenig Vorbereitung mitbringt, die ganze Geſchichte der Stadt und ſogar auch etwas mehr aus ihren Straßennamen ſtudiren. Auf Veranlaſſung des Herrn de Simone ſind im Jahre 1871 ſämmtliche Straßen und Gaſſen nach mehr oder minder berühmten Perſönlichkeiten der Vorzeit benannt worden; und wenn natürlich auch hier, ebenſo-

wenig wie in allen anderen italieniſchen Städten, eine Piazza Cavour und ein Corſo Vittorio Emmanuele nicht fehlen, ſo kann der brave Bürger von Lecce doch auch in einer Daſumnus-, einer Ennius-, einer Tankredſtraße wohnen. Daß dieſe Namen alter Meſſapier, Römer, Normannen in der Mehrzahl der Bevölkerung beſondere Erinnerungen wecken, iſt freilich nicht anzunehmen; und es iſt gut, daß der Urheber dieſer Bezeichnungen für wißbegierige Gemüther ein beſonderes Nachſchlagebuch hat drucken laſſen. Uns iſt ja wenigſtens der Dichter Ennius von der Schulbank her nicht ganz unbekannt; er war in Rudiä geboren, das man in dem vor den Thoren Lecce's liegenden Dörfchen Rusce wiedererkennen will. Die Anfänge der römiſchen Dichtung ſind überhaupt mit der Terra d'Otranto in bezeichnender Weiſe verknüpft; Livius Andronikus, der die Odyſſee in ungefügen lateiniſchen Verſen wiedergab, war ein griechiſcher Freigelaſſener aus Tarent, und der Dramatiker Pacuvius ſtammte aus Brindiſi. Um ſo mehr hat Rom heut, wo es die Hauptſtadt des geeinigten Italien geworden iſt, die Verpflichtung, das was es in jenen frühen Zeiten an Kultur aus Apulien erhielt, dem Lande noch mehr, als es bisher ſchon geſchehen, zurück zu zahlen.

3. Kalimera.

Mich reizte es beſonders, einer Erſcheinung perſönlich nahe zu treten, welche mir vom Studirtiſch her wohl bekannt war. Südlich von Lecce iſt in der Terra d'Otranto eine Anzahl griechiſcher Dörfer zerſtreut. Ihre Bewohner ſind nicht, wie man das wohl früher geglaubt hat, als Nachkommen der alten griechiſchen Koloniſten von Großgriechenland zu betrachten, ſondern ihre Vorfahren ſind, wie hiſtoriſche Nachrichten und die Sprache beweiſen, in

der Zeit vom sechsten bis zum zehnten Jahrhundert aus Griechenland, zum Theil von den Inseln des ägäischen Meeres, eingewandert. Professor Comparetti in Florenz hat zuerst auf die merkwürdige Mundart dieser versprengten Hellenen aufmerksam gemacht; dann hat besonders der viel zu früh gestorbene Giuseppe Morosi, der eine Zeit lang als Professor am Gymnasium in Lecce wirkte, einen reichen Schatz an Volksliedern aus diesen Dörfern gesammelt und vortreffliche Untersuchungen über ihre Sprache und ihre Geschichte daran geknüpft. Ich hatte den lebhaften Wunsch, einige dieser Menschenkinder, über die ich so vielerlei wußte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen und mit ihnen Rede und Gegenrede zu tauschen.

Meine Wahl fiel auf den Ort Kalimera. Einmal, weil er einen so schönen Namen hat. Derselbe bedeutet „Guten Tag"; es ist die gewöhnliche Begrüßung der Neugriechen. Das schien mir eine gute Vorbedeutung zu sein. Zweitens, weil ich dort einen Herrn Vito Palumbo wußte, einen aus diesem Dorfe gebürtigen Griechen. Er hatte studirt und dann in allerlei niedlichen Büchelchen und Artikelchen Zeugniß von seiner Theilnahme für die Sprache und die Volksdichtung seiner Heimat abgelegt. Zuletzt hatte er sogar angefangen, eine Monatsschrift herauszugeben, „La Cultura grecosalentina", welche, natürlich nicht in griechischer, sondern in italienischer Sprache geschrieben, dazu bestimmt sein sollte, ein Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens der Terra d'Otranto zu werden. Sie ist nach einigen Nummern friedlich entschlafen; ich weiß nicht, lag es an dem Mittelpunkte oder an dem geistigen Leben. Herr Palumbo hatte mir verschiedene von seinen Sachen zugeschickt, ich hatte in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" darüber einige Worte gesagt, wir waren in Briefwechsel gekommen und in angenehme Be-

ziehungen, denen ich nun durch einen überraſchenden perſönlichen Beſuch die letzte Weihe zu geben gedachte. So nahm ich mir denn ein Wägelchen und fuhr wieder in die ſonnige Landſchaft hinaus, diesmal nach Süden. Man erreicht Kalimera nach etwa fünf Viertelſtunden. Die Straße, vortrefflich wie alle Landſtraßen in Apulien, führt durch die Dörfer Cavallino, Lizzanello und Caſtrifrancone. Alle dieſe Ortſchaften machen einen freundlichen, ſauberen, faſt ſtädtiſchen Eindruck. Die Häuſer, alle aus Stein gebaut, weiß angeſtrichen, mit flachen Dächern; dazwiſchen Feld- und Gartenanlagen; überall eine oder die andere vornehm ausſehende Kirche — natürlich barock — und irgend ein alter Herrenſitz mit breitem Portale und eingemeißeltem Wappen darüber. Es war ein Feſttag, und die Frauen und Kinder ſaßen vor den Hausthüren, die Männer ſtanden in Gruppen vor dem Kaffeehauſe. Die ſeltene Erſcheinung eines Fremden erregte zwar Aufſehen, hatte aber keinerlei Beläſtigung im Gefolge. In Cavallino ſteht das Schloß der Herzöge von Caſtromediano, im ſechzehnten Jahrhundert erbaut, aber ſeitdem mehrmals reſtaurirt. Es iſt gegenwärtig der gewöhnliche Wohnſitz des in ganz Apulien allgemein verehrten Herzogs Sigismund Caſtromediano, der ſeiner Zeit als Märtyrer für die Sache der italieniſchen Einheit im Gefängniß geſchmachtet hat und ſeit langem der weithin angeſehene Führer der antiquariſchen Forſchung in der Provinz Lecce iſt. Durch ſeine Bemühungen iſt das Provinzialmuſeum der Hauptſtadt ins Leben gerufen worden; er hat eine Sammlung der meſſapiſchen Inſchriften veranſtaltet und ſich in zahlreichen kleineren Unterſuchungen um die Erforſchung ſeiner Heimat verdient gemacht. In der Nähe des Dorfes ſieht man Reſte cyklopiſcher, wahrſcheinlich meſſapiſcher Mauern; der Name der Stadt, auf welche

ſie hinweiſen, iſt unbekannt. Ein ganz allerliebſter Ort iſt Lizzanello, rings von blühenden und duftenden Gärten umgeben, in welchen ſich die Zweige unter der Laſt der goldgelben Orangen bogen. Auf dem Dorfplatze ſteht eine Bildſäule des heiligen Lorenzo, des Schutzpatrons, die nach der furchtbaren Choleraepidemie von 1867 errichtet worden iſt. In der Pfarrkirche ſah ich ein gutes Bild, das Martyrium des heiligen Lorenzo darſtellend, welches, gewiß mit Unrecht, dem Spagnoletto zugeſchrieben wird; vier andere Gemälde von dem Leccefen Tiſo ſind ſehr mäßig.

So war es bei mancherlei Aufenthalt beinahe Mittag geworden, als ich in Kalimera ankam. Ich ließ vor dem Kaffeehauſe halten, bei welchem auch hier eine größere Anſammlung von Männern ſtattfand, und fragte nach der Wohnung des Herrn Palumbo. Die Familie war, wie ſich aus der allgemeinen Theilnahme erkennen ließ, eine im ganzen Dorfe wohl bekannte und ſehr angeſehene; aber mein Freund, der junge Herr Vito, war leider, wie die übereinſtimmenden Mittheilungen ergaben, nicht mehr hier, ſondern befand ſich ſeit drei Monaten in Cagliari in Sardinien als Profeſſor am dortigen Gymnaſium. So war ich für meine weiteren Unternehmungen durchaus auf meine eigenen Füße geſtellt. Ich war auch um die Hoffnung auf ein anſtändiges Frühſtück ärmer geworden, welches mir Herr Palumbo vermuthlich angeboten hätte, und mußte mich ſelbſt daran machen, etwas zum Eſſen aufzutreiben. Das war nicht ganz leicht. Der Beſitzer des Kaffeehauſes erklärte zunächſt, gar nichts zu beſitzen. Erſt auf mein eindringliches Zureden bekannte er ſich zu einigen Eiern, etwas Brot und Käſe und ein paar Orangen. Dieſes üppige Mahl ließ ich mir in einem kleinen Gärtchen, in welchem ein paar blühende Orangenbäume einen ent-

zückenden Duft verbreiteten, zu einigen Gläſern trefflichen Landweins ſehr gut ſchmecken. Am Schluß brachte mir der Padrone, der mit ſtiller Befriedigung meinem Appetit zugeſehen hatte, ein Bündel friſch abgeſchnittene Cichorien, die man hier mit etwas Salz roh genießt. Mir fiel der Vers des Horaz ein, in welchem er dieſes Gewächs zuſammen mit der leichtverdaulichen Malve als ſein Lieblingsgericht preiſt, als ein unbewußter Vorläufer des Vegetarianismus. Und ich fühlte mich in dieſen einfachen Verhältniſſen ungeheuer vergnügt und glücklich.

Nach dieſer Stärkung machte ich mich auf, um dem Griechenthum des Dorfes näher zu treten. Als ich die Straße entlang ſchlenderte, ſchloß es ſich mir in der Geſtalt eines älteren Mannes an, deſſen Erſtaunen ein ganz ungewöhnliches war, als ich plötzlich mit ihm Neugriechiſch zu ſprechen anfing. Da die Mundart dieſer italieniſchen Dörfer nicht unerheblich von den in Griechenland geſprochenen abweicht, ſo war die Verſtändigung immerhin keine ganz leichte; aber jedenfalls war die Thatſache, daß ein von ſo weit hergekommener Fremdling die den Italienern ſo vollſtändig unbekannte Sprache des Ortes verſtand und einigermaßen ſprach, eine ſo merkwürdige, daß der brave Mann mich bat, in ſein Haus zu kommen, wo er mich ſeiner Frau zeigen wollte. Eine Aufforderung, mich an ſeinem Frühſtück zu betheiligen, das in einem Fiſchragout von ganz ungeheuerlichem Ausſehen und Geruche beſtand, konnte ich mit dem Hinweis auf die hinter mir liegenden Genüſſe glücklicherweiſe ablehnen; dafür ließ ich mich, während er aß, in eine halb italieniſch, halb griechiſch geführte Unterhaltung mit ſeiner Hausfrau ein. Das hier geſprochene Griechiſch iſt allerdings ſehr ſtark mit italieniſchen Wörtern gemiſcht. Unter ſich und zu Hauſe ſprechen die Leute griechiſch; aber da Italieniſch für die Schule,

für den amtlichen Verkehr, für Beſuche in der Hauptſtadt unumgänglich nothwendig iſt, ſo iſt die ganze Bevölkerung — vielleicht ein paar alte Frauen abgerechnet — zweiſprachig, und das trägt natürlich nicht ſonderlich zur Reinhaltung der angeſtammten Sprache bei. Trotzdem iſt die ganze Deklination und Konjugation rein griechiſch geblieben, und der Wortſchatz weiſt mancherlei auf, was abſonderlich und alterthümlicher iſt als drüben in Griechenland. So gibt es hier zum Beiſpiel noch einen Ableger des altgriechiſchen Wortes für „Pferd“, das im gewöhnlichen Neugriechiſch ganz ausgeſtorben iſt. Man ſagt in Kalimera dafür „pari“, was aus „hipparion“ entſtanden iſt, der Verkleinerungsform von „ἵππος“. Nur aus Cypern iſt mir das ebenfalls darauf zurückgehende „apparin“ erinnerlich. Da die Regierung keinerlei Veranlaſſung zu gewaltſamen Italieniſirungsverſuchen hat, kann ſich in den apuliſchen Dörfern dieſer Miſchdialekt, freilich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ſich immer mehr verſchlechternd, noch auf lange Zeit hinaus erhalten.

In der kleinen Hütte meiner Gaſtfreunde hatte ſich allmählich eine Anzahl von Gevatterinnen und Bekannten verſammelt, die ſich neugierig um mich drängten und allerlei auf meine Biographie bezügliche Fragen an mich ſtellten. Hier herrſchte eine vollſtändige Abgeſchiedenheit von der Welt und ihren großen und kleinen Ereigniſſen, eine glückſelige Unkenntniß aller die Zeitung leſenden Sterblichen bewegenden Tagesfragen. Dieſes Dorf wenigſtens war durch den Rücktritt Bismarcks nicht im geringſten erſchüttert worden. Als ich erzählte, ich ſei aus Oeſterreich gekommen, und eine ungefähre Vorſtellung über die Entfernung Kalimeras von Graz hervorzurufen ſuchte, fragte mich eine der lauſchenden Zuhörerinnen, ob denn Oeſterreich auch dem Könige von Italien gehöre. Ich bin ſonſt

nur in türkischen Dörfern Kleinasiens einer ähnlichen Auffassung der staatsrechtlichen Verhältnisse Europas begegnet. Uebrigens bestand die ganze Zuhörerschaft aus Frauen und Mädchen; selbst der Biedermann, der mich in seine Hütte geführt hatte, war nach seinem Frühstück unsichtbar geworden, und ein unternehmender junger Mann hätte sich bei uns daheim in solcher Umgebung so recht als Hahn im Korbe gefühlt. Leider waren alle diese weiblichen Wesen mehr oder weniger häßlich, bis auf eine einzige Ausnahme, ein blühendes, siebzehnjähriges Mädchen, das den hübschen Namen Cesaria Lesonzo trug. Auf ihren vollen, bräunlichen Wangen war ein schönes, gesundes Roth aufgetragen; darüber blitzten zwei dunkle, mandelförmige Augen klug und munter in die Welt, und die weichen, üppigen Lippen brachten den Ausdruck einer frischen, natürlichen Sinnlichkeit hervor, der dem Gesichte zu seiner sonstigen Kindlichkeit ganz prächtig stand.

Es war ein Glück, daß gerade Cesaria mich aufforderte, ein angeblich sehr schönes Madonnenbild anzusehen, das sich in einem eine Viertelstunde von dem Dorfe entfernten Kirchlein befand. Ich stimmte zu, und sie führte mich nach ihres Vaters Hause, weil sie erst die zu diesem frommen Besuche ziemliche Festtoilette anlegen mußte. Der Vater des jungen Mädchens begrüßte mich freundlich, aber kurz; denn er war eben damit beschäftigt, an einem jüngeren Sprößling eine beim Beginn der warmen Jahreszeit sehr nothwendige Operation vorzunehmen. Der furchtbar brüllende jugendliche Apulier war zwischen die Beine des Alten festgeklemmt, und während ihm ein Freund des Hauses den ungeberdigen Kopf hielt, schor der Vater denselben mit einem durchaus nicht antiken, sondern auch in unseren Barbierstuben wohlbekannten Werkzeuge gänzlich kahl. Es war köstlich, wie er mir dabei

ein paar griechiſche Verſe vorſagte, die zu ſeiner augenblicklichen Beſchäftigung nicht in der geringſten Beziehung ſtanden, ſondern aus der Zeit ſtammten, wo er die jungen Mädchen des Ortes noch mit eingehenden und zum Theil etwas gewagten Schilderungen ihrer Reize bethört hatte. Unterdeß war Ceſaria fertig geworden und trat in einfachem, aber ſehr kleidſamem blauen Feſttagsgewande vor mich hin. Ich will nun eingeſtehen, daß ich mich der ſtillen Hoffnung hingegeben hatte, mit ihr allein einen kleinen Spaziergang über Land zu machen. Statt deſſen ward ich jetzt inne, daß es ſich um eine regelrechte kleine Wallfahrt zu der Madonna handelte; über ein Dutzend Weiblein ſchloß ſich uns an, und ich war aufs höchſte beſtürzt, als mir eine derſelben plötzlich einen Roſenkranz in die Hand drückte mit der Aufforderung, denſelben der ganzen frommen Schaar vorzubeten. Ich betheuerte, daß ich, wenn auch ein „buon cristiano“, doch zu dieſem ehrenvollen Amte gänzlich ungeeignet ſei; und ich rechne es Ceſaria ſehr hoch an, daß ſie mir deshalb ihre Freundſchaft nicht entzog, mochte auch ein kleiner Ausdruck von Enttäuſchung ſich auf ihren Zügen malen.

So zogen wir denn höchſt andächtig zum Dorfe hinaus, dem nahen Kirchlein zu. Ceſaria, die mich als ihren ganz beſonderen Schützling betrachtete, ſchritt neben mir, und zwiſchen den Sätzen der Litanei, die ſie der Vorbeterin nachſprach, ſtellte ſie allerlei durchaus unheilige Fragen an mich. Aus allem, was ſie redete, ſprach ein einfacher, heller Verſtand, ein klares Gemüth und die Neigung zu Schelmerei und unſchuldiger Koketterie. Die Andacht der Frauen vor dem Madonnenbilde, über deſſen künſtleriſchen Werth ich leider etwas anders urtheilen mußte als Ceſaria, war bald zu Ende, und wir traten in derſelben Weiſe den Rückweg an. Im Hauſe Leſonzo wurde dann ein

kleines Zauberfeſt abgehalten. Der Alte brachte einen vortrefflichen Wein zum Vorſchein, die Tochter bot köſtliche Orangen dar, und wir ſtießen auf unſer und aller unſerer Familienmitglieder Wohl an. Es war ſehr behaglich in dieſem einfachen, ländlichen Familienkreiſe, den einige durch die Neugier herbeigelockte Nachbarn und Nachbarinnen erweitert hatten. Ich bat nun um einige Volkslieder, und ohne die Zurückhaltung, der ich im Orient bei Griechen und Albaneſen oft begegnet bin, ſagten mir die Mädchen eine Anzahl her, zweimal, dreimal, bis ich ſie richtig aufgeſchrieben hatte. Es ſind alles Liebeslieder, in Form und Inhalt den italieniſchen Strophen, wie ſie in Süditalien geſungen werden, nachgebildet, wie dieſe von zarter Empfindung getragen, dabei aber durch eine gewiſſe dialektiſche Zergliederung des Gefühls der Kunſtdichtung angenähert, von der ſie vielleicht nicht ganz unbeeinflußt geblieben ſind, wie dieſe von den Volksliedern mannichfache Anregung erfahren hat. Ceſaria bat mich zuletzt um ein kleines Andenken. Es that mir herzlich leid, daß ich nicht die geringſte verſchenkbare Kleinigkeit bei mir trug; aber ich legte das feierliche Verſprechen ab, nach meiner Rückkehr in die Heimat ihr etwas ſehr hübſches zu ſchicken. Sie gelobte ebenfalls, etwas recht nettes für mich zu arbeiten und mir außerdem noch einen ganzen Haufen Tragudia (Lieder) aufzuſchreiben. So nahmen wir Abſchied, und ich war wirklich gerührt, als die zahlloſen Händedrücke vorüber waren und ich in den Wagen ſtieg, von lebhaften Zurufen „Auf Wiederſehen!“ begleitet.

Gute, ſchöne Ceſaria! Ich werde Dich aller Vorausſicht nach im Leben nicht mehr wiederſehen. Du wirſt die Ohrringe, die ich Dir aus dem fernen nördlichen Lande ſchicken werde, anlegen, wenn Du wieder zu Deiner Madonna wallfahrteſt, viel beneidet von Schweſter und

Freundinnen. Du wirst vielleicht dem hübschen jungen Postbeamten, der so ersichtlich um Deine Gunst bemüht war, Deine Hand reichen, und Deine Töchter werden von Deinen frischen Lippen dieselben Lieder lernen, die Du dem einsamen Fremdling mit Deiner wohltönenden Altstimme vorgesprochen hast. Diesen selbst aber wirst Du vergessen, denn Du bist jung, und Dein Leben gehört noch ganz der Zukunft an. Ich jedoch werde den fröhlichen Tag in Deinem Heimatsdorfe stets unter meinen angenehmsten Erinnerungen halten und werde niemals vergessen, daß mir hier ein blauer griechischer Himmel schattenlos und kummerlos in die Seele lachte und daß Dein munteres Geplauder mich auf Stunden in die selige Jugendzeit zurückversetzt hat. Nimm meinen Dank dafür, Du liebes, dunkeläugiges Mädchen, und alle guten Wünsche für Dich und für die lachenden Fluren Deiner fernen apulischen Heimat!

4. Tarent.

Nicht ohne lebhafte Befürchtungen verließ ich das hübsche, saubere Lecce, um mich über Brindisi nach Tarent zu begeben. Denn die wenigen Menschen, welche bisher nach dem Besuche dieser Stadt ihre Eindrücke schriftlich wiedergegeben haben, sind einig darin, dieselbe als ein Schmutznest allerersten Ranges hinzustellen. Woldemar Kaden, der 1880 eine Sommerfahrt in die südlichsten Landschaften Italiens unternahm, weiß auf den Tarent gewidmeten Seiten nichts Gutes über dasselbe zu sagen und denkt mit Widerwillen an die „in der erstickend heißen Locanda des Ciccillo Maro auf abscheulichem Lager verkämpften" Stunden; der Franzose Franz Lenormant, dem wir ein gründliches und gut geschriebenes Werk über Großgriechenland zu verdanken haben, schreibt ein Jahr

ſpäter: „Die Reiſenden finden, um ihr Haupt zur Ruhe zu legen, nur gemeine und verpeſtete Herbergen von einer Schmutzigkeit, welche ſelbſt für diejenigen abſtoßend iſt, die aus Liebe zur Alterthumswiſſenſchaft die primitiven Lokanden Apuliens kennen gelernt haben.“ Selten habe ich eine angenehmere Enttäuſchung erlebt. Zu ſpäter Abendſtunde in ſchüttelndem Omnibus auf weitem Umwege in meine Behauſung gebracht, fand ich in dem Albergo Europa eines der freundlichſten und beſtgehaltenen italieniſchen Gaſthäuſer. Wohl gemerkt, kein Engländerhotel mit der Sklaverei einer Table d'hôte und mit Kellnern, welche in vier Sprachen unverſchämt ſind, ſondern ein ruhiges, bürgerliches Haus, das prächtig gelegene Zimmer, ſaubere Betten und eine vortreffliche italieniſche Küche bietet. Als ich das Fenſter öffnete, lag vor mir das Mare Piccolo in friedlicher Nachtruhe; zur Linken zeichnete ſich das Profil der Stadt ab, und in der Höhe funkelten an dem klaren, wolkenloſen Himmel die Sterne mit wunderbarer Leuchtkraft. Und ich ging zur Ruhe in dem Bewußtſein, mich nun auch einmal in dem Erdenwinkel zu befinden, welcher dem Horaz vor allen anderen lachend erſchien.

Was die Nacht verſprochen, hat der Morgen in vollem Maße gehalten. Die Lage Tarent's iſt eine entzückend ſchöne. Die weißen Häuſer der Stadt ſpiegeln ſich in einem Doppelmeere. Denn der herrliche Golf, der ſich nach Südweſten öffnet, iſt durch eine ſchmale Landzunge, die im Mittelalter durch einen breiten Durchſtich zur Inſel gemacht worden iſt, von dem ſich wie ein Landſee nach Oſten ins Innere ziehenden „kleinen Meere“ geſchieden. Die Inſel iſt im Weſten durch eine Schiffbrücke, im Oſten durch eine hängende Eiſenbrücke, die den größten Dampfſchiffen den Durchgang ermöglicht, mit

dem Feſtlande verbunden; und auf dieſer Inſel liegt, eng zuſammengedrängt, der ältere Theil der Stadt, blos den Raum bedeckend, welchen im Alterthum die Akropolis dieſer ſtolzen Königin der ſüdlichen Meere einnahm. Die neuen Stadttheile, der Borgo Nuovo, ſiedeln ſich nun wieder auf dem öſtlichen Feſtlande an, wo ſich einſt das Straßengewimmel der antiken Stadt ausbreitete. Ganz im Gegenſatz zu Lecce kann man ſich in Alt-Tarent durchaus nicht verirren. Die drei Hauptſtraßen laufen parallel mit einander von dem freien Platze an der Kettenbrücke, wo das aus der Zeit Karls V. ſtammende Kaſtell ſteht, zwiſchen den beiden Meeren bis zu dem Marktplatze im Nordweſten, der ſich zu den Füßen eines ebenfalls mittelalterlichen plumpen Thurmes ausbreitet. Durch zahlreiche enge und wenig ſaubere Gaſſen ſind ſie unter einander verbunden. Dem Mare Piccolo zugekehrt iſt die Garibaldiſtraße. Die hohen Wälle, welche früher die Ausſicht auf daſſelbe verſperrten und dem Quartier Luft und Licht raubten, ſind bis auf niedrige Reſte ſeit kurzem gefallen, und die Bewohner dieſer Straße, zum größten Theile Fiſcher, haben, wie es ſich gehört, die unverkümmerte Verbindung mit ihrem Lebenselemente wieder erhalten. Hier treibt auf einem durch allerlei Abfälle ſtets ſchlüpfrigen Pflaſter eine lebhafte Menge durch einander, Leute von eigenthümlichem, unſchönem Typus, die, wie es heißt, eine beſondere, den übrigen Stadtbewohnern ſchwer verſtändliche Mundart reden und die mit der Handel und Gewerbe treibenden Bevölkerung der anderen Stadttheile nicht im beſten Einvernehmen leben. Vermuthlich betrachten die Fiſcher ſich als den älteren und erbgeſeſſenen Theil der Einwohnerſchaft und bewahren eine überkommene Abneigung gegen die anderen als Fremde und Zugewanderte.

Die mittlere Straße führt, etwas gewundener verlaufend als die beiden anderen, zum Dome. So eng sie ist, vermittelt doch jetzt in ihr ein Omnibus in etwas lebensgefährlicher Weise den Verkehr. Kaufläden und Arbeitswerkstätten nehmen die Erdgeschosse der Häuser ein, alle den dürftigen Charakter kleinstädtischer Verhältnisse tragend. Eine wirkliche Buchhandlung lockte mich zum Eintritt. Zeitungen, französische Romane und Schulbücher waren hier offenbar die einzigen gangbaren Artikel. Den Abriß der tarentinischen Geschichte von dem patriotischen Apotheker Sferra, dem Gregorovius ein wohlverdientes Andenken geschaffen hat, vermochte der Buchhändler nicht aufzufinden. Dafür bot er mir eine fünfbändige Geschichte der Stadt aus dem Jahre 1878 von einem gewissen de Vincentiis an, auf deren Erwerbung ich indeß verzichtete, weil sie wesentlich Einzeldarstellungen der in Tarent ansässigen Adelsgeschlechter zu enthalten schien. Der Dom, welcher dem Schutzheiligen der Stadt, dem heiligen Cataldus, geweiht ist, macht von außen und von innen einen unerfreulichen Eindruck. Nur die antiken Säulen, welche die Rundbogen tragen, sind unvergänglich schön. An der kassettirten Decke sind die liegenden Kolossalgestalten zweier Bischöfe angeklebt, welche das peinliche Gefühl erzeugen, als könnten sie jeden Augenblick dem Beschauer auf den Kopf fallen. Auf die dem Cataldus geweihte Kapelle des Doms, einen mit prachtvollem, buntem Marmorschmuck verzierten Kuppelbau, sind die Tarentiner sehr stolz; ich fand die barocke Ueberladung derselben höchst abscheulich. Hat man sich müde gelaufen in diesen engen, menschenerfüllten Straßen und Gassen mit ihren hohen Häusern, deren Zusammenbruch im Falle eines Erdbebens eine fürchterliche Katastrophe ergeben müßte, so sucht man mit um so mehr Behagen

den Corso Vittorio Emmanuele auf. Dieser zieht sich als eine vornehme und ruhige Promenadenstraße längs des äußeren Golfes hin, auf der einen Seite mit den etwas schweren und aufdringlichen Palästen der tarentiner Aristokratie besetzt, auf der anderen durch eine Balustrade eingefaßt. In der Mitte derselben steht in einer kleinen Rundnische eine Büste Cavour's. Hier hat man zu allen Tageszeiten freiere und frischere Luft; hier träumt sich's besonders gut am Abend, wenn die Sonne drüben hinter Metapont zur Ruhe gegangen ist und die fernen Berge Kalabriens in ihrem letzten Schimmer erglänzen. Ungehindert folgt hier das Auge den schönen Linien des unvergleichlichen Golfes von Kap Vito bis zur Mündung des Flusses Bradano. Auf den beiden kleinen Inseln San Pietro und San Paolo, den Chöraden des Alterthums, die draußen auf der dunkelnden Flut schwimmen, blitzen die Leuchtthürme auf und weisen dem bei nächtlicher Weile nahenden Schiffer den Weg, wie einst den gewaltigsten Kriegsflotten. Und ohne merklichen Uebergang ist die Nacht gekommen, mondlos, aber durch das Gefunkel der Sterne fast tageshell, wie nur Nächte in Griechenland sind.

Hier stehen wir ja wirklich an der Schwelle des Landstriches, welchem die Griechen selbst den Namen Großgriechenland gegeben haben. An der Küste des Jonischen Meeres, die sich von hier nach Süden zieht und der entlang jetzt die Eisenbahn nach Reggio hinab saust, stand jene Reihe blühender und weltbekannter griechischer Städte, welche in der Geschichte des griechischen Kulturlebens unvergängliche Spuren hinterlassen haben: Metapont, Heraklea, Sybaris, Thurii, Kroton. Der griechische Geist hat hier eine zum Theil sehr eigenartige Entwickelung genommen und in Handel und Wandel, in Kunst und

Wiſſenſchaft Blüten gezeitigt, wie ſie manchen weniger begünſtigten Theilen des Mutterlandes verſagt geblieben ſind. Aber auch der jämmerliche Parteiſinn und die kleinliche Kirchthurmpolitik war mit übers Meer in die neue Heimat gebracht worden, und ſo ſind alle dieſe Städte in unfruchtbaren Nachbarfehden untergegangen oder ſo geſchwächt worden, daß ſie dem fremden Eroberer ohne Kraft unterlagen. Wohl ſelten iſt anderswo über eine ſo ungeheuer reiche Kulturſtätte eine ſo vollſtändige, furchtbare Verwüſtung hereingebrochen. Dieſe ganze Küſte Großgriechenlands iſt heutzutage die ödeſte, menſchenverlaſſenſte von ganz Italien. In Metapont ſtehen noch fünfzehn Säulen eines doriſchen Tempels aufrecht über der Erde, rings umgeben von troſtloſer, melancholiſcher Wüſte, aber allerdings ſtimmungsvoll genug, wie die Ruinen in Päſtum oder in Sizilien. Und in Kroton zeugt gar nur noch eine hohe Säule von verſchwundener Pracht, jetzt dem Schiffer ein weithin ſichtbares Wahrzeichen, wie die ſchlanken Schäfte auf dem Vorgebirge Sunion in Attika. Das iſt alles.

Tarents Schickſal hat ſich am ſpäteſten erfüllt, und man darf ihm das Zeugniß ausſtellen, daß es in nicht unrühmlichem, faſt ein Jahrhundert dauerndem Ringen der aufſtrebenden Weltmacht Rom erlegen iſt. Ein brutaler Vertragsbruch Roms gab den Anſtoß zu den Entſcheidungskämpfen. Bei einem Volksfeſte im Theater erblickte das Volk von Tarent eines Tages römiſche Kriegsſchiffe auf der Höhe des Golfes, deſſen Befahren denſelben unterſagt war. In aufſchäumender Leidenſchaftlichkeit wurden Dreiruderer bemannt und in kurzem Seekampf einige der feindlichen Galeeren in den Grund gebohrt. Der Senat ſchickte Geſandte, Rechenſchaft zu fordern; dieſe ſollen von dem Pöbel der Stadt thätlich

beleidigt worden ſein. So wurde der Krieg erklärt. Man weiß, wie die Tarentiner den illyriſchen Condottiere Pyrrhos zu Hülfe riefen und wie dieſer nach wechſelndem Kriegsglück den Boden Italiens verließ, Tarent preisgebend. Die Feſtung wurde von einem dort zurückgelaſſenen Epiroten verrathen, und Tarent ward römiſch. Die von dem Sieger auferlegten Bedingungen waren hart, aber nicht unmenſchlich; nur eine römiſche Beſatzung in der Burg erhielt fortdauernd das Gefühl der Abhängigkeit. Die mannichfache Bedrängniß der Römer im hannibaliſchen Kriege ſchien geeignet, den Traum der Selbſtändigkeit zu verwirklichen, und die Stadt lieferte ſich dem karthagiſchen Feldherrn aus. Das Ende war ein furchtbares. Der große Zauberer Fabius vollzog das Strafgericht. In verzweifeltem, blutigſtem Straßenkampf ward Quartier um Quartier erſtürmt und die Stadt dann der Plünderung der römiſchen Soldateska preisgegeben. Um der ſicheren Schande zu entgehen, ſtürzten ſich die heiligen Jungfrauen des Athenetempels von den Zinnen ihres Heiligthums auf die Straße. Die Beute war eine ungeheuere; allein was davon für den Staatsſchatz zurückbehalten wurde, belief ſich auf etwa zehn Millionen Mark, was alſo an wirklichem Werthe das fünf- oder ſechsfache dieſer Summe beträgt. Die Mitglieder des tarentiniſchen Senats wurden geſtäupt und enthauptet, dreißigtauſend Bürger als Sklaven verkauft. So ſchrecklich war das Ende Tarents.

Man erzählt, der römiſche Feldherr habe die meiſten Götterſtandbilder an Ort und Stelle gelaſſen. Wahrſcheinlich faßte ihn ſelbſt ein Grauen ob ſo unerhörter Zerſtörung an, und in abergläubiſcher Scheu gebot er, den Tarentinern ihre „erzürnten Gottheiten“ nicht wegzunehmen. Und in der That, die Götter mußten wohl

schweren Zorn gegen die unglückliche Stadt hegen; denn niemals wieder hat sie auch nur einen Schimmer der untergegangenen Größe gesehen. Aber auch jene verschonten Götterbilder sind im Laufe der Zeit verschwunden, und an wenig anderen Orten hat der Boden, auf dem eine reiche, kunstliebende Stadt gestanden, so wenig für später kommende Geschlechter aufbewahrt, wie in Tarent. Erst in den letzten Jahren haben die Häuserbauten in dem neuen Stadttheil, sowie die Hafenanlagen im Mare Piccolo mancherlei zu Tage gefördert, so die Reste eines Theaters, eine Reihe von Gräbern, Terrakotten und Bronzen, sowie neue, zum Theil sehr lehrreiche Exemplare apulischer Vasen. Die Sachen sind in einem kleinen provisorischen Museum untergebracht, das unter der kundigen Leitung des Bürgermeisters von Tarent, des trefflichen Archäologen Viola, steht. Manches früher Gefundene war von einem gebildeten Geistlichen, Herrn Ceci, in einer Privatsammlung vereinigt, welche besonders durch ihre reichhaltige Konchylliensammlung eine große Berühmtheit genoß. Gregorovius spricht noch mit lebhafter Anerkennung von ihr; ich habe sie nicht mehr gesehen, denn nach dem Tode ihres Besitzers ist der größte Theil verschleudert worden; der Rest hat, wie man mir sagte, bei dem theilweisen Einsturz des Hauses seinen Untergang gefunden.

Treu ist den Tarentinern nur das Meer geblieben. Aller Wohlstand, den die Bewohner der Stadt heut noch genießen, stammt vom Meere. Die tiefen und dabei ruhigen Gewässer des Mare Piccolo ziehen zur Laichzeit ungeheure Schaaren von Fischen an — man hat bis zu 93 Arten gezählt — deren Fang ein Erträgniß von mehreren Millionen Francs abwirft. Noch bemerkenswerther ist die Fülle und Mannigfaltigkeit der niederen Seethiere. Ein beträchtlicher Theil der in Neapel ver-

kaufen Korallengegenstände stammt vom Kap San Vito im äußeren Golf von Tarent; das „kleine Meer“ dagegen ist reich an Schalthieren und Mollusken der verschiedensten Gattungen. Besonders charakteristisch ist die Austernzucht, die immer noch nach einer aus dem Alterthum überkommenen Methode geübt wird; man hat die Bestimmungen derselben im 15. Jahrhundert in dem sogenannten „libro rosso“ zusammengestellt. Es ist lohnend, sich zu den Austernbänken hinrudern zu lassen; für wenige Soldi kann man dort ein bis zwei Dutzend Austern im denkbar frischesten Zustande schlürfen. Im Alterthume waren zwei mit dem Meere in Verbindung stehende Industrien in hoher Blüte. Die eine war die Purpurfärberei; die mit tarentinischem Purpur gefärbten Wollstoffe waren nach denen von Tyrus die gesuchtesten. Diese Industrie ist ganz untergegangen. Eine andere hat sich in dürftigen Resten erhalten. Aus den seidenartigen Fäden, mit denen die Meerspinne sich an die Felsen klammert, verfertigte man dünne, durchschimmernde Gewandstoffe, ähnlich den berühmten von der Insel Kos; man sieht dergleichen bei den Tänzerinnen auf den herkulanischen Wandgemälden. Jetzt werden aus dem Stoffe Handschuhe, Geldbörsen und kleine Mützen gefertigt, aber nur in geringer Anzahl und deshalb zu sehr hohem Preise.

Vom Meere hängt auch noch in anderer Richtung das zukünftige Schicksal Tarents ab. Die italienische Regierung hat erkannt, daß das Mare Piccolo der vollkommenste und unvergleichlichste Hafen des ganzen Königreiches sei, und daher beschlossen, ihn zu einem Kriegshafen auszugestalten. Seit Jahren wird so rastlos, als es die Geldverhältnisse des Staates erlauben, an dieser Aufgabe gearbeitet, und bereits heute ist recht stattliches geschaffen worden. Nach seiner Vollendung wird dieser

Hafen von Tarent den an Spezzia's „siebenbusigem Golf" bei weitem übertreffen. Und dann mag vielleicht noch einmal jene neue Epoche des Aufschwunges für die Stadt beginnen, auf welche die Tarentiner so sehr hoffen. Gegenwärtig stören noch keine kriegerisch bewehrten Panzerkolosse das friedliche Idyll dieses schönen, großen Sees, an dessen edel geschwungenen Ufern eine unendlich fruchtbare Ebene in leiser Steigung sich weit ins Innere zieht, fern am Horizont hie und da in kleine Hügel auslaufend, auf welchen weiße Häuser aus dem Grün der Anpflanzungen schimmern. Wohl nicht viel anders sieht heute diese beglückte Landschaft aus, als damals, wo Horaz sein schönes Gedicht an Septimius schrieb. Er spricht in demselben zuerst den Wunsch aus, in seinem geliebten Tibur sterben zu dürfen:

Doch wenn mir neidisch dies die Parze wehrt,
Dann will ich ziehn zu jenen stillen Hügeln,
Die, rings umschweift von Lämmern vließbeschwert,
In des Galäsus sanftem Strom sich spiegeln.

Vor allem lacht mir dieser Küstensaum,
Wo Honig fließt wie aus Hymettusquellen,
Und saftgefüllt am silbergrauen Baum
Wie in Venafrum die Oliven schwellen;

Wo mild und lau die Winterlüfte wehn
Und lange weilt des Frühlings duftig Blühen,
Und laubumgrünt wie auf Falerner Höhn
An Aulons Reben Purpurtrauben glühen.

Dahin, mein Freund, laß ziehen uns vereint:
In dieses Paradieses heitrem Frieden
Sei einst dem Sänger, still von Dir beweint,
Des Erdenlebens letztes Ziel beschieden.

XX.

Bei den Albaneſen Italiens.

(1890.)

Wohl nicht allzu vielen Menſchen dürfte es bekannt ſein, daß in den ſüdlichen Provinzen des Königreichs Italien nächſte Anverwandte der wilden Bergſtämme leben, welche durch nachbarliche Raubzüge über die montenegriniſche oder ſerbiſche Grenze und durch ihre Widerſetzlichkeit gegen türkiſche Statthalter hie und da die unruhige Aufmerkſamkeit des Weſtens auf ſich ziehen. In den Kriegen des fünfzehnten Jahrhunderts, welche endlich zur Unterwerfung Albaniens unter die Türkenherrſchaft führten, ſind dieſe Albaneſen, beſonders nach dem Tode ihres heldenhaften Führers Skanderbeg, in Schaaren nach dem benachbarten Süd-Italien ausgewandert und haben dort gaſtfreundliche Aufnahme gefunden. Durch die Jahrhunderte hindurch haben ſie bis auf den heutigen Tag Sprache und Sitten ihrer Vorfahren in anerkennenswerther Reinheit und Treue bewahrt, und da ſie im Uebrigen durchaus gute Italiener geworden ſind, hat man niemals die geringſte Veranlaſſung gehabt, den Prozeß, durch welchen ihre Mutterſprache allmählich in der italieniſchen aufgeht, irgendwie zu beſchleunigen. So giebt es in Sizilien noch vier Dörfer, in welchen Albaneſiſch ge-

ſprochen wird — aus einem derſelben ſtammt die Familie des früheren Miniſterpräſidenten Crispi; eine ſehr beträchtliche Anzahl von albaneſiſchen Ortſchaften iſt in den beiden Kalabrien ſowie in der Baſilicata und Capitanata zerſtreut, und ein Dorf endlich, San Marzano, liegt in der Provinz Lecce, etwa drei Meilen von Tarent entfernt.

Da mich mein Oſterausflug in dieſem Jahre zunächſt nach der Terra d'Otranto geführt hatte, ſo wollte ich die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, dieſem albaneſiſchen Dorfe wenigſtens einen flüchtigen Beſuch zu machen. Und als ich mich von dem ſchönen Tarent, wo ich einige unvergeßliche Tage zugebracht, endlich losriß, beſchloß ich, den Rückweg ſo zu machen, daß ich mit einem Wagen bis Oria fuhr, um erſt dort in den nach Brindiſi gehenden Eiſenbahnzug zu ſteigen. Dabei führte mich der Weg über San Marzano, und ich konnte dem Beſuche dort den größeren Theil des Tages widmen. Herr Viola, der gelehrte und liebenswürdige Bürgermeiſter von Tarent, hatte mir ein Empfehlungsſchreiben an den Sindaco von San Marzano gegeben, und ſo rollte ich denn eines Morgens um 7 Uhr wohlgemuth aus Tarent hinaus in die apuliſche Landſchaft.

Während meines zweiwöchentlichen Aufenthaltes in Apulien habe ich nur zwei ſchlechte Menſchen kennen gelernt; denn alles Volk in den Städten und auf dem Lande fand ich dort von muſterhafter Anſtändigkeit, Beſcheidenheit, Zurückhaltung, Gefälligkeit, kurz mit allen möglichen guten Eigenſchaften ausgeſtattet, die man als Fremder unter Fremden ſchätzt und liebt. Wodurch der Erſte von jenen Beiden ſich gegen dieſen trefflichen Charakter des apuliſchen Volkes verſündigte, ſoll durch mich nicht auf die Nachwelt kommen. Der zweite aber war leider der Kutſcher, der mich nach Oria führte. Obwohl

ich am Tage vorher in eindringlicher Verhandlung, welche durch ſeinen Dialekt nicht immer ganz leicht gemacht wurde, einen Wagen mit zwei Pferden ausgemacht hatte, war doch an dem bewußten Morgen nur ein noch dazu wenig unternehmend ausſehender Gaul an das Gefährt angeſchirrt. Meinen Aerger darüber ſuchte der Ehrenmann durch die phlegmatiſche Bemerkung zu beſänftigen, wir würden mit dem einen Pferde ebenſo raſch vom Fleck kommen, wie mit zweien, und da ich nicht eine weitere Stunde mit friſchem Anſpannen verſäumen wollte, ließ ich die Sache auf ſich beruhen. Für ihn kam der Aerger erſt auf dem Bahnhofe in Oria, als ich ihm von dem ausbedungenen Lohne fünf Lire abzog; und ſein verblüfftes Geſicht und die Bitten, auf die er ſich — nutzlos — verlegte, berechtigten mich zu der ſchönen Hoffnung, daß er das nächſtemal wirklich mit zwei Pferden gefahren ſein wird. Die Unthaten dieſes Roſſelenkers waren damit noch nicht zu Ende. Kaum hatten wir das Weichbild Tarents verlaſſen, ſo lud er mit freundlicher Handbewegung einen der Straße ziehenden Gevatter ein, neben ihm auf dem Bocke Platz zu nehmen. Da der Wagen zum Schutze gegen den Staub und den empfindlich kühlen Morgenwind geſchloſſen war, ſo verwahrte ich mich energiſch gegen dieſe weitere Verfinſterung der Landſchaft. Darob großes Erſtaunen, aber ſchließlich Ergebung in den Willen des Padrone. Aber das Herz des Kutſchers habe ich mir durch dieſe egoiſtiſche Ausnützung meines Rechtes ſicherlich nicht gewonnen.

Ein wunderbar klarer, tiefdunkler Himmel, welcher mehr als alles andere für dieſe ſüdlichſten Landſchaften Italiens den Namen Großgriechenland gerechtfertigt erſcheinen läßt, ſpannte ſich über die reiche, geſegnete Ebene, in welche wir hineinfuhren. Noch einmal wendet ſich bei

San Giorgio der Blick zurück nach dem leuchtenden Doppelmeere, in welchem sich die weißen Häuser Tarents spiegeln; noch einmal verfolgt er die entzückend schöne Linie des Golfes und winkt den in weiter Ferne verschwimmenden Berggipfeln Kalabriens ein letztes Lebewohl zu. Mit Mühe erklimmt der Gaul die steile Anhöhe, auf welcher das große Dorf Fravagnano sehr malerisch liegt, mit einer bemerkenswerthen Barockkirche und ansehnlichen steinernen Häusern, die hier überall den Ortschaften das Aussehen größerer Wohlhabenheit geben, als sie in der That besitzen. Von hier an verschwindet das Meer, und rings umher liegt nichts als die großartige Einförmigkeit der apulischen Landschaft. Selbst einem Meere nicht unvergleichbar, dehnt sie sich ins Unendliche aus, ein prangender, frischer Garten, so weit das Auge reicht, das dunkle Grün der Orangenbäume abgetönt durch das silberne Grau der Oliven; weiße Landhäuser hie und da auftauchend, und auf mäßiger Höhe die eine und die andere Ortschaft; und das alles von einer Luft umflossen, welche die wundervolle Architektur auch der fernsten Cypresse, die schönen Kronen der vereinzelten Palmen zu malerischester Wirkung kommen läßt, und in ein Sonnenlicht getaucht, wie es in gleicher Weise drüben um die Küsten und Buchten von Griechenland sich breitet.

Etwa zwei Stunden, nachdem wir Tarent verlassen, hielten wir auf dem Marktplatze von San Marzano. Der Laden eines „Gemischtwaaren-Händlers" flößte mir Vertrauen ein, und ich bewog den Besitzer desselben, mir ein paar Eier kochen zu lassen, die ich mit etwas Salami und Käse, sowie einer Orange und einer frischen Fenchelstaude verzehrte: ein Frühstück, das nicht sehr üppig genannt werden darf, das mir aber trotzdem vortrefflich schmeckte. Auf solche Weise zu weiteren Unternehmungen

vorbereitet, ſuchte ich das Municipio auf, das durch die, wie es ſcheint, einzige Straßenlaterne des Ortes äußerlich gekennzeichnet war. Ich fand den Herrn Bürgermeiſter mitten in ſeiner Berufsthätigkeit. Das Amtszimmer war mit Leuten angefüllt, die offenbar zum größten Theile zu der vorgenommenen Amtshandlung nicht in der entfernteſten Beziehung ſtanden, ſondern die Gelegenheit wahrnahmen, hier in Ruhe und Frieden eine Cigarette zu rauchen, ganz wie man das in den Empfangszimmern türkiſcher Miniſter gewohnt iſt. Mit wohlgeſetzten Worten überreichte ich meinen Empfehlungsbrief und verſicherte dabei, ich hätte die weite Reiſe weſentlich deßhalb gemacht, um den Ort San Marzano mit ſeiner albaneſiſchen Einwohnerſchaft einmal perſönlich kennen zu lernen. Große Bewegung. Ich redete einen der anweſenden Bauern Albaneſiſch an, mit den Sprachkenntniſſen, die ich mir drüben in Albanien erworben hatte, und ſiehe da, die Verſtändigung ging ohne ſonderliche Schwierigkeiten vor ſich. Wachſendes Erſtaunen. Die Amtshandlung wurde bis auf Weiteres vertagt, man brachte einen vortrefflichen Wein zum Vorſchein, ich vertheilte ägyptiſche Cigaretten, und die Stimmung begann ſich zu erwärmen. Nun rückte ich mit meinem Wunſche hervor, eine Reihe von Vokabeln abfragen zu dürfen, vielleicht auch einige Volkslieder mir diktiren zu laſſen. Ich wurde auf den Amtsſitz des Bürgermeiſters geſetzt, dieſer ſowie ſein Sekretär nahmen an meiner Seite Platz, und um den Tiſch bildete ſich ein Kreis von Bauern, der durch Zuzug aus dem Dorfe immerwährend verſtärkt wurde, wo ſich natürlich das Gerücht von der Anweſenheit eines ſo ſonderbaren Fremden bald mit Blitzesſchnelle verbreitet hatte.

Unterdeſſen hatte man nach dem Apotheker geſchickt. Das war der Gelehrte des Ortes, nach dem zu ſchließen,

was über ihn gesprochen wurde. Bald kam er an, ein kleiner, fetter Herr mit gestutztem Barte. Er war nicht aus dem Orte, hatte seine Ausbildung in Neapel genossen und blickte mit wenig verhehlter, innerlicher Geringschätzung auf sämmtliche Bewohner des Ortes, den Bürgermeister nicht ausgeschlossen, herab. Er behauptete, sich für die albanesische Sprache zu interessiren, obwohl sie nicht seine Muttersprache war, und brachte ein kleines Heft zum Vorschein, in welchem er sich, zum Theil aus gedruckten Büchern, ein albanesisches Wörterverzeichniß angelegt hatte. Dieses wollte er mir mit großer Hartnäckigkeit diktiren, obwohl es mich, weil es zum Theile nicht aus dem Volksmunde gesammelt war und den Dialekt der kalabrischen Dörfer unreinlich wiedergab, nur sehr mäßig interessirte. Ich gewann sein Herz durch einige verbindliche Redensarten, und es gelang mir, ihn dahin zu bringen, daß er sein Heft wieder in die Tasche steckte. Nun begann das Examen. Ich nannte die italienischen Wörter, und aus der Corona tönte mir die albanesische Entsprechung zurück. Es waren wesentlich drei oder vier Zuhörer, die sich an der Debatte betheiligten, darunter ein junger Bursche mit sehr intelligentem Gesichtsausdruck, der ganz besonders den Ernst der Situation erfaßt zu haben schien. Manchmal entspann sich über die Wahl eines Ausdrucks oder über seine richtige Aussprache ein kleiner Streit, den letzterer gewöhnlich durch seine bestimmten Erklärungen beendete. So habe ich im Laufe einer Stunde einige hundert Wörter abgefragt, Benennungen von Körpertheilen, Geräthen, Pflanzen, Thieren, Verwandtschaftsgraden, was mir eben in den Sinn kam, da ich eigentlich diesmal auf diese linguistische Exkursion gar nicht vorbereitet war.

Weniger Glück hatte ich mit meinen Erkundigungen

nach einem Volksliede, einem Sunett, wie sie hier sagen. Ein Einziger von den Anwesenden wollte sich an eines erinnern, scheute sich aber, es mir vorzusagen, weil es nicht sehr anständig sei. Es gelang mir, seine moralischen Bedenken zu überwinden, und ich schrieb es auf. Es ist ohne jeden poetischen Werth und nicht einmal sonderlich heikel. Hier ist es in deutscher Uebersetzung: „Gestern Abend stieg ich beim Mondschein auf einen Hügel; da sah ich ein Mädchen, das Katharina hieß. Höre, Katharina, deine Mutter hat mir gesagt, um ein Stückchen Brot wolle sie dich mir nicht geben. Wie sehr wünschte ich eine Nacht ganz allein mit dir zu sein, wie viel Knippe und Zwicke (pizzeche und mozzeche, italienische Lehnwörter) würde ich dir geben!" Aber der Apotheker stellte die Thatsache fest, daß die Frau eines Fleischers ein sehr hübsches Liebeslied wüßte. So wurde der Aufbruch nach dem Fleischerladen beschlossen. Der Bürgermeister, sein Sekretär und der Apotheker begleiteten mich, draußen schloß sich uns der Doktor an, ein liebenswürdiger und gebildeter junger Mann, der aus dem benachbarten Francavilla stammte und eines gastrischen Leidens wegen den Aufenthalt in dem etwas höher gelegenen San Marzano gewählt hatte. Er hätte gar nichts zu thun, klagte er, denn die Leute wären hier ungeheuer gesund; höchstens, daß er von Zeit zu Zeit einen Todtenschein ausstellte. Und so suche er mit dem Lesen wissenschaftlicher Werke und französischer Romane seinen Tag auszufüllen.

Die bewußte Fleischersfrau erwies sich als ein schreckliches, dickes Weib, von deren wulstigen Lippen ein Liebeslied vortragen zu hören ein mäßiger Genuß sein mußte. Als wir eintraten, war sie damit beschäftigt, mit ihren braunen blutbefleckten Armen, an denen die Aermel hoch hinaufgestreift waren, einen Körpertheil irgend eines Thieres

kunſtgerecht zu zerlegen, und mit einem verſchämten Lächeln auf dem breiten Geſichte entſprach ſie unſerem Anſinnen. In ihrer Verwirrung ließ ſie erſt zwei Zeilen aus und mußte dann das Ganze wiederholen. Es ſcheint in der That das einzige Lied zu ſein, das in San Marzano noch lebt. Denn wie ich nachträglich zu Hauſe feſtſtellen konnte, haben die beiden Sprachforſcher, welche vor mir in dem Dorfe waren, das nämliche aufgezeichnet; ſie haben es vermuthlich denſelben reizvollen Lippen abgelauſcht. Der eine derſelben war Dr. Johann Hanuß, Privatdocent an der Wiener Univerſität, ein junger Gelehrter, der zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte; er war im Frühjahre 1887 in Apulien und Kalabrien und wurde bald darauf in Paris durch ein grauſames Schickſal der Wiſſenſchaft viel zu früh entriſſen. Der andere war Prinz Lucian Bonaparte, ein Sohn des Fürſten von Canino und Neffe des großen Napoleon, der ſich als vielſeitiger und gründlicher Sprachforſcher bekannt und beſonders um die Erforſchung des Baskiſchen verdient gemacht hat. In dem Dorfe war die Erinnerung an ſeinen Beſuch noch ſehr lebendig, und man erzählte mir viel von dem alten, wohlbeleibten Herrn mit dem charakteriſtiſchen Bonaparte-Kopfe, der nicht drei Schritte machen konnte, ohne ſich auf einem immer bereit gehaltenen Stuhle auszuruhen.

Auch dieſes durch dreifache Anſtrengungen der Vergeſſenheit entriſſene Liedchen iſt nicht viel werth und ſteht hinter den italieniſchen und griechiſchen Volksgeſängen der Terra d'Otranto ganz bedeutend zurück. Es lautet in wörtlicher deutſcher Uebertragung etwa: „Ich ſtellte mich, als liebte ich dich nicht, aber es war eine Lüge, denn du haſt von meinem Herzen Beſitz ergriffen. Ich ging hochmüthig an dir vorüber; aber nur um der Leute willen habe ich dich nicht angeſehen. Meine Liebe iſt da geblieben,

wo ſie immer war; nur dich will ich nehmen, mein Herz. Jetzt wollen wir uns umarmen, wenn wir uns lieben, denn du ſollſt meine Frau werden, wenn Gott es will."

Es iſt ohne weiteres klar, daß das Erlöſchen der albaneſiſchen Sprache auch in dieſem Dorfe nur eine Frage der Zeit iſt. In vier anderen Orten der Nachbarſchaft, in Monteparano, Roccaforzata, Caroſino, Faggiano, iſt ſie bereits ſeit geraumer Zeit verſchwunden. Der Schulunterricht, der Verkehr mit den Aemtern, mit den italieniſch redenden Bewohnern der Nachbardörfer, in der Hauptſtadt arbeiten langſam an der Italieniſirung. Alle Bauern ſind gegenwärtig zweiſprachig, und auch unter den Frauen dürfte es, wie mir verſichert wurde, keine einzige mehr geben, die des Italieniſchen nicht kundig wäre. Trotzdem wird im häuslichen Verkehre die Mutterſprache durchaus noch gepflegt. Die kalabriſchen Dörfer ſind in einer günſtigeren Lage; ſie ſind an Zahl viel bedeutender, und ſeit dem vorigen Jahrhundert iſt dort das Albaneſiſche bis zu einem gewiſſen Grade immer auch literariſch gepflegt worden, ſo noch in unſeren Tagen von einem greiſen Prieſter in Corigliano, der langathmige Gedichte verfaßt und eine zeitlang ſogar eine albaneſiſch-italieniſche Monatsſchrift herausgegeben hat.

Um den Kreis der Honoratioren des Ortes zu vervollſtändigen, fehlte mir blos noch der Pfarrer. Auch deſſen Bekanntſchaft wurde mir ſchließlich zu Theil. Man verſicherte mir, derſelbe wiſſe eine ſehr intereſſante Geſchichte über die Gründung dieſer albaneſiſchen Kolonie zu erzählen. Obwohl ich mich über das vermuthlich ſehr Legendenhafte derſelben keinerlei Illuſionen hingab, folgte ich doch gerne meinen vier Begleitern in das Prieſterhaus. Der alte, freundliche Herr, der hübſche, große, aber nur mit ſpärlichem Hausrath angefüllte Zimmer bewohnte,

ließ sich nicht bitten, und nachdem wir um ihn Platz genommen hatten, hob er an. Es war die bekannte Jugendgeschichte Skanderbeg's, die er vortrug, sagenhaft ausgeschmückt, sein Krieg gegen die Türken, und wie nach seinem Tode viele christliche Albanesen jenseits des Meeres Zuflucht gefunden hätten. Alles in Allem war mir die Geschichte viel weniger interessant, als den vier anderen Herren, die sie doch schon oft genug gehört haben mochten. Leider ließ sich der kleine geistliche Herr zu einem Extempore hinreißen, das einen Ausbruch der lebhaften und offenbar etwas nervösen Natur des jungen Arztes zur Folge hatte. Er schilderte die Anfänge Skanderbeg's als die eines Bandenführers und verglich dabei Garibaldi. Mit sehr gereizter, lauter Betonung verbat sich der Doktor einen solchen Ausfall auf den Nationalhelden, und als der Pfarrer verlegen lächelnd sich entschuldigte, dabei aber sich erst recht hineinredete, gerieth der Doktor in eine noch heftigere Erregung, und es wäre ohne Zweifel zu einer scharfen Auseinandersetzung gekommen, wenn ich ihn nicht leise gebeten hätte, mich doch die hübsche Geschichte vorläufig zu Ende hören zu lassen. Aber noch auf der Straße versicherte er mir sehr nachdrücklich, man dürfe solche Verunglimpfungen des großen Todten durch so einen Priester auf gar keine Weise sich ruhig gefallen lassen.

Hiemit sah ich meine Aufgabe als beendet an. Da keiner der Herren, trotz ihrer sonstigen großen Zuvorkommenheit, Miene machte, mir etwas zum Essen anzubieten, ich aber Grund hatte, zu glauben, daß alle bereits gebührendes Verlangen nach ihrem Pranzo empfanden, so nahm ich Abschied. Händedrücke und die üblichen Versicherungen des Wiedersehens wurden ausgetauscht, und mein Wägelchen rollte zum Dorfe hinaus, in der Glut der Nachmittagssonne der alten Messapierstadt Oria zu.

XXI.

Das Jubiläum der Universität in Bologna.

(1888.)

Der schöne Arkadenhof der alten Universität in Bologna, des sogenannten Archiginnasio, ist in einen herrlichen Festsaal verwandelt. Fahnen und Standarten, Wappen und Laubgewinde schmücken die Mauern, oben schirmt ein buntes Zeltdach gegen die Sonne. Gegenüber dem Eingange ist eine Loggia hergerichtet, da sitzen König und Königin, Ersterem zur Seite der blasse Kronprinz, hinter ihnen Minister, Gesandte und Würdenträger des Hofes. Zu beiden Seiten sind sitzend und stehend die Festgäste zusammengedrängt; die Professoren links, rechts die Studenten, ein Bild hell und farbenreich durch die verschiedenfarbigen Amtstrachten der Vertreter aller Universitäten der Erde, durch die bunten Kopfbedeckungen der italienischen und fremden Studenten. Auf den Galerien zu beiden Seiten ein reicher Kranz mehr oder weniger schöner Frauen und Mädchen, auf der mittleren Galerie über der Königsloge das berühmte städtische Orchester Bolognas. Auf der Rednertribüne rechts, nahe dem Könige, steht Carducci, welchen die Italiener selbst ihren bedeutendsten Dichter nennen, im Begriffe, seine Festrede zu beendigen. Eine kleine, gedrungene Gestalt mit leicht ergrautem Haupthaar und Vollbart, gekleidet in den Talar des Bologneser Professors. Hie und da verschiebt

der Wind die baldachinartige Decke des Hofes und das volle Sonnenlicht umflutet die Gestalt des Redners, wie wenn auf der Bühne Held oder Heldin in elektrischem Lichte gezeigt werden. Er spricht von Mazzini und von Garibaldi, er wendet sich an den König und ruft ihm das Wort von der Roma intangibile ins Gedächtniß. Tobender, nicht endenwollender Beifall unterbricht diese Schlußsätze seiner Rede. In der linken Hand einen von den belaubten Zweigen haltend, mit denen das Rednerpult geschmückt ist, winkt er der jubelnden Studentenmasse das Zeichen, es sei genug; und das Schreien verstummt, um gleich darauf mit erneuter Heftigkeit loszubrechen. Wie ein Volkstribun steht er da, welcher die Massen beherrscht und entfesselt.

Diese Szene, welche Jedem unvergeßlich bleiben wird, der sie miterlebt hat, bildete den Mittelpunkt der offiziellen Universitätsfeier bei dem Jubiläum in Bologna. Sie hatte ohne Zweifel etwas stark Theatralisches, aber sie war von packender Wirkung auch für den fremden Zuschauer, für den Italiener gewiß erhebend und weihevoll. Das Königspaar erhob sich und ging Carducci entgegen; und der angeblich so unbeugsame Nacken des Republikaners, um den sich allerdings das Großkreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens schlang, neigte sich tief auf die Hand der schönen und lieblichen Margherita. Aber das Bewußtsein, diesem schönen Moment beigewohnt zu haben, war nicht leicht erkauft. Von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags im Festgewande zu existiren bei einer Hitze von 32 Grad im Schatten, mit einer kleinen Tasse schwarzen Kaffees im Magen, theils im langsamen Zuge die Straßen der Stadt durchschreitend, theils in drangvoll fürchterlicher Enge auf mäßig bequemen Stühlen sitzend, dabei das langsame Geplätscher einer schier unendlichen

Reihe von Reden über ſich ergehen zu laſſen — fürwahr, das iſt eine achtunggebietende Leiſtung. Es iſt ein Wunder, daß König Humbert nicht ſchon diesmal, ſondern erſt am nächſten Tage, bei den Ehrenpromotionen, am Schluſſe von einem Ohnmachtsanfalle ergriffen wurde. Carducci ſelbſt ſprach nicht gut. Seine Rede war zu lang, ſie dauerte anderthalb Stunden — allerdings nur die Hälfte der Zeit, welche beim Heidelberger Jubiläum Kuno Fiſcher den Feſtgäſten zumuthete — ſie war viel zu ſehr eine gelehrte Abhandlung, mit einer Anzahl geiſtvoller Gedanken allerdings, die aber in der Menge von ermüdenden Einzeldingen erdrückt wurden. Erſt am Schluſſe kam das Rhetoriſche, wie es eine ſolche Feſtrede durchwärmen ſoll, zu ſeinem Rechte. Der Redner war furchtbar aufgeregt; ſeine zitternde Hand konnte das erfriſchende Glas Waſſer kaum zum Munde führen. Viel zu viel des Guten thaten die Vertreter der nicht italieniſchen Univerſitäten. In Heidelberg hatten die Vertreter ſämmtlicher nichtdeutſchen Hochſchulen ſich in der Wahl eines Redners geeinigt; in Bologna war dieſe Einigung, welche den Feſtakt um wenigſtens eine Stunde verkürzt hätte, nicht zu erzielen. Die Wiſſenſchaft, welche ja angeblich über die politiſchen und nationalen Schranken hinweg wenigſtens die erleſenſten Geiſter der verſchiedenen Völker einigen ſoll, hat ſich hier nicht einmal ſtark genug erwieſen, um die geſonderten Redegelüſte der Vertreter wenigſtens der kleineren Nationchen im Zaume zu halten; Dänemark und Schweden, Spanien und Portugal, Griechenland und Rumänien, Belgien und Holland, ſie alle, alle traten vor und ſprachen. Natürlich waren auch Ciſleithanien und Tranſleithanien nicht unter Einen Hut zu bringen geweſen. Sehr viele von den auswärtigen Vertretern ſprachen Italieniſch. Natürlich bekam man

dabei recht ſonderbare Mundarten dieſer Sprache zu hören. Ich habe nicht recht einſehen können, warum beiſpielsweiſe der von den deutſchen Univerſitäten gewählte Redner, der berühmte Chemiker Hofmann aus Berlin, es nicht vorzog, ein gutes Deutſch anſtatt eines fragwürdigen Italieniſch zu ſprechen. Es ſteckte in dieſen oratoriſchen Uebungen zum Theil wohl Liebenswürdigkeit gegen die gaſtfreundliche Nation, daneben aber auch ein gutes Stück Eitelkeit. Die Italiener ließen ſich die Liebenswürdigkeit gefallen und lächelten über den Reſt. Der Vertreter Frankreichs war ſich keinen Augenblick darüber zweifelhaft, daß er Franzöſiſch zu ſprechen hatte.

Wurde hier etwas zu viel geſprochen, ſo ging es dafür um ſo ſtiller bei dem Feſtbankett der Profeſſoren zu, das im Börſenſaale zu derſelben Zeit abgehalten wurde, zu welcher die Studenten ihr fröhliches Gelage draußen in Caſalecchio hatten. Das vortreffliche Menu wickelte ſich ohne Störung ab, und die Unterhaltung mit den Nachbarn war nicht aufgeregter, als ſie bei ſolchen Gelegenheiten zu ſein pflegt. In Heidelberg gab die Anweſenheit des Großherzogs und des deutſchen Kronprinzen dem Ganzen erhöhtere Stimmung, und der Letztere, der damals noch in voller männlicher Kraft unter uns ſtand, ſprach herrliche, unvergeßliche Worte zu der Verſammlung. Hier fehlte der König; den Trinkſpruch auf ſeine Geſundheit brachte Graf Solms, der deutſche Botſchafter in Rom, in wenigen franzöſiſchen Worten aus. Das war nicht ohne politiſche Bedeutung, wie denn überhaupt die deutſche Regierung in hervortretender Weiſe zu dem Feſte in Bologna Stellung genommen hatte. Das Berliner Unterrichtsminiſterium hatte einen beſonderen Vertreter entſendet, und die zahlreichen Abgeſandten der deutſchen Univerſitäten waren von ihren Regierungen in reichlichſter

Weise mit Geldmitteln zu der Reise ausgestattet worden. Bei uns in Oesterreich ist nichts dergleichen geschehen, und daß österreichische Hochschulen überhaupt vertreten waren, verdankt man der Opferwilligkeit einzelner Professoren oder einzelner akademischer Senate.

Auch die Anwesenheit von Studenten hervorragender deutscher Hochschulen war unter den gegenwärtigen Verhältnissen doppelt bedeutsam. Sie können sich über die ihnen zu Theil gewordene Aufnahme nicht beklagen. Manch heißes Frauenauge hat voll Bewunderung auf den prächtigen Gestalten und den offenen Gesichtern geruht, und wo sie sich zeigten, in Cerevis oder Barett, den blanken Schläger in der Hand und voran die reich gestickte Fahne der Universität Berlin, da waren sie von einer Hüte und Tücher schwenkenden Menge umringt, deren Theilnahme viel mehr war, als der Ausfluß bloßer Schaulust und Neugierde. Unter den Arkaden vor der Hoffmeister'schen Bierstube wurde tapfer mit den italienischen Kommilitonen gezecht, und bald sah man das Cerevis auf dem dunklen Haare eines wälschen Bruders sitzen, während sich der Germane eine bunte italienische Studentenmütze auf sein Lockenhaupt stülpte. Es waren Szenen, die man gesehen haben muß, um sie zu glauben; ein Eigenartiges, noch nie Dagewesenes. Die Longobarden, die Gothen und die langen Reihen der übrigen Deutschen, die durch die Jahrhunderte hier nur als trotzige Eroberer und widerwillig ertragene Herrscher gehaust haben, mögen sich in ihren Gräbern umgedreht haben. Allerdings — naturam expellas furca — theilten die deutschen Studenten diesen Enthusiasmus mit den französischen. Beim Studentenfestmale in Casalecchio wurde ein Telegramm an den todtkranken Kaiser, aber auch eines an den Präsidenten Carnot abgesendet; und „Evviva la Francia!"

wurde nicht minder laut geſchrien, als „Evviva la Germania!“ Nur ein „Evviva l'Austria!“ habe ich niemals gehört. Die deutſch-öſterreichiſchen Studenten glänzten durch ihre Abweſenheit. Ihr Erſcheinen hätte in mancher Beziehung verſöhnend wirken können.

Und doch war das Feſt in erſter Linie ein echtes und rechtes Studentenfeſt. Mochten ſich auch die Fröhlichkeit und überſchäumende Jugendluſt vielfach in anderen Formen äußern als bei uns, mochte auch mehr geredet und gelärmt als getrunken werden, ſpielte ſich auch Alles mehr auf Platz und Straße als im Kneiplokale mit Landesvater und Salamander ab, es waren doch echter Feſtjubel und herzliche Freude, angefangen von dem Empfang der fremden Studenten auf dem Bahnhofe, die im Triumphzuge, zuſammen mit dem berühmten Ochſen aus Padua und dem ebenſo berühmten Weinfaß aus Turin, an den dichtgefüllten Tribünen vorbei in die Stadt geführt wurden, bis zu dem ausgelaſſenen, tollen Nachtfeſt auf der Montagnola, bei welchem bald die antike feſcenniniſche Fröhlichkeit, bald die göttliche Heiterkeit der Renaiſſance wieder aufzuleben ſchien. Kein Zug der Rohheit ſtörte das ſchöne Bild, und es war erhebend aus dem Munde der Jugend, die man bei uns leider ſo vielfach in den Reihen der Vorkämpfer für Unduldſamkeit und Racenhaß findet, Worte edler und reiner Menſchlichkeit zu vernehmen. Die akademiſche Jugend Italiens hat ſich durch ihr Verhalten bei dieſem Feſte ein ſchönes, unvergängliches Denkmal geſetzt.

Wir Profeſſoren ließen gern und neidlos der Jugend den Löwenantheil an der allgemeinen Begeiſterung, an den Kundgebungen weitreichender Theilnahme. Man hatte uns vielleicht etwas zu ehrwürdig aufgefaßt und uns in dem großen Ausſtattungsſtücke, das ſich in dieſen Tagen

in Bologna abſpielte, lediglich die Rollen togageſchmückter, in feierlichem Schritte einher wandelnder oder auf kuruliſchen Stühlen ſitzender Senatoren zugetheilt. Und ach! wir Oeſterreicher waren, zwei Krakauer Kollegen abgerechnet, nicht einmal in eine Toga gehüllt. Daß auch unter uns Mancher ein gutes Glas Wein in fröhlicher Geſellſchaft ſteifen Sitzungen und langen Reden vorzieht, hatte man etwas vergeſſen. Nicht mit Unrecht ward, beſonders zu Anfang, die Klage laut, daß Manches nicht ordentlich organiſirt ſei. Und doch war viel gearbeitet und vorbereitet worden. Der bewegliche kleine Rektor, der Geolog Capellini, war ſchon am erſten Tage vollſtändig heiſer und am letzten Tage ſo verwirrt, daß er nicht mehr wußte, ob er Italieniſch oder Franzöſiſch ſprach, und doch hatte er jederzeit für Jeden ein entgegenkommendes Wort und einen freundſchaftlichen Händedruck. Als er am Montag im Bibliotheksſaale des Archiginnaſio die Feſtgäſte dem Bürgermeiſter von Bologna vorſtellen ſollte, ſtellte er dieſen auf einen Tiſch und zeigte ihn der Verſammlung wie ein Menagerie-Beſitzer ein merkwürdiges Thier, und unter allgemeiner Heiterkeit, in die er ſelbſt einſtimmte, fand er erſt nachher die richtige Form. Er hat ſich in dieſen heißen, anſtrengenden Feſttagen redlich geplagt und ſich den Rothen Adler-Orden, den ihm Graf Solms beim Feſtmahle überreichte, im Schweiße ſeines Angeſichtes verdient.

Den Fremden wie den Italienern näher zu treten alte Freunde zu begrüßen, neue Bekanntſchaften anzuknüpfen, hatte man indeſſen Gelegenheit genug, ſei es am Montag Abends während des Empfanges beim Königspaare, ſei es Dienſtag Früh während des langen Wartens auf die Eröffnung des Feſtzuges oder Abends während der noch längeren Zwiſchenakte im Theater, ſei es endlich

bei zwanglos improviſirtem Frühſtück oder Mittageſſen. Groß war die Zahl der mehr oder weniger berühmten und bekannten Namen, deren Träger aus allen Weltgegenden gekommen waren. Juriſten natürlich in großer Zahl; hat ja doch die Hochſchule von Bologna ihren erſten und wohl auch ihren größten Ruhm aus der Begründung der modernen Rechtswiſſenſchaft geſchöpft. Da iſt der kleine Holtzendorff aus München, immer bewegt und immer in lebhaftem Geſpräch; der phlegmatiſchere Kirchenrechtslehrer Friedberg aus Leipzig, etwas gelangweilt dreinſchauend, den Frack mit unzählbaren Orden bedeckt; Hofrath Randa aus Prag, ein kluges Geſicht mit energiſch vortretender Spürnaſe; Fitting aus Halle, Schulte aus Bonn, Maaſſen aus Wien. Aber auch andere Wiſſenſchaften hatten bedeutende Vertreter entſendet. Mit gewinnendſtem Lächeln geht der Orientaliſt Lagarde aus Göttingen umher und läßt nicht ahnen, wie giftig er ſein kann, wenn er die Feder in die Hand nimmt. Der Philolog Gaſton Boiſſier vertritt die franzöſiſche Akademie: er hat den palmengeſtickten Frack verſchmäht und trägt blos das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloche; ein feines und doch unendlich behagliches franzöſiſches Bourgeoisgeſicht, ſtets mit einem Scherzworte oder einer Neckerei auf den Lippen. Neben ihm der Romaniſt Gaſton Paris, ein ungemein vornehmer Kopf mit leicht ergrautem Vollbarte, das Monokle ins linke Auge gezwängt, was ſeinem Geſichte einen etwas hochmüthigen Ausdruck gibt. Aus Petersburg iſt der Staatsrath Weſſelowsky da, einer der beleſenſten und ſcharfſinnigſten Literarhiſtoriker, echt ruſſiſcher Typus mit ſtarken Backenknochen und guten, freundlichen Augen; aus Moskau Zwetajew, ein fleißiger Bearbeiter altitaliſcher Inſchriften, offenbar ein Mongole mit unmäßig prognather Geſichtsbildung. Die Schweiz

hat unter anderen das derbe, energiſche Geſicht von Karl Vogt und die etwas verwahrloſte Erſcheinung des Phyſiologen Schiff beigeſteuert. Steif und würdevoll ſchreiten einige engliſche Geiſtliche einher, ernſt, aber geſchmeidig einige jüngere Spanier. Den Abgeſandten von Neuſeeland ſuchte ich jedoch vergeblich, da ich ihn mir tätowirt und mit einer Federkrone geſchmückt vorſtellte; ſchließlich entpuppte er ſich als ein anglikaniſcher Biſchof.

In einem Punkte waren Profeſſoren und Studenten mit gleichem Maße gemeſſen worden. Beiden wurde in den ihnen zu Ehren veranſtalteten Feſtvorſtellungen im Theater „Triſtan und Iſolde" vorgeſetzt. Das konnte in Bologna an und für ſich nicht überraſchen; weiß man ja, daß dieſe Stadt die Hauptſtätte des italieniſchen Wagner-Kultus iſt, einer der merkwürdigſten pſychologiſchen Erſcheinungen in dem geiſtigen Leben des modernen Italien. Uebrigens waren für den zweiten Gala-Abend eigentlich Bizet's „Perlenfiſcher" beſtimmt; ein beſonderer Wunſch der Königin ſoll die Abänderung bewirkt haben. Die Aufführung war, abgeſehen von dem tadelloſen Orcheſter, keine ſonderlich hervorragende. Aber wären auch die erſten Künſtler der Welt dort oben geſtanden, und hätten in den dicht gefüllten Logen noch zehnmal mehr berückende Augen und verführeriſche Schultern geſtrahlt, das Alles hätte nicht verhindern können, daß gar manches ehrwürdige Gelehrtenhaupt zu friedlichem Schlummer auf die Bruſt niederfiel und daß die Reihen des Parkets ſich allmählich in bedenklicher Weiſe lichteten. Nach Feſtmarſch, Feſtakt und Feſtmahl hätte wohl auch der begeiſtertſte Anhänger des großen Künſtlers dieſer von 9 bis 2 Uhr dauernden Feſtvorſtellung nur ein mäßiges Intereſſe entgegengebracht.

Ich trat nach dem zweiten Akte hinaus in die Via Zamboni und ſchlenderte in der entzückenden Kühle der

sternenklaren Nacht, abseits von dem die Hauptstraßen noch immer füllenden Getümmel, durch stillere Nebengassen. So fand ich mich vor Porta San Vitale, wo mir aus der langen Straße der Vorstadt ein Meer von Licht entgegenflutete. Bunte Decken und Tücher waren über die Straßen gespannt, Teppiche hingen aus den hellerleuchteten Fenstern herab, Blumen und Kranzgewinde schmückten die Arkaden. Bunte Papierlaternen wetteiferten mit den Gasflammen, die Stadt zu erhellen, und das weit geöffnete Thor der Kirche gestattete den Einblick in den weiten, kerzengeschmückten Raum. Hier stand eine Musikbande und spielte lustige Weisen, da machte auf einem Puppentheater Arlecchino seine gemüthlichen Späße, Verkäufer von Früchten und Süßigkeiten schrien um die Wette und Jungen mit bunten Larven und betäubenden Knarren tobten hin und her. Und durch alles dieses schob sich eine dichtgedrängte Volksmenge in musterhafter Ordnung auf und nieder, ehrsame Bürger mit ihren behaglichen Ehefrauen, Soldaten mit den eng angeschmiegten Liebchen, Trupps von Mädchen mit braunen Wangen und kokett geordnetem Kopftuch, Wärterinnen mit kleinen Kindern auf dem Arme. Es war ein Kirchenfest, das hier gefeiert wurde, und diese ganze Menge, welche hier in harmloser Fröhlichkeit durcheinander wirbelte, hatte wohl keine Ahnung davon, daß wenige Schritte von ihnen entfernt große Gelehrte aus allen Theilen der Welt in einer Wagner'schen Oper gähnten. Hier war das alte, echte Italien, das jeder, der es kennt, trotz aller Verehrung und Bewunderung für die großen Fortschritte der Italia libera, unita doch noch in einem kleinen, verborgenen Winkel seines Herzens fest geschlossen hält. Möge es auch in Zukunft durch Universitäts-Jubiläen und Bühnenweih-Festspiele nicht gänzlich vernichtet werden.

Anmerkungen.

Von den in dieſer Sammlung vereinigten Aufſätzen ſind I. II. III. IV. VI. VII. XVI. XVII. XIX. zuerſt in der „Schleſiſchen Zeitung“, VIII. IX. XVIII. XX. XXI. in der „Neuen Freien Preſſe“, V. X. XIV. XV. in der Beilage der Münchener „Allgemeinen Zeitung“, XIII. in „Nord und Süd“, XI. im „Globus“ veröffentlicht worden; XII. bildete urſprünglich die Einleitung zu den von Frau E. Schreck überſetzten „Finniſchen Märchen“.

I.

S. 1. Es iſt recht beſchämend, daß wir das Andenken Bopps noch immer nicht durch eine ſeiner würdige Biographie geehrt haben. Allerdings iſt in dem Jahre der hundertjährigen Wiederkehr ſeines Geburtstages der erſte Band einer ſolchen von S. Lefmann erſchienen; aber ſie iſt des großen Meiſters durchaus unwürdig, hat keine Ahnung von der Entwickelung und den Zuſammenhängen der Sprachwiſſenſchaft und iſt zudem in eine gänzlich unmögliche, ſtellenweiſe einfach lächerliche ſtiliſtiſche Form gegoſſen. Nur die am Schluſſe mitgetheilten Briefe verleihen ihr eine Art Exiſtenzberechtigung. Man muß bedauern, daß die ſchöne Aufgabe in ſolche Hände gefallen iſt.

S. 2. Der Jeſuit Joſeph Dahlmann hat in ſeiner Schrift „Die Sprachkunde und die Miſſionen“ (Freiburg i. B. 1891) eine ſehr leſenswerthe Darſtellung der ſprachwiſſenſchaftlichen Thätigkeit der älteren katholiſchen Miſſionen in der Zeit von 1500 bis 1800 gegeben.

S. 7. Friedrich Schlegel, Ueber die Sprache und Weisheit

der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Heidelberg 1808.

Franz Bopp, Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann. Frankfurt a. M. 1816. — Die erste Ausgabe der „Vergleichenden Grammatik" erschien Berlin 1833—1849 in fünf Abtheilungen.

II.

S. 12. Ernst Curtius, der Bruder Georgs, hat in dem Vorwort zu dessen „Ausgewählten Reden und Vorträgen" (Leipzig 1886) warme Worte über den Dahingeschiedenen gesagt. Diese Sammlung bildet den ersten Band der von Windisch herausgegebenen „Kleinen Schriften". Ausführlichere Würdigungen von Curtius Thätigkeit gaben E. Windisch (Georg Curtius. Eine Charakteristik. Berlin, Calvary 1887) und Domenico Pezzi (La vita scientifica di Giorgio Curtius. Turin 1888).

Georg Curtius, Philologie und Sprachwissenschaft. Leipzig 1862.

S. 15. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. 2 Bände. Berlin 1839–1842. G. Curtius, De nominum graecorum formatione linguarum cognatarum ratione habita. Berlin, 1842. Die erste Ausgabe der „Grundzüge" erschien Leipzig 1858, die fünfte 1879.

S. 19. Die „Griechische Schulgrammatik" erschien zum ersten Male 1852 in Prag; die siebzehnte Auflage, die erste nach Curtius Tode, wurde 1888 von Professor von Hartel in Wien bearbeitet.

III.

S. 23. Ueber ältere Versuche einer Universalsprache vgl. Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, 2. Aufl., Band II., S. 50 ff. (Leipzig 1870). Einen merkwürdigen Versuch, den ich nirgends besprochen finde, machte ein Ungar, Georg Kalmár, Grammatikalische Regeln zur philosophischen oder allgemeinen Sprache, das ist der Sprache aller Völker, Zeiten und Lebensarten. Wien 1774.

S. 27. Julius Lott, Ist Volapük die beste und einfachste

Löſung des Weltſprache-Problems? Wien 1888. — Derſelbe, Eine Compromiß-Sprache als beſte und einfachſte Löſung des Weltſprache-Problems. Wien, 1889.

S. 30. A. Ellis, in den Transactions of the Philological Society, 1888/89, S. 59 ff.

S. 32. Dr. Alberto Liptay, Eine Gemeinſprache der Culturvölker. Leipzig, Brockhaus, 1891.

S. 34. G. Kreyenberg, Das Pidgin-Engliſch, eine neue Weltſprache. Preußiſche Jahrbücher, Bd. VIII, Heft 6, S. 587—597.

S. 37. F. Gregorovius, Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geſchichte. München, 1890. Wieder abgedruckt in ſeinen „Kleinen Schriften zur Geſchichte und Cultur", 3. Band (Leipzig 1892), S. 225—263.

S. 42. Für den Gedanken, das Latein zur Weltſprache zu erheben, kämpft eine in London unter dem Titel Phoenix seu Nuntius latinus internationalis erſcheinende Zeitſchrift (ich kenne drei Hefte aus dem Jahre 1891), ſowie die von einem Herrn C. A. Ulrichs in Aquila in Unteritalien herausgegebenen Alaudae, ſeit 1889 (bis Februar 1891 17 Hefte); für das Griechiſche in dieſem Sinne ſetzten ſich Guſtave d'Eichthal (Le grec comme langue internationale, in La langue grecque, Paris 1887, S. 217—233), A. Boltz (Helleniſch, als die allgemeine Gelehrtenſprache der Zukunft, 2. Auflage, Leipzig, 1890) und Kuhlenbeck (Das Problem einer internationalen Gelehrtenſprache und der Helleniſmus der Zukunft, Leipzig, 1889) ein.

S. 46. Harmloſe Betrachtungen über Volapük. Im Feuilleton der Neuen Freien Preſſe vom 24. März 1887.

IV.

S. 50. Die etruskiſchen Mumienbinden des Agramer National-Muſeums. Beſchrieben und herausgegeben von Prof. J. Krall. Denkſchriften der Wiener Akademie, phil. hiſt. Klaſſe, 41. Band, 3. Abhandlung.

S. 51. Couſin und Durrbach, Bas-relief de Lemnos avec inoriptions; im 10. Bande des Bulletin de correspondance hellénique. Vgl. darüber beſonders Pauli, Eine vorgriechiſche Inſchrift von Lemnos, Leipzig 1886; Bugge, Der Urſprung der Etrusker, Chriſtiania 1886; Deecke im Rheiniſchen Muſeum Bd. 41, S. 460 ff.

S. 55. E. Lattes in der Perseveranza vom 5. Oktober 1892, sowie in den Rendiconti des Istituto Lombardo vom 24. März, 3. April und 10. November 1892. Seitdem hat sich auch Deecke in der Wochenschrift für klassische Philologie 1892, Nr. 46 über Krall's Publikation geäußert.

V.

S. 58. Eduard Engel, Griechische Frühlingstage. Jena 1887. Ueber die Aussprache handeln S. 423 ff. Seitdem hat der Verfasser es für nothwendig gehalten, seine Ansichten in einer besonderen Schrift „Die Aussprache des Griechischen. Ein Schnitt in einen Schulzopf" (Jena 1887) weiter auszuführen. Es thut mir aufrichtig leid, daß er dieses Buch geschrieben hat; denn es gehen ihm für eine ernsthafte Behandlung der Frage einfach die wissenschaftlichen Vorkenntnisse ab. Es hat seine verdiente Abfertigung von Psichari, der selbst Grieche ist, in der Revue critique, 1887, Nr. 14, gefunden.

S. 61. Blaß, Ueber die Aussprache des Griechischen. 3. Auflage. Berlin 1888. Man vergleiche auch K. Zacher, Die Aussprache des Griechischen. Leipzig 1888.

VI.

S. 67. H. Rückert, Zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien. Zeitschrift für deutsche Philologie I 199 ff., IV. 322 ff., V. 125 ff.

S. 68. K. Weinhold, Ueber deutsche Dialektforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Wien 1853. — Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche. Wien 1855. — Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien. Stuttgart 1887.

S. 69. H. Rückert, Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter. Mit einem Anhang, enthaltend Proben altschlesischer Sprache. Hrggb. von P. Pietsch. Paderborn 1878.

Von kleineren Beiträgen zur Kenntniß des Schlesischen seien noch erwähnt Klesse, Zur Grammatik des in der Grafschaft Glatz gesprochenen deutschen Dialekts, in der Vierteljahrsschrift für Geschichte und Heimatskunde der Grafschaft Glatz, III 148 ff. (vgl.

auch den IV., V. und VII. Band): Waniek, Zum Vokalismus der ſchleſiſchen Mundart, Programm von Bielitz 1880; F. Held, Das deutſche Sprachgebiet von Mähren und Schleſien, Brünn 1888, und eine Breslauer Doktordiſſertation von Mätſchke (1888).

S. 74. Ueber die Zuſammenſetzung der deutſchen Studentenſprache hat ſeitdem Profeſſor Kluge in einem Vortrage gehandelt, der in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung, 1892, Nr. 297, abgedruckt iſt.

Einige Zuſchriften aus Schleſien, die ich nach der erſten Veröffentlichung dieſes Aufſatzes erhielt, ſuchten mich zu belehren, daß „Abgemacht, Seefe“ aus „c'est fait“ entſtanden ſei. Meine Erklärung iſt mir immer noch wahrſcheinlicher. Möglich, daß beides zuſammen gewirkt hat. „Abgemacht Seefe“ und „Abgemacht Sela“ werden im erſten Akte von Gerhart Hauptmanns „Webern“ in demſelben Sinne gebraucht.

S. 76. A. Genthe, Deutſches Slang. Eine Sammlung familiärer Redensarten und Ausdrücke. Straßburg, Trübner 1892.

VII.

S. 78. A. Schönbach, Ueber Leſen und Bildung. 3. Aufl. Graz 1889.

S. 86. Oldenberg, Buddha. Sein Leben, ſeine Lehre, ſeine Gemeinde. 2. Aufl. Berlin 1890. Das Buch iſt nicht nur wiſſenſchaftlich von ſeltener Gediegenheit, ſondern gehört auch in ſeiner darſtellenden Form zu den glänzendſten Erzeugniſſen unſerer wiſſenſchaftlichen Literatur. Ich habe in der Schilderung des Entwicklungsganges des indiſchen Denkens häufig nichts beſſeres thun können, als mich auch im Ausdrucke an Oldenberg anzulehnen.

L. v. Schröder, Indiens Literatur und Cultur in hiſtoriſcher Entwicklung. Leipzig 1887.

S. 88. Schopenhauer, Parerga und Paralipomena. II. 418, § 184 der Ausgabe von Griſebach.

S. 94. Neuerdings verfolgen beſonders die Vediſchen Studien von Piſchel und Geldner (1. Band, Halle 1889; 2. Band, erſtes Heft 1892) die Tendenz die Kulturzuſtände der vediſchen Inder als ganz fin de siècle darzuſtellen. Geldgier iſt nach ihnen die treibende Kraft für allen und jeden; die ſexuelle Moral iſt tief geſunken, Ehebruch iſt an der Tagesordnung und die Rolle

der Hetären eine sehr bedeutende; Meineid, Diebstahl, Raub, Falschspielen sind gewöhnlich, das Laster der Trunksucht weit verbreitet, man macht Schulden und bezahlt sie nicht. Und so weiter, was man in der Einleitung zum ersten Bande nachlesen mag. Mir ist nicht zweifelhaft, daß die Verfasser, deren Grundanschauungen in Bezug auf die Interpretation des Veda und auf die Auffassung der Gedichte ich durchaus beistimme, im einzelnen vielfach über das Ziel hinausschießen.

S. 95. Otto Gruppe, Die griechischen Culte und Mythen. 1. Band. Leipzig 1888.

Geldner und Kägi, Siebzig Lieder des Rigveda, übersetzt, mit Beiträgen von R. Roth. Tübingen 1875. Graßmanns Uebersetzung erschien in zwei Bänden bei Brockhaus in Leipzig, 1876 u. 1877. Die Uebersetzung von Alfred Ludwig (Prag 1876, 2 Bände) ist in deutscher Prosa, die aber manchmal schwerer verständlich ist, als der indische Text.

S. 97. Neuerdings sind an der im Text vorgetragenen Ansicht wieder starke Zweifel geäußert worden. Die von Fergusson herrührende Ansetzung der Aera Vikramas ist von Fleet bedenklich erschüttert worden, und Bühler hat Müllers ganze Theorie von der Renaissance der Sanskritliteratur zu bekämpfen gesucht. Man vergleiche besonders seine Abhandlung „Die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie", Wien 1890 (aus den Sitzungsberichten der Akademie), besonders S. 67—83. Ins fünfte oder sechste Jahrhundert setzt den Kâlidâsa auch noch Huth, Ueber die Zeit des K., Berlin 1890.

S. 104. Windisch, Der griechische Einfluß im indischen Drama. Abhandlungen des fünften Orientalisten-Kongresses. Berlin 1882.

S. 105. Auch „Das irdene Wägelchen" — indisch Mrochakatikâ — ist vor kurzem in einer Bearbeitung von Emil Pohl im Berliner Schauspielhause zu neuem Leben erweckt worden, unter dem Titel „Vasantasena". Das ist der Name der in dem Stück auftretenden Hetäre.

VIII.

S. 108. Journal of the Gypsy Lore Society, erscheint in Edinburgh seit 1888.

A. F. Pott. Die Zigeuner in Europa und Asien. Ethnographisch-linguistische Untersuchung vornehmlich ihrer Herkunft und

Sprache. Zwei Bände. Halle 1844 und 1845. Die Unterſuchungen von Miklosich ſind hauptſächlich niedergelegt in ſeinen zwölf Abhandlungen „Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europas", die 1872—1880 in den Denkſchriften der Wiener Akademie der Wiſſenſchaften erſchienen ſind. Dazu kommen ſeine „Beiträge zur Kenntniß der Zigeunermundarten", Wien 1874–1878, in vier Heften, aus den Sitzungsberichten der Akademie.

S. 112. Liszt, Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie. Neue Ausgabe. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1881.

Der Verfaſſer des Buches über die ungariſchen Zigeuner iſt Erzherzog Joſef; es trägt den Titel Czigány nyelvtan románo csibákero sziklaribe irta József főherczeg. Budapeſt 1888.

v. Wlislocki, Vom wandernden Zigeunervolke. Hamburg 1890. — Volksdichtungen der ſiebenbürgiſchen und ſüdungariſchen Zigeuner, Wien 1890. Aeltere Arbeiten von ihm ſind: Die Sprache der transſilvaniſchen Zigeuner, Leipzig 1884; Märchen und Sagen der transſilvaniſchen Zigeuner, Berlin 1886; Zur Volkskunde der tr. Zigeuner, Hamburg 1887. Soeben iſt von dem unermüdlichen Sammler eine neue Schrift erſchienen: Aus dem inneren Leben der Zigeuner, Berlin 1892. Die Beſprechung von Piſchel in den Göttinger Gelehrten Anzeigen charakteriſirt die philologiſche Unfähigkeit von Wlislockis Büchern ſcharf, aber richtig; trotzdem behalten ſeine Sammlungen ihren Werth.

v. Sowa, Die Mundart der ſlovakiſchen Zigeuner. Göttingen 1887. Vgl. deſſelben Abhandlung über „Die Mundart der oſtpreußiſchen Zigeuner", in der Zeitſchrift für Völkerpſychologie XVIII, 82 ff.

S. 113. J. H. Schwicker, Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. Wien und Teſchen 1883. — Piſchel, Die Heimat der Zigeuner. Deutſche Rundſchau, Band IX., S. 353 - 375.

S. 115. Adriano Colocci, Gli Zingari. Storia d'un popolo errante. Turin 1889.

IX.

S. 120. Heyſes Italieniſches Liederbuch iſt jetzt ſammt der Einleitung dazu wieder gedruckt in ſeiner Sammlung „Italieniſche Dichter ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts", Vierter Band (Berlin 1889), S. 175 ff.

Nigra, La poesia popolare italiana, in der ‚Romania', Band V (1876), S. 417—452.

S. 131. Das griechiſche Volkslied iſt in meinem Büchlein „Griechiſche Volkslieder in deutſcher Nachbildung" (Stuttgart, Cotta 1890) S. 49 überſetzt.

X.

S. 132. L. v. Schröder, Die Hochzeitsbräuche der Eſten und einiger anderer finniſch-ugriſcher Völkerſchaften in Vergleichung mit denen der indogermaniſchen Völker. Berlin 1888.

S. 135. *Παπαζαφειρόπουλος, Περιγραφὴ γλωσσικῆς ὕλης καὶ ἠθῶν τοῦ ἑλληνικοῦ λαοῦ, ἐπὶ τῇ δὲ τοῦ τῆς Πελοποννήσου.* Patras 1887. Anderweitige Mittheilungen über griechiſche Hochzeitsgebräuche ſind in Reiſewerken, in griechiſchen Zeitſchriften, z. B. der in Athen erſcheinenden *Ἑστία*, in den Jahrbüchern des Syllogos in Konſtantinopel u. ſ. w. zerſtreut. Vgl. auch Böttticher in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1884, Nr. 96. Die Literatur über Hochzeitsbrauch der Albaneſen habe ich in meiner „Kurzgefaßten albaneſiſchen Grammatik" (Leipzig 1888), S. X. f. verzeichnet.

XI.

S. 145. Tiroler Schnadahüpfeln. Geſammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1889; zweite Folge. Leipzig 1890. — Tiroler Volkslieder. Geſammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig 1889. — Grabſchriften und Marterln. Geſammelt und herausgegeben von L. von Hörmann. Leipzig 1890. — Hausſprüche aus den Alpen. Geſammelt und herausgegeben von L. von Hörmann. Leipzig 1890.

S. 146. Ausführlich habe ich mich über das Schnadahüpfel und die verwandten Arten vierzeiliger Volksdichtungen geäußert in der erſten Sammlung meiner „Eſſays und Studien" S. 332 bis 407.

S. 154. M. Haupt, Franzöſiſche Volkslieder. 1877.

S. 156. Kanellakis, *Χιακὰ Ἀνάλεκτα.* Athen 1890.

Ueber die Rechbreter vgl. W. Hein, Die Todtenbretter im Böhmerwalde, in den Mittheilungen der Wiener anthropologiſchen

Geſellſchaft, Bd. XXI. (1891), S. 85 ff., wo S. 100 ältere Literatur angeführt iſt.

XII.

S. 164. Ehſtniſche Märchen. Aufgezeichnet von F. Kreutzwald. Aus dem Ehſtniſchen überſetzt von F. Löwe. Halle 1869. Zweite Hälfte. Dorpat 1881. Aeltere Mittheilungen eſtniſcher Märchen zählen W. Grimm, Kinder- und Hausmärchen III. 353 (1856) und Schiefner im Vorwort zum erſten Bande von Kreutzwald-Löwe S. V. auf.

Lappländiſche Märchen, Volkſsagen, Räthſel und Sprichwörter. Nach lappländiſchen, norwegiſchen und ſchwediſchen Quellen von J. C. Poeſtion. Wien 1886.

Finniſche Märchen überſetzt von Emmy Schreck. Weimar 1887.

S. 165. Vgl. Porthan, De poesi fennica. 1766. Lencquiſt Specimen academicum de superstitione veterum Fennorum theoretica et practica. Åbo 1782. Ganander, Mythologia fennica. Åbo 1789.

Goethe, Hempelſche Ausgabe I. 97: „Käm' der liebe wohlbekannte". — Voyage pittoresque au Cap Nord par A. F. Skjöldebrand. 1801. — Das finniſche Original ſteht im Kanteletar, 2. Ausgabe, S. 113: Jos mun tuttuni tulisi u. ſ. w.

Morhof S. 375 f. in der mir vorliegenden Ausgabe Lübeck und Frankfurt 1700, deren Orthographie und Interpunktion beibehalten ſind.

S. 168. J. Grimm, Ueber das finniſche Epos. In Höfers Zeitſchrift für die Wiſſenſchaft der Sprache I. 13 ff.

Caſtréns Vorleſungen über finniſche Mythologie. Im Auftrage der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften aus dem Schwediſchen übertragen und mit Anmerkungen begleitet von H. Schiefner. Petersburg 1853.

Kalevala, das National-Epos der Finnen, nach der zweiten Ausgabe ins Deutſche übertragen von Anton Schiefner. Helſingfors 1852.

S. 169. Kalevala, das Volksepos der Finnen. Ueberſetzt von Hermann Paul. I. Helſingfors 1885. II. 1886. Der zweite Band iſt nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben. Vgl. dazu die leſenswerthe Beſprechung von Roman Wörner in der Beilage

zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1886, No. 210 und 211. Die Bedeutung der Kalevala für die vergleichende Geſchichte der Volksdichtung iſt neuerdings eingehend gewürdigt worden von Domenico Comparetti in ſeinem ſchönen Buche Il Kalevala o la poesia tradizionale dei Finni. Studio storico-critico sulle origini delle grandi epopee nazionali. Rom 1891.

S. 170. Kanteletar, die Volkslyrik der Finnen. Ins Deutſche übertragen von Hermann Paul. Helſingfors 1882.

Finnland. Schilderungen aus ſeiner Natur, ſeiner alten Kultur und ſeinem heutigen Volksleben von Guſtaf Retzius. Autoriſirte Ueberſetzung von C. Appel. Berlin 1885. S. 128 ff.

Suomen Kansan Satuja ja Tarinoita. I. Helsingissä 1852. II. 1854. III. 1863. IV. 1866. Die erſten beiden Hefte liegen mir in zweiter Ausgabe, 1871 und 1873, vor.

S. 172. Ich habe mich über dieſe Fragen ausführlicher an mehreren Stellen der früheren Sammlung meiner „Eſſays und Studien" ausgeſprochen, z. B. S. 177 ff. 221 ff.

S. 173. O. Donner, Lieder der Lappen (Helſingfors 1876), S. 22.

S. 174. Archiv für wiſſenſchaftliche Kunde von Rußland, XXII, 614.

S. 176. Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachſen. Kleinere Schriften von Joſef Haltrich. In neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. Wien 1885. S. 4. In dieſer Einleitung iſt die Frage der Thiermärchen — im Gegenſatz zu Haltrich, der ganz Grimm'ſchen Anſchauungen huldigte — anſprechend auseinander geſetzt. Vgl. jetzt auch die lichtvolle Darlegung in Reiſſenberger's Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Reinhart Fuchs (Halle 1886).

Die zyklisch verbundenen Siebenbürger Märchen ſtehen in dem Buche von Haltrich-Wolff S. 29 ff. und bei Haltrich, Deutſche Volksmärchen in Siebenbürgen, 3. Auflage, Wien 1882, S. 269 ff; die finniſchen bei Schreck S. 183 ff. In No. 9 der „Finniſchen Märchen" ſind nur zwei Erzählungen kombinirt, die von der Sau, die ihre Ferkel taufen will, bevor ſie der Wolf frißt, und die von dem Erlaubnißſchein, den die Stute dem Wolf an ihrem Hufe ſehr deutlich vordemonſtrirt. Beide Geſchichten ſtehen auch bei Haltrich-Wolff, dort in einem größeren Zyklus, aber ohne gerade aneinander angereiht zu ſein. Sie gehören auch ſonſt zu den ver-

breitetſten Thiermärchen: vgl. Grimm, Reinhart S. LXXVII, 12. LXXV. CCLXIII. Hahn, Griechiſche und albaneſiſche Märchen No. 92. Wagner, Carmina graeca medii aevi S. 120. 135. Krauß, Sagen und Märchen der Südſlaven I. 1.

S. 177. Wie aus der neuen Sammlung der finniſchen Thiermärchen (ſ. zu S. 183) hervorgeht (S. 355 ff.), ſind die in der Anmerkung erwähnten Erzählungen vom Sichtotſtellen des Fuchſes und vom Fiſchfang des Wolfes (oder des Bären) auch bei den Finnen bekannt.

S. 178. Zielinski, Die Märchenkomödie in Athen. Abdruck aus dem Jahresbericht der deutſchen Schulen zu St. Annen. St. Petersburg 1885. S. 71. Gerland, Altgriechiſche Märchen in der Odyſſee. Magdeburg 1869. — Man vergleiche jetzt den trefflichen Vortrag von O. Cruſius, Märchenreminiscenzen im antiken Sprichwort, in den Verhandlungen der 40. Philologen-Verſammlung, S. 31 ff.

S. 180. Eine Verſion des einen Theiles der Polyphemſage aus ruſſiſch Karelien iſt ſchon in der Zeitſchrift Suomi XIV, 13 bekannt gemacht worden: Thomſen, Deutſche Literaturzeitung 1887, Spalte 927. — Schiefner, Ueber den Mythengehalt der finniſchen Märchen. Bulletin de la classe historico-philologique de l'académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg. XII (1855), 369 ff.

S. 182. Mélusine. Revue de mythologie etc. dirigée par H. Gaidoz. II. 66. — Herr J. Krohn iſt der Wiſſenſchaft leider durch einen plötzlichen Tod — er iſt bei einer Bootfahrt ertrunken — entriſſen worden.

S. 183. Von der neuen, durch K. Krohn beſorgten Sammlung der Thiermärchen iſt der erſte Theil erſchienen: Suomalaisia Kansansatuja, Helſingfors 1886. Der Herausgeber hat auch eine treffliche vergleichende Studie über die Thiermärchen erſcheinen laſſen (1887), die unter dem Titel „Bär (Wolf) und Fuchs. Eine nordiſche Thiermärchenkette“ von O. Hackman ins Deutſche überſetzt (Helſingfors 1888) und dadurch allgemein zugänglich geworden iſt.

XIII.

S. 189. Mir iſt natürlich nicht unbekannt, daß von mancher Seite die Schrift dem Lukian abgeſprochen wird.

S. 191. Vgl. Rohde, Der griechiſche Roman, Leipzig 1876, S. 357.

S. 192. The present state of the Ottoman Empire, by Paul Rycaut. London 1668.

S. 194. Panajot Hitow lebt gegenwärtig als Penſionär der bulgariſchen Regierung in Ruſchtſchuk.

S. 196. Jireček, Das Fürſtenthum Bulgarien. Wien 1891. S. 273 ff.

S. 199. H. v. P., Sechs Jahre in Griechenland. Grimma, 1892. S. 82 ff. — Nach dem Vorfalle von Marathon erſchien in der Revue des deux mondes vom 15. Juni 1870 ein ſehr leſenswerther Aufſatz von E. Burnouf, der mir leider erſt nach dem Abdrucke des meinigen bekannt geworden iſt: Le brigandage en Grèce, le drame de Marathon, les Vlaques, leurs origines et leurs moeurs.

S. 200. Τριάκοντα ἓξ ἡμερῶν αἰχμαλωσία καὶ συμβίωσις μετὰ λῃστῶν, d. h. Sechsunddreißig Tage Gefangenſchaft und Zuſammenleben mit Räubern, von Sotirópulos. Athen 1866.

S. 204. Jireček, Geſchichte der Bulgaren. Prag 1876. S. 474.

S. 206. Während meines vorjährigen Aufenthalts in Griechenland (1892) las man in den Zeitungen wieder von allerhand Räubergeſchichten, als deren Schauplatz Gegenden Theſſaliens, des Peloponnes, ja ſogar Korfu (!) angegeben wurden. Es war damals die lebhaft bewegte Zeit vor den Wahlen zur Kammer, und das meiſte davon mögen tendenziös erfundene oder ausgeſchmückte Berichte geweſen ſein, die das Miniſterium diskreditiren ſollten. Seit Trikupis wieder Miniſter iſt, ſcheint es davon ſtill geworden zu ſein. Es iſt natürlich leicht möglich, daß beſonders in Theſſalien an der türkiſchen Grenze unter einer ſchwachen Regierung die alten Gewohnheiten wieder aufleben.

XIV.

S. 208. Bikelas, Περὶ Βυζαντινῶν. London 1874. Deutſch von Wilhelm Wagner unter dem Titel: Die Griechen des Mittelalters und ihr Einfluß auf die europäiſche Cultur. Gütersloh 1878.

S. 210. Geſchichte der byzantiniſchen Litteratur von Juſtinian bis zum Ende des oſtrömiſchen Reiches, von Karl Krumbacher. München 1891. Die von dem Verfaſſer dieſes Buches

begründete und herausgegebene „Byzantinische Zeitschrift", deren erster Band vor kurzem vollendet worden ist, soll den auf die byzantinische Philologie bezüglichen Studien fortan zum Mittelpunkte dienen.

S. 214. J. Hergenröther, Photius, Patriarch von Konstantinopel. 3 Bände. Regensburg 1867—1869. — Alfr. Rambaud, L'empire grec au dixième siècle. Constantin Porphyrogénète. Paris 1870. Zur Charakteristik des Psellos vergleiche man Gregorovius, Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter, I, S. 176 ff.

S. 218. Außer den genannten Gelehrten ist jetzt als ein jüngerer Forscher auf dem Gebiete der neugriechischen Linguistik noch Dr. Albert Thumb in Freiburg im Breisgau zu nennen. Seine kleine Schrift „Die neugriechische Sprache" (Freiburg i. B. 1892) kann allen, die sich für den Gegenstand interessieren, als brauchbare Einführung dienen.

XV.

S. 220. Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter, von Ferdinand Gregorovius. 2 Bände. Stuttgart 1889.

XVI.

S. 237. Was hier von dem Fehlen eines guten deutschen Buches über Neugriechenland gesagt ist, das ist auch heute (1893) noch wahr. Das vielfach angepriesene Buch von P. von Melingo, Griechenland in unsern Tagen, Wien 1892, hat die Lücke in keiner Weise ausgefüllt. Das Beste, was in deutscher Sprache über die Zustände des heutigen Griechenland geschrieben worden ist, sind die zwei Aufsätze von Gustav Hirschfeld, Griechenland im letzten Jahrzehnt, in „Unsere Zeit" 1882, Heft 5, und 1883, Heft 5; sie sind leider vom Verfasser nicht weiter geführt worden. Vor kurzem ist ein mit viel Sachkenntniß verfaßtes und vortrefflich geschriebenes Buch des französischen Archäologen Gaston Deschamps, La Grèce d'aujourd'hui, Paris 1892 erschienen. Seine deutschen Leser dürfen an einigen kindlichen chauvinistischen Ausfällen keinen Anstoß nehmen. Die Franzosen, denen für ihre Ausgrabungen in Griechenland unendlich reichere Geldmittel zur Verfügung stehen, als den Deutschen, haben von diesen in allem, was Ordnung und Genauigkeit beim Ausgraben und Abschreiben und Sauberkeit und

Gründlichkeit beim Publizieren betrifft, noch sehr, sehr viel zu lernen.

S. 241. Ueber die Slavenfrage in Griechenland vgl. den ersten Band der „Essays" S. 134 ff.

S. 256. Die Erlebnisse Coquelins in Athen kann man bei Deschamps a. a. O. S. 142 ff. nachlesen.

S. 263. Eine Geschichte der neueren griechischen Literaturentwicklung ist noch zu schreiben. Die Bücher von Nicolai, Rangabé und Sanders sind kümmerliche Nothehelfe. Auch Frau Juliette Lamber in ihren Poètes grecs contemporains (Paris 1881) tastet an der Oberfläche.

Ueber die Verhaftung und den Tod des Rigas haben Legrand und Lambros im zwölften Hefte des Jahrbuchs der historisch-ethnologischen Gesellschaft in Athen (1891) neue, wichtige Dokumente mitgetheilt. Vgl. auch Lambros in der „Hestia" 1892.

S. 266. Rangabé, Der Fürst von Morea. Uebersetzt von Dr. A. Ellissen. Breslau, Schottländer 1884. Zum ersten Male war die Uebersetzung erschienen in Ellissens Analekten zur mittel- und neugriechischen Literatur (Leipzig 1855—62, 5 Bände). Von Ellissens Sohne sind die Verdeutschungen der Dramen „Dukas", „Der Vorabend", „Die dreißig Tyrannen". Rangabé selbst hat die „Hochzeit des Kutrulis" ins Deutsche übertragen (Breslau 1883), nachdem Dan. Sanders dies bereits 1848 gethan hatte. — *Ἐρρίκου Ἄϊνε Τραγούδια. Μετάφρασις Ἀ. Βλάχου.* Athen 1887.

S. 267. Eine von M. Ralli trefflich illustrierte französische Ausgabe des „Louki Laras" in der Uebersetzung des verstorbenen Marquis Queux de Saint-Hilaire ist in Paris 1892 erschienen. Derselbe hat auch die ‚Nouvelles grecques' übersetzt (Paris 1887).

S. 268. Die von Barth und v. Hirst herausgegebene *Ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη* ist, so viel ich weiß, mit dem 25. Hefte eingegangen. Auch die *Βιβλιοθήκη τοῦ λαοῦ* von Sakellarios scheint es nicht weit gebracht zu haben; ich kenne blos 12 Nummern. Dagegen macht das ebenfalls von Herrn Barth ins Leben gerufene und jetzt auch von ihm redigirte Konversationslexikon (*Λεξικὸν ἐγκυκλοπαιδικόν*) rüstige Fortschritte.

Ein Lektorat für Neugriechisch ist seit einiger Zeit am orientalischen Seminar in Berlin geschaffen und mit Herrn Mitsotakis besetzt worden.

XVII.

S. 272. Ueber die beiden Inseln unterrichtet man sich jetzt am besten aus „Kephallenia und Ithaka. Eine geographische Monographie“ von Joseph Partsch. Gotha 1890, dessen Schrift über Korfu (Gotha 1887) ebenfalls für jeden Besucher dieser Insel der beste Führer ist. Ueber Kephallenia erschien gleichzeitig eine sehr lobenswerte Arbeit des griechischen Geographen Miliarakis. Eine Uebersicht über die Fragen der homerischen Topographie Ithakas findet man in einem Aufsatze von J. Partsch in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ vom Jahre 1888, oder in dem Büchlein von Menge, Ithaka nach eigner Anschauung geschildert, Gütersloh 1891.

S. 281. Die arme junge Prinzessin Alexandra ist bekanntlich seitdem an den Folgen ihres ersten Wochenbettes gestorben.

S. 293. Der karische Sophist Julius Apellas hat die an ihm geschehenen Wunderkuren ausführlich selbst erzählt: Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική 83, S. 227 ff.; J. und Th. Baunack, Studien I, S. 110 ff.

XVIII.

S. 296. Zante, das durch das furchtbare Erdbeben im Anfang dieses Jahres (1893) wieder zu trauriger Berühmtheit gelangt ist, hat ebenfalls durch Partsch eine zwar kurze, aber treffliche Schilderung erhalten in Petermann's Mittheilungen, 37. Band (1891), 7. Heft.

S. 304. Die Gleichsetzung des Skopós mit dem plinianischen Elatus wird von Partsch a. a. O. S. 172 bestritten.

XIX.

S. 310. Deecke, Zur Entzifferung der messapischen Inschriften. Rheinisches Museum Bd. 36, S. 576 ff.; Bd. 37, S. 373 ff.; Bd. 40, S. 133 ff.; Bd. 42, S. 226 ff.

S. 317. Gregorovius, Lecce. Im fünften Bande der „Wanderjahre in Italien“, S. 213 ff.

S. 327. Comparetti, Saggi dei dialetti greci dell' Italia meridionale. Pisa 1866. — Morosi, Studi sui dialetti greci della Terra d'Otranto. Lecce 1870.

S. 334. Einige Proben dieser Lieder habe ich in meinen „Griechischen Volksliedern“ übersetzt.

S. 335. W. Kaden, Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens. Berlin 1880.

F. Lenormant, La Grande-Grèce. 3 Bände. Paris 1881.

S. 338. De Vincentiis ist auch der Verfasser eines Wörterbuches des tarentinischen Dialekts (Tarent 1872).

Gregorovius, Wanderjahre, 5. Band, S. 253 ff.

XX.

S. 345. Vgl. die erste Sammlung meiner „Essays" S. 66. 75 ff.

S. 350. Ich habe das in San Marzano gesammelte sprachliche Material in der „Zeitschrift für romanische Philologie" 1891, S. 546 ff. mitgetheilt.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Von

Gustav Meyer, Dr. phil.,
Professor an der Universität Graz.

Zweiter Band.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1893.

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Von demselben Verleger sind erschienen:

Etymologisches Wörterbuch der albanesischen Sprache. [illegible] VIII, [illegible] 524 S. [illegible] M. 12.

Die lateinischen Elemente im Albanesischen. [illegible] Grundriss [illegible] I. Bd. 3. Heft. [illegible] M. 6.

Kluge, [illegible] Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. [illegible] 8°. [illegible] M. 5.

Kauffen, [illegible] Gesamtindex zu Kluges etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache. [illegible] 8°. 284 S. 1890. M. 7.

Brugmann. [illegible] wissensch. [illegible] Leipzig. **Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen.** Kurzgefasste Darstellung der Geschichte des Altindischen, Altiranischen (Avestischen und Altpersischen), Altarmenischen, Altgriechischen, Lateinischen, Umbrisch-Sabellischen, Altirischen, Gotischen, Althochdeutschen, Altsächsischen und Altfriesischen, Litauischen, Altkirchenslavischen.

Erster Band: [illegible] XVIII, [illegible] S. 1886. M. 14.

Zweiter Band: Wortbildungslehre. [illegible] 1. Hälfte. Vorbemerkungen. Nominalcomposita. Nominalsuffixe. Nominalflexion. Zahlwörter. Pronominalstämme. Pronominalflexion. Pronominalsuffixe. Partikeln. Verbalflexion. Notizen zur Syntax. Register. Wurzelindex. gr. 8°. XIV u. 492 S. 1888. M. 12.

— 2. Hälfte. 1. Lieferung: Zahlwörter. Pronominalstämme. Pronominalflexion. Pronominalsuffixe. Partikeln. Verbalflexion. Notizen zur Syntax. gr. 8°. [illegible] 1889. M. 10.

— 2. Hälfte. 2. (Schluss-) Lief. gr. 8°. XII und 492 S. 1892. M. 14.

Indices [illegible] gr. 8°. [illegible] 1892. M. [illegible]

Der III. Band dieses Werkes:

Grundriss der vergleichenden Syntax der indogermanischen Sprachen bearbeitet von Professor **Dr. B. Delbrück** wird im Laufe des Jahres 1893 erscheinen.

[illegible]

Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg.

Essays und Studien

zur

Sprachgeschichte und Volkskunde

von

Gustav Meyer,
Professor an der Universität Graz

Erster Band.

8°. VIII u. 412 S. 1885. M. 7. , geb. M. 8. .

Inhalt:

Zur Sprachgeschichte. I. Das indogermanische Urvolk. II. Die etruskische Sprachfrage. III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen. IV. Das heutige Griechisch. V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland.

Zur vergleichenden Märchenkunde. I. Folklore. II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft. III. Aegyptische Märchen. IV. Arabische Märchen. V. Amor und Psyche. VI. Die Quellen des Decamerone. VII. Südslavische Märchen. VIII. Der Rattenfänger von Hameln. IX. Der Pathe des Todes. X. Rip van Winkle.

Zur Kenntniß des Volksliedes. I. Indische Vierzeilen. II. Neugriechische Volkspoesie. III. Studien über das Schnaderhüpfel. 1. Zur Literatur der Schnaderhüpfel. 2. Vierzeile und mehrstrophisches Lied. 3. Über den Natureingang des Schnaderhüpfels. — Anmerkungen.

Urteile der Presse:

„Es kann gewiss nur willkommen sein, Fragen, die jeden Gebildeten interessiren sollten, von berufener Seite einem weiteren Leserkreis auseinandergesetzt zu sehen. Und gerade die vorliegende Sammlung verbindet in glücklicher Weise wissenschaftliche Strenge mit gemeinfasslicher Darstellung in fesselndem und vornehm elegantem Stile." *Literarisches Centralblatt.*

„Das Ganze zeigt von einer bewundernswürdigen Belesenheit und ist dabei in einer so geistvollen und fesselnden Sprache geschrieben, dass wir überzeugt sind, das neue Buch werde sich bei allen, welche für den in Sprache, Märchen und Liedern sich offenbarenden Charakter eines Volkes Interesse haben, schnell viele Freunde erwerben." *Deutsche Litteratur-Zeitung.*

Der wissenschaftliche Werth eines Werkes von Gustav Meyer ist stets über allem Zweifel erhaben; das vorliegende ist aber vermöge seiner glänzenden Darstellung von Anton Schönbach für würdig befunden worden, in seinem Buche „Ueber Lesen und Bildung, 3. Auflage" unter denjenigen Werken aufgeführt zu werden, welche einen Ehrenplatz in dem geistigen Haushalt jedes Gebildeten verdienen.